This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 07575581 3

SI

Der du von dem Himmel bist

Stratz

NGL

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Rudolph Stratz:

Der weiße Tod. Roman aus der Gletscherwelt. 10.—12. Auflage
Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Buch der Liebe. Sechs Novellen. 3. Auflage
Geheftet M. 2.50. In Leinenband M. 3.50
Inhalt: Schwester Klara — Zwischen den Herzen — Zu spät — Frau Susanne — Die Platzkarte — Mademoiselle

Der arme Konrad. Roman aus dem großen Bauernkrieg von 1525. 3. Aufl.
Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Die letzte Wahl. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50 In Leinenband M. 4.50

Montblanc. Roman. 5. Auflage Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Die ewige Burg. Roman aus dem Odenwald. 5. Auflage
Geheftet M. 3.— In Leinenband M. 4.—

Die törichte Jungfrau. Roman. 5. Aufl. Geh. M. 3.50 In Leinenband M. 4.50

Alt-Heidelberg, du Feine ... Roman einer Studentin. 7. u. 8. Auflage
Geheftet M. 3.50 In Leinenband M. 4.50

Es war ein Traum. Berliner Novellen. 4. Auflage
Geheftet M. 3.50 In Leinenband M. 4.50
Inhalt: Es war ein Traum — Aus der Jugendzeit — Es war ein alter König — Der böse Geist

Gib mir die Hand. Roman. 6.—9. Aufl. Geh. M. 4.— In Leinenband M. 5.—

Ich harr' des Glücks. Novellen. 4. Auflage
Geheftet M. 3.50 In Leinenband M. 4.50
Inhalt: Ich harr' des Glücks — Das Ädämle — Und vergib uns unsere Schuld — Nur wer die Sehnsucht kennt — Mieze — Die Tat — Mei' Häusche — Der erste Schuß — Wie der Kaplan Musculus wider den Teufel stritt

Du bist die Ruh'. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.50 In Leinenband M. 4.50

Der du von dem Himmel bist. Roman. 2.—5. Auflage
Geheftet M. 3.50 In Leinenband M. 4.50

Jörg Trugenhoffen. Ein deutsches Schauspiel in fünf Aufzügen
Geheftet M. 2.— In Leinenband M. 3.—

Der du von dem Himmel bist

Roman

von

Rudolph Stratz

2.—5. Auflage

Stuttgart und Berlin 1906
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
656188
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1914 L

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

I

Von dem kleinen Dachturm des Heidelberger Universitätsgebäudes schlug es langsam sieben-, acht-, neunmal hinaus in Regen und Dunkel der Februarnacht. Eine Minute war es darauf still. Dann bestätigte unsichtbar, hoch vom finsteren Himmel der Klöppel der nahen Jesuitenkirche, daß es neun Uhr Abends sei, und ehe er noch damit zu Ende war, beeilten sich von der anderen Seite, von Westen, St. Peter- und Providenz, auch den Protestanten der Neckerstadt die Zeit zu künden. Als Nachzügler brummte und dröhnte drüben, aus der Richtung des Marktes, die uralte Heiliggeistkirche wie seit vielen Jahrhunderten ihr Sprüchlein. Dann herrschte wieder tiefe, schläfrige Ruhe. Der feine, lau rieselnde Winterregen plätscherte in den Dachkandeln und Gossen, die keine Spur von Schnee mehr zeigten — der lag in Heidelberg meist nur oben auf den Waldhöhen, die, jetzt in der Nacht verschwunden, Stadt und Fluß einrahmten — ein feuchter Südwest strich, von der Rheinebene kommend, über den freien Platz zur Seite der Hochschule, in dessen Mitte, von Laternengeflacker notdürftig erhellt und von Nässe triefend, die viel zu kleine Bronzegestalt des alten Kaiser Wilhelm auf einem ebenfalls viel zu kleinen Rößlein ritt. Außer ihm war nichts auf der Fläche zu bemerken. Menschen gab es nicht.

Die hielt der Regen und die späte Stunde daheim. Selbst in der nahen Hauptstraße zeigten sich nur wenige Fußgänger, selten einmal ein Wagen. Alt-Heidelberg lag im Winterschlaf. Das war nicht mehr „die Feine", die von Fremden wimmelnde, die im schimmernden Brautgewand ihrer weißen Maienblüte und in ihrem Sommergrün von den Dichtern Verherrlichte, von dem In- und Ausland Angestaunte — das Schoßkind und Nesthäkchen unter den deutschen Städten, sondern ein mittleres badisches Amts- und Kreisstädtchen wie viele andere — mit einer jetzt meist von Februarnebel umsponnenen, wenig besuchten Schloßruine und einer Universität. . . . .

Vor der hielt jetzt in der Hauptstraße ein Straßenbahnwagen. Eine junge Dame stieg aus und ging mit raschen, die Gewohnheit dieses Weges verratenden Schritten an dem mittelalterlichen Brunnen vorbei und über die Asphaltfläche, auf der bei Tag die Droschkenkutscher standen, zur Hochschule hin. Aber sie trug keine Kollegienmappe in der Hand, sondern einen Blumenstrauß. Es wäre auch zu spät für eine Vorlesung gewesen. Wohl war das Tor der Ruperto-Carola noch offen und brannte innen in der Vorhalle das Gas und warf seinen Zitterschein über die mit Gelehrtenhand hingekritzelten Anzeigen am schwarzen Brett, die Ankündigungen von Wohnungen und Mittagstischen, von Sprachlehrern und Übersetzern und Dissertationsabschreibern, aber zu sehen war niemand mehr und durch die offenen Türen der Hörsäle gähnten innen im Halbdunkel die leeren Bankreihen.

Olga Ritter warf einen Blick nach oben, die Treppe hinauf, ob da nichts sich rege, und auf ihrem nicht sehr

hübschen, eher nervösen und leidenden Gesicht war ein Zug erwartungsvoller Spannung. Als alles still blieb, schüttelte sie ungeduldig den Kopf, klappte wieder ihren Schirm auf und trat ins Dunkel hinaus. Dort bog sie um die Ecke der Hochschule und schritt auf dem freien Platz bis beinahe dahin, wo nach wie vor der kleine bronzene Kaiser und sein Roß den Unbilden der Witterung trotzten. Von hier konnte man die Südfläche des bis zur Ärmlichkeit unansehnlichen Heidelberger Universitätsgebäudes überblicken. Seine Fenster lagen still und schwarz da. Nur zwei von ihnen — hart an der Ecke, wo hinten die Augustinergasse die Hochschule abschloß — waren noch erleuchtet. Ein heller Schein fiel von ihnen aus in die Nacht.

Das beruhigte die Studentin und sie ging langsam mit ihren Blumen, die sie unter dem Schirm schützte, nach dem Haupttor zurück. Dort stieß sie auf eine rasch von der andern Seite nahende Kommilitonin, die auch einen großen Rosenbusch in der Hand trug, und beide nickten sich zu. Suse Trautvetter, die Medizinerin, war erst zu Anfang der zwanzig, wohl fünf, sechs Jahre jünger als ihre zuerst gekommene Genossin von der philosophischen Fakultät. Ihr hübsches Gesicht war noch unberührt vom Leben, mehr eine glattrosige Kindermaske als die Züge einer Frau. Sie war sehr sorgfältig, für das elende Wetter sogar teuer, aber ganz unauffällig gekleidet, in einer harmlosen Art, die gar nicht auf andere berechnet war, sondern, wie der durch das Studium erworbenen geistigen, so auch der körperlichen Achtung vor sich selber entsprach.

Die beiden gaben sich die Hand. Sie wohnten neben-

einander im selben Hause und sahen sich täglich — aber sie nannten sich „Sie" und „Fräulein". Schwärmerische Mädchenfreundschaften wie früher gediehen in diesen neuen, suchenden Seelen kaum. Dazu wehte die Luft der Erkenntnis auf den Höhen der Wissenschaft zu scharf und war der geistige Einfluß der Männer zu nahe und zu stark.

Unwillkürlich verglichen sie einen Augenblick ihre Buketts miteinander, ob sie auch gleichwertig seien, dann versetzte die cand. phil. Olga Ritter: „Die Fenster sind noch hell! ... Sie ist noch mitten drin ..."

„Aber um sieben haben sie doch schon angefangen. Sie muß jetzt doch bald fertig sein!" sagte die kleine stud. med. Suse Trautvetter.

„Nun ja — zwei Stunden dauert das Doktorexamen doch immer mindestens! Und dazwischen ist noch die Pause."

„Haben Sie sie denn in der Pause gesprochen?"

„Ja — ich war oben! Im Vorzimmer! Der dicke Pedell hat mich zu ihr hereingelassen!"

„Na — und wie war sie denn? Erzählen Sie doch, Fräulein Ritter!"

„Ach — eigentlich wie immer! Sie regt sich ja selten über etwas auf. Sie sagt, sie säßen eben alle um einen Tisch 'rum — Trenkle und Helmstorff und die anderen und sie und unterhielten sich ganz gemütlich — und dazwischen kämen so die Fragen und meistens wisse sie die Antwort und manchmal auch nicht. Aber da gingen die Herren dann schonend darüber hinweg. Und Helmstorff, der ja als Ethnograph von ihren übrigen Prüfungsfächern nicht die Bohne verstehe, nicke ihr gönner-

haft über den Tisch hin zu, wenn einmal eine Frage käme, die er auch wisse. Aber im ganzen sei er doch mehr in sein gewöhnliches stilles Staunen versunken, was er doch für ein schöner Mann sei, und liebäugle aus Langerweile immer mit seiner Hand mit den blankpolierten, spitzen Nägeln. Sie sei ja lang, aber weiß wie bei einer Frau. Eigentlich habe er überhaupt etwas von einer Frau an sich" ...

Suse Trautvetter lachte. Sie verstand es vortrefflich, Gesichter zu schneiden und die Professoren nachzumachen, zu deren Füßen sie scheinheilig, emsig kritzelnd und mit gläubigen Augen im Hörsaal saß. Und besonders die Karrikierung des schönen, erst in den Vierzigerjahren stehenden Geheimrats von Helmstorff war ihre Spezialität, wie er auf dem Katheder sich räusperte und seinen langen blonden Bart strich und die Manschetten hervorzog und, ehe er seinen Vortrag begann, einen prüfenden Blick über das Auditorium gleiten ließ, in dem sich Kopf an Kopf — viele Damen, viele Engländer und durchreisende Fremde darunter — bis zur Türe hin drängte — eine glänzende Leuchte, ein Halbgott der Hochschule in jedem Zoll seines Wesens — und dabei auch noch Mitglied des Reichstags, an vielen kleinen Höfen wohl angesehen, durch einen bayrischen Orden geadelt, selbst in Berlin bekannt — einer, dem vor dem Neid der Götter grauen konnte.

Und schrecklich sei es für Hedwig nur, berichtete die Philosophin aus dem Examenszimmer weiter, daß der alte Geheimrat Trenkle, Helmstorffs Schwiegervater, neben ihr immerwährend, wenn sie gerade ordentlich im Zug sei und fließend spreche, zerstreut mit seinem Blei-

ſtift Köpfchen auf das weiße Papier vor ihm male — Frauenköpfchen natürlich, mit kühnen Friſuren — man kenne ja die Schwäche des alten Herrn. Aber ſie, die Hedwig, mache das Gekritzel ganz nervös. Das lenke ſie immer ab. Und das juſt bei dem alten Trenkle, der ſtets ſo gut und wohlwollend zu ihr geweſen während ihrer ganzen Studienzeit. Und er prüfte ſie doch gerade im Hauptfach! Er promovierte ſie doch! Er hatte doch die Verantwortung für ſie gegenüber der Fakultät! Für ihn hatte ſie ja die Diſſertation geſchrieben! Und nun erſchwerte er ihr das Mündliche ſo unnütz! Und ſie konnte ihm doch nicht gut etwas ſagen. Nun, zum Glück ſaß er jetzt in der zweiten Stunde weiter abſeits! Da kamen die anderen daran. Da mußte ſie nun ſehen, wie ſie ſich mit denen abfand! . . . Und Suſe Trautvetter zuckte, als ſie das von ihrer Gefährtin hörte, die Achſeln und verſetzte deſpektierlich: „Gott . . . die alten Knöpfe!“

Eine Weile ſchwiegen die beiden Mädchen und ſtanden ſtill nebeneinander in dem unwirtlichen und zugigen Vorplatz, den der eigentümliche Dunſtkreis der Hörſäle, ein Geruch von Staub, Gas, Menſchen und naſſen Mänteln jetzt noch erfüllte. Dann ſagte die kleine Trautvetter plötzlich: „Na — wenn auch! Ihr habt's doch gut — mit eurer Philoſophie! Zwei Stunden werdet ihr im Doktorexamen gepieſakt und dann iſt's alle! Aber in der Medizin — au — wenn ich bloß an mein Phyſikum denke! — Das blüht mir nächſtes Jahr — und dann gar das Staatsexamen! Wochenlang haben ſie einen da in der Mache und rupfen und zauſen einen — und dann bin ich immer noch nicht Doktor, ſondern das Vergnügen kommt noch extra! Da

ist die Hedwig doch wahrhaftig besser daran. Die steigt jetzt mit ihrem „magna cum laude“ in der Tasche die Treppe herunter und . . .“

„. . . ‚cum laude‘ kriegt sie — mehr nicht!“ meinte die Philosophin und die Medizinerin widersprach: „Nein! Sie behaupten alle, sie müsse ihren Doktor magna cum laude machen! Ihre Dissertation sei so ausgezeichnet, daß . . .“

„Aber es hapert in dem einen Nebenfach! Schließlich — sie sagt mit Recht: Und wenn ich nur mit ‚rite‘ durchschlupf', was ja auf alle Fälle sicher ist — Doktor bleibt Doktor . . .“

„Ob sie mir dann fünfzig Mark borgen kann?“ meinte die andere hoffnungsvoll. Fräulein Ritter erwiderte ihr nichts darauf. Es war bekannt, daß die kleine Trautvetter trotz ihres reichlichen Zuschusses von zu Hause stets in den verwickeltsten Finanznöten stak. Das kam von den ewigen Landpartien nach Neckarsteinach, den Theaterfahrten nach Mannheim, den teuren Toiletten — dem ganzen Sausewindtreiben. Ihre Gefährtin mißbilligte das durchaus. Aber schließlich mochte jede hier selbst sehen, wie sie sich ihre Freiheit und ihr Leben einrichtete.

„Guten Abend!“ sagte vom Eingang her eine weiche, leise Stimme. Die da kam, war keine Studentin. Sie trug die schwarze Tracht der Krankenschwestern und, in seltsamem Gegensatz dazu, ein Büschel exotisch-buntschillernder, abenteuerlich geformter Orchideen halb verhüllt unter dem Mantel. Unter der weißen Haube schaute ein auffallend hübsches, schmales, nicht mehr ganz junges Gesicht heraus.

„Komm' ich noch zurecht?" frug sie, ihren nassen Schirm zuklappend und den anderen die Hand reichend. Und die begrüßten sie respektvoller als es sonst die ungebundene Art ihres Verkehrs untereinander war: „Jawohl, Fräulein von Behla! Das Examen ist noch nicht zu Ende!"

Und die gottlose kleine Trautvetter setzt hinzu: „Sie sitzt noch oben und schwitzt Blut und Wasser. Und zum Schluß gibt ihr Helmstorff den Segen — feierlich — wie ein Hoheprieſter. Ach . . .! 's ist aber doch wundervoll . . . Doktor! . . . Wenn ich's nur schon wäre . . ."

Dann entstand eine Pause. Es war wie etwas Unausgesprochenes zwischen den dreien — eine stumme Frage, die auf allen Lippen lag —, und endlich löste die junge Medizinerin die Spannung und forschte laut und unbekümmert: „Wo steckt denn eigentlich Riedinger? Warum haben Sie Ihren hohen Chef denn nicht mitgebracht, Fräulein von Behla?"

Die schöne Krankenschwester lächelte und die beiden Studentinnen lächelten mit. In diesem Kreis brauchte man sich nicht erst zu erzählen, was zwischen der Doktorandin droben und dem Dr. med. Hermann Riedinger bestand. Das war ja schon lange her und im übrigen ganz natürlich. Waren sie doch Nachbarskinder und Jugendgespielen, von klein an in dem finstern Barockhaus in der Heidelberger Altstadt aufgewachsen, das jetzt noch Hedwigs Vater und seit vielen Generationen schon, seit dem Wiederaufbau der Stadt nach der Zerstörung, der alten Humanisten- und Predigerfamilie der Solitander gehörte. So sagte denn auch Demut von Behla, die seit einem halben Jahr in der Riedingerschen Privat-

klinik als Probeschwester tätig war, ganz gleichmütig: „Ja — er wollte auch kommen, aber im letzten Moment haben sie uns einen schweren Fall von auswärts gebracht. Da konnt' er nicht weg."

„Was war es denn?" erkundigte sich Suse Trautvetter.

„Ach — nichts Besonderes. Influenza-Pneumonie bei ausgesprochen phthisischem Habitus!"

Die junge Medizinerin pfiff leise durch die Zähne. Es lag Bedauern und Sachverständnis in diesem Laut. Sie kam sich bei solchen Gesprächen sehr wichtig vor und schaute dann wieder nach oben. Dort klangen Schritte — aber schwer — von Männerstiefeln. Der Pedell stieg die Treppe herab, um irgend etwas zu holen, und grüßte im Vorbeigehen die Gruppe, deren Versammlungszweck er ohne weiteres an den bereit gehaltenen Blumen erraten konnte. „Jetzt hot sie's bald geschafft!" versetzte er tröstend mit einer Bewegung des schnurrbärtigen, roten Kopfes nach der Richtung des Prüfungszimmers und verschwand quer über den Platz. Dabei grüßte er ehrerbietig eine Dame, die in einiger Entfernung, auf dem Bürgersteig der Grabengasse, einen Augenblick im Gehen halt gemacht und forschend nach dem erleuchteten Eingang der Universität hingesehen hatte, um dann mit raschen Schritten ihrer noch ziemlich jugendlichen, schlanken und eleganten Gestalt ihren Weg fortzusetzen, und Suse Trautvetter sagte: „Kinder — ich glaube, das war Frau von Helmstorff. Die denkt, ihr Mann könnte jetzt auch schon allmählich nach Hause kommen — zum Abendessen . . ."

Sie schaute ihr nach und bemerkte dabei jetzt erst hart

neben ihnen am Eingangstor ein junges Mädchen, das schon vor einiger Zeit gekommen, aber schüchtern beiseite geblieben war. Sie trug ein einfaches, billig im Konfektionsladen gekauftes Mäntelchen und ein Kopftuch um das zarte, ein wenig blasse und scheue Gesicht. So wie sie da aussah, so standen überall gegen Abend in den Gassen der Altstadt die kleinen Heidelberger Bürgermädchen unter der Türe oder huschten zueinander über die Straße und wisperten und lachten in dunklen Fluren und erzählten sich in den Kramlädchen ihrer Eltern, in denen sie als Verkäuferinnen tätig waren, die wichtigsten Neuigkeiten über ihre Liebeshändel mit den Studenten ins Ohr und schmiedeten ihre Pläne für die in nächster Zeit kommende Fastnacht und klatschten über die unnahbare, eisig abgeschlossene Welt der Professorentöchter, die sie von Herzen haßten.

Käthe Butterweck hatte etwas Feines, Zurückhaltendes. Als Buchbindermeisterstochter wollte sie sich den beiden Studentinnen, obwohl sie mit ihnen in dem Solitanderschen Hause wohnte, und mehr noch der vornehmen adeligen Krankenpflegerin nicht aufdrängen. Aber Suse Trautvetter war nicht so. Die rief unbekümmert: „Kommen Sie doch! Was stehen Sie denn da wie'n Häufchen Unglück? Zeigen Sie 'mal Ihre Blumen! Herrgott — das ist ja die reine Verschwendung!"

„Ach, für 'nen Tag wie heut!" sagte Käthe Butterweck gepreßt und drehte die regenfeuchten Rosen zwischen den Händen. „'s ist immer noch besser, man trägt sein Geld in den Blumenladen als ins Scheppe Eck."

Das Scheppe Eck kannten sie alle. Das war eine

Wein- und Bierstube in der Kapuzinergasse. Da saßen die kleinen Handwerker und Gewerbetreibenden, die in Menge in der engen Gasse wohnten, und tranken schon des Morgens zum „Neun Uhr" ihren Alkohol und schrien beim Frühschoppen und kamen des Nachmittags wieder und rückten Nachts auf den Bänken zusammen, damit keiner vor der Polizeistunde um Mitternacht heim dürfe.

„Der Vatter is jetzt wieder mehr dort als in der Buchbinderei," fuhr die Kleine fort. Und die Studentin meinte: „Aber heute nachmittag war er doch daheim! Ich hab' mir wenigstens die Ohren zuhalten müssen, um zu lernen bei dem Mordsskandal unten."

Eine leichte Röte flog über Käthe Butterwecks schmales Gesichtchen. „Ja — da is er eigens aus dem Wirtshaus 'rübergesprungen, weil der Schilling mit mir im Lädchen war, der Schlosser, und hat gekrischen: Er wär' ein ehrlicher Handwerker und brauchte keinen solchen roten Lump von 'nem Sozialdemokraten zum Schwiegersohn — und nix wie 'naus oder ich hol' den Polizeidiener! — Und der Schilling ist doch auch so hitzig . . . Und die Mutter is vor den Vater hin und hat geschrien: ‚Hebet den Babbe! Hebet ihn, ihr Leut'!' — Und da haben ihn dann der Göckler, der Barbier, und der Flaschner Boos fest gekriegt und der Nathan Löwenhaar is auch aus seinem Trödelkram beigelaufen und der Stadelberger hinterdrein und hat ganz pomadig gesprochen: ‚Wann ich als Rindsmetzger die Ärmel aufkrempel, nachher gibt's Ruh', ihr Männer!' No — und so haben sie sie auseinandergebracht."

Dem blassen kleinen Wesen war das Weinen nahe.

An die Doktorandin da oben, die Tochter ihres Hauswirts, dachte sie kaum mehr und auch die übrigen waren durch sie von dem Examen abgelenkt. Da plötzlich hob Suse Trautvetter, während ein jäher, erwartungsvoller Schein über ihr Gesicht glitt, ihren Blumenstrauß und schwenkte ihn frohlockend nach oben. Von dort tönten leichte Schritte. Hedwig Solitander kam die Treppe herunter.

Wer sie sah, der sah zunächst nur ihr Haar — ein wunderbares, leuchtendes Rotgold, das in schwerer, fast zu schwerer Fülle seiner seidenen Flechten den Kopf krönte und bis in den Nacken herniederlastete. Selbst jetzt, im ungewissen Dämmerschein des Gasgeflackers, ging ein warmer Glanz von Leben von ihm aus und erhellte das Antlitz darunter — ein feingeschnittenes, auffallend weißes Mädchenangesicht an der Schwelle der dreißig, mit einem leichten Zug von Überarbeitung oder Müdigkeit. Zwei große graue Augen waren darin — kühl und ernst. Und der Gegensatz zwischen ihnen und dem lachenden Feuerblond des Haares — der war das Bestimmende an Hedwig Solitanders äußerem Menschen. Der prägte sich auf den ersten Blick ein. So behielt sie jeder im Gedächtnis, der sie einmal gesehen.

Sie war ganz gelassen, als sei gar nichts besonderes vorgefallen, schüttelte den Freundinnen die Hand und sagte nur: „Na also, Kinder, ‚cum laude‘ mit Gottes Hülfe, mehr nicht . . . und nun ist's überstanden!“

Ein Jubelschrei antwortete ihr. Die Mädchen waren ja alle von dem glücklichen Ausgang des Examens überzeugt gewesen. Wenn man so mit den Professoren

ſtand und ſolch eine Diſſertation geſchrieben hatte wie Hedwig Solitander, dann war das ein von vornherein entſchiedener Sieg. Aber doch erfüllte ſie die vollendete Tatſache jetzt mit aufgeregter Rührung, daß Hedwig ihr Ziel erreicht und ſie, die Studentinnen, es wohl auch einmal erzwingen und am Ende ſo vieler Jahre und Mühen und innerer und äußerer Kämpfe als Doctores medicinae oder philosophiae et magistri liberalium artium durch dies dunkle Tor da erhobenen Hauptes in das weitere Leben hinaustreten würden. Suſe Trautvetter weinte einfach vor Begeiſterung. Die Tränen liefen ihr dick über ihr rotwangiges Kindergeſicht. Und auch Olga Ritter, die Ältere, hatte feuchte Augen und Käthe Butterweck, die eigentlich von der ganzen Geſchichte nichts begriff, ſtand ſcheu-ſtaunend da. Die einzige, die die Examinandin zwar herzlich beglückwünſchte, aber dann in dem ganzen Jubel ſehr ruhig blieb und ſchließlich zu dem Frohlocken der Studentinnen ſogar ſeltſam lächelte, war Demut von Behla.

Endlich war man ſo weit, daß man wenigſtens den Heimweg antreten konnte, Hedwig in der Mitte, mit Blumen beladen, aber immer ganz gleichmütig, die übrigen um ſie her. Der Regen hatte aufgehört. So konnten ſie ihre Schirme zugeklappt halten und ſich eng um die Heldin des Abends drängen und hören, was die, endlich zu Worte gekommen, vom Verlauf des Examens erzählte. Alſo die erſte Stunde war ganz gut gegangen — das wußte man ja ſchon aus dem Geſpräch mit Olga Ritter in der Pauſe — aber dann die zweite! Da kam die Nervenabſpannung. Man wurde

ganz dumm im Kopf. Man wußte die Sachen ja genau — aber man fand die Worte nicht, um sie zu sagen! Und das nun gerade bei dem einen wackeligen Nebenfach. Aber alle Herren waren sehr nett gegen sie gewesen. Sie kannten die Examinandin ja lange genug aus den Seminaren. Es war alles wirklich mehr eine Formalität. Dann, nachdem die Fragerei glücklich zu Ende, habe sie, Hedwig Solitander, noch ungefähr zehn Minuten im Vorzimmer gewartet und als dann der Pedell sie wieder hineingelassen, habe der Dekan schon gelacht und ihr die Hand gegeben und sie im Namen der philosophischen Fakultät der Ruperto-Carola zum Doktor beglückwünscht, und die anderen Professoren hätten auch gelacht, und es sei ein allgemeines Händegeschüttel und eine plötzliche Gemütlichkeit gewesen und sie, die Kandidatin, die sich heilig von vornherein schon seit Monaten gelobt habe, um keinen Preis in diesem entscheidenden Augenblicke das Frauenzimmer zu spielen und etwa Freudentränen über ihren Erfolg vor den versammelten fünf Hochschullehrern zu vergießen — sie habe mit Erstaunen bemerkt, daß dies Zähnezusammenbeißen gar nicht nötig gewesen. Das sei ihr auf einmal alles ganz selbstverständlich erschienen, und so habe sie den Professoren noch einmal die Hand gegeben und herzlich gedankt und dem Pedell draußen zehn Mark geschenkt und sei in aller Gemütsruhe weggegangen ...

„Und hat Ihnen der Helmstorff nicht zum Schluß die Hände aufs Haupt gelegt und Sie gesegnet?" frug die kleine Trautvetter harmlos neugierig. „So dächte ich mir das bei ihm, das sähe ihm ähnlich, dem Komödianten!" Und Hedwig Solitander lachte: „Jawohl —

der dankte seinem Schöpfer, daß die Geschichte zu Ende war! Ich glaube, er wünschte mich heimlich ins Pfefferland! Aber er war natürlich liebenswürdig wie immer."

„Na — mir ist er verhaßt!" sagte die kleine Trautvetter. „Ich möchte ihm zu gerne einmal sagen: Atsch, Herr Geheimrat — Ihr Vater war doch Bierbrauer in Nürnberg und hat Ihnen das viele Geld hinterlassen! — Da soll er so schrecklich traurig werden, wenn man ihn daran erinnert — nun ja — von Helmstorff — das klingt ja auch so schön muffelig, wie der älteste Kreuzzugsadel — puh — vor knapp zehn Jahren ist er's geworden."

Während sie so schwatzte, hatte sich der kleine Trupp schon ziemlich weit von der Universität entfernt. Sie waren an der Augustinergasse, wo noch ein einsames Licht in dem Studentenkarzer Sanssouci brannte, vorbeigegangen, hatten den kleinen Platz vor der Jesuitenkirche überschritten und kreuzten jetzt den nassen Asphalt der Hauptstraße, um in das finstere, bis zum Neckar reichende Gäßchengewirr der Altstadt einzudringen. Und hier öffnete die Freiin von Behla zum ersten Male wieder den Mund und sagte, in ein zufälliges allgemeines Schweigen hinein: „Riedinger kommt erst später!"

„Schade!" versetzte Hedwig Solitander ganz harmlos. Ihr Verhältnis zu Riedinger war so, daß sie ruhig davon, wie vom Wetter oder dem Examen oder sonst einer ganz natürlichen Tatsache sprach. Sie waren ja als Kinder zusammen aufgewachsen — er als einziger Sohn eines nun pensionierten badischen Lokomotivführers und seiner Frau, die viele Jahre in ein paar Hinter-

stübchen des weitläufigen, von kleinen Mietern wimmelnden Solitanderschen Hauses gewohnt hatten, und hatten sich immer „Du" genannt und waren dabei geblieben, auch jetzt, wo er — der Stolz seiner Eltern — Privatdozent der Medizin und sie seit wenigen Minuten Doktor der Philosophie der Universität Heidelberg waren.

Eine Enttäuschung war es ihr ja freilich gewesen, als sie ihn beim Herunterkommen aus dem Examenszimmer nicht unter der Gruppe der Wartenden bemerkt hatte. Aber das gestand sie kaum sich ein — geschweige den anderen — und wandte sich an die zu ihrer Linken gehende Olga Ritter, die als Philosophin die einzige war, die etwas von den Einzelheiten des nun glücklich beendeten Frage- und Antwortspiels um den Doktorhut verstand, und erzählte ihr eine Menge Zwischenfälle aus der Prüfung, und wie einmal zu ihrem Glück sogar der alte Trenkle und der andere Examinator des Hauptfachs über ein zweifelhaftes Thema uneinig gewesen seien. Dadurch hätte sie unverhofft viel Zeit gewonnen und lange schweigen dürfen, bis endlich der Dekan zur Sache gebeten habe. Und die anderen, die vorsichtig hinterher durch das halbdunkle, nur spärlich von Laternen erhellte Kapuzinergäßchen stiegen, hörten zu und begriffen, so gut sie konnten, und so erreichte die kleine Gesellschaft alsbald die Schwelle des Solitanderschen Hauses.

Das dreistöckige Barockgebäude, in dem Hedwigs Vater wohnte, stand nun gerade zwei Jahrhunderte im Herzen der Altstadt. Die war vor der Einäscherung durch die französischen Mordbrennerbanden eine kleine, vornehme, ein wenig zopfige Residenz gewesen mit

Mauern und Zinnen, mit breiten Straßen und Plätzen, mit vielen Klöstern und Edelhöfen der in Pfalz und Neckartal schloßgesessenen Ritterschaft und mit prunkenden Marställen und Kornkammern der kurfürstlichen Haushaltung oben auf dem Schloß. Dann, nach dem Abzug Mélacs, waren die rauchgeschwärzten Trümmer der „Heidelberga deleta", auf die der Allerchristlichste König auch noch hatte eine Denkmünze prägen lassen, ein Jahrzehnt verödet dagelegen, und als man endlich, verwildert und verstört durch die Not der Zeit, mit dem Wiederaufbau begann, da hatten sich die von oben, aus den Ruinen der gesprengten Türme und ausgebrannten Renaissancepaläste herabgerollten Steintrümmer als willkommenes Material geboten. So hatte auch Aneas Solitander, der Magister der Theologie und Urahn der Familie, sich sein wohlhabendes Heim geschaffen. Ähnliche Bauten erhoben sich umher. Aber kleines Volk, niedere Häuser in planlos gezogenen Linien drängten sich dazwischen. Sie mehrten sich, wie sich die armen Leute mehren, und als um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der Blitzschlag zerstörte, was noch am Schloß oben bewohnbar war, und der Kurfürst und sein Hof nach Mannheim zogen, da war der Übergang Alt-Heidelbergs in ein häßliches, verräuchertes, krummes Gassengewirr entschieden, aus dem die paar vornehmen Häuser von einst, eingeengt, des Lichtes und der Luft beraubt, wie Patrizier zwischen Plebejern in düsterer Massigkeit standen. Es war für sie auch keine Aussicht auf Besserung. Die neue Stadt breitete sich draußen im Westen, in der Rheinebene aus. Der Osten, das Altviertel verödete mehr und mehr.

So waren die vier Mauern beschaffen, in denen Hedwig Solitander vor etwa dreißig Jahren das Licht der Welt erblickt. Noch führten drei breite uralte Stufen zu dem Eingangstor hinauf, über ihm prangte noch in Stein gehauen das Wappen des Landes — nicht der neumodische badische Greif, sondern der springende kurpfälzische Löwe des heiligen Reichs, in der Nische unter dem wie ein Vogelbauer vorspringenden Erkerkämmerchen grüßte immer noch kunstvoll gemeißelt und gestrichen die Madonna und reiche Ornamentik umgab die ausgebauchten Fensterwölbungen des Erdgeschosses. Aber das alles war nur äußerlich. Innen wohnte Alltagsvolk — Handwerker, Kleinhändler in Menge, die wieder ihre Vorderstuben an Studenten, die Hofkammern und Gauben an Schlafburschen weitervermieteten. Andere Parteien fand der alte Solitander nicht. Und Zins einnehmen mußte er. Dies Haus war sein einziger Besitz, das Erbteil der alten Humanistenfamilie seit Jahrhunderten.

Das Tor stand noch offen, und als die fünf Mädchen hineingingen, verabschiedete sich Käthchen Butterweck, die gleich im Flur links wohnte. „Also schönen guten Abend, Fräulein Doktor!“ sagte sie unsicher und hielt die Hand hin, und bei den anderen entstand eine Heiterkeit, die etwas von Betroffenheit und dann auch von nachträglicher Rührung und Genugtuung an sich hatte. Zum ersten Male war das Wort „Fräulein Doktor“ gefallen. Auch Hedwig Solitander lachte. „Käthchen, lassen Sie die Dummheiten unterwegs“, sagte sie. „Weh jedem von euch, der mich Doktor nennt! Das gibt's nicht! Verstanden! Gute Nacht!“

Damit klopfte sie der Kleinen auf die Schulter und stieg mit den beiden Studentinnen, die bei ihr wohnten, und der Krankenschwester die Treppe hinauf. Oben, im dritten Stockwerk, war es lampenhell. Da stand ihr Vater und räusperte sich, wie er sie sah, und tat, gleichgültig zur Seite blickend, als habe er rein durch Zufall eben einmal durch den Türspalt geschaut.

Der alte Achtundvierziger war jetzt schon sehr betagt, seine hohe, magere Gestalt durch die Last von beinahe achtzig Jahren gekrümmt. Ein ganz kleiner, mit spärlichem, schlohweißem Haar und einem zahnbürstenartigen Schnurrbärtchen gezierter Kopf saß darauf. Die Augen waren trübe. Aber Sprache, Bewegungen, alles sonst an Gryphius Solitander strafte sein Greisentum Lügen. Er schrieb seine ungewöhnliche körperliche und geistige Rüstigkeit einem besonderen Umstand zu: seit vielen Jahrzehnten lief er täglich, im Sommer und Winter, bei Wind und Wetter, Nachmittags die zweitausend Fuß auf den Königstuhl hinauf, trank oben Kaffee und trabte wieder zurück, mit seinen langen, dünnen Beinen wie mit Siebenmeilenstiefeln ausgreifend.

Hedwig hatte ihm nicht gesagt, daß sie heute ihr Doktorexamen machen würde. Das ließ sich leicht geheim halten, zumal gegenüber dem alten, weltfremden Sonderling, der geflissentlich, mit beinahe krankhaftem Eigensinn, jeden Verkehr mit der Universität vermied. Nun war sie gespannt, wie er sich dazu verhalten würde. Sie wußte schon: er machte alles anders als andere Leute.

Und wirklich hatte der alte Solitander sich schon seine Taktik zurechtgelegt. Er tat gar nichts derart —

ganz gleichgültig — als ginge ihn, der sich nie um den Studienplan seiner Tochter gekümmert, sondern sie ruhig hatte in die Vorlesungen wandern lassen, die Geschichte gar nichts an.

„Guten Abend, meine Damen!" sagte er mit seiner auffallend hellen, ein wenig weinerlichen Stimme. „Was schleppst du denn da für Blumen und Grünzeug, Kind?"

„Ich hab' eben meinen Doktor gemacht, Papa!"

„So, so," meinte der Alte trocken, rieb sich die Hände und schrie dann in den Flur zurück: „Baas, Sie haben recht! Die Hedwig hat ihren Doktor gemacht."

Daraufhin erschien eiligst die Baas, wie die alte Wirtschafterin allgemein genannt wurde, die seit einem Vierteljahrhundert — seit Hedwigs Mutter noch ganz jung gestorben — im Hause das Pantoffelregiment führte, trocknete sich die Hände an der Schürze und brach in einen frohlockenden Redeschwall aus. „Oh mei! Oh mei! awwer ich hab's mir gedenkt — wie die Fräule Hedwig gesagt hot, die grüne Einsätze aus dem schwarzen Kleid gehörte 'rausgetrennt — und ich dagegen geredd: die Einsätze sin doch grad schön! Und sie wieder: Das verschteht sie net, Baas! Das Kleid muß ganz schwarz werre, so wie wenn e Herr e Frack anzieht! .. No — do hamw' ich gemerkt: Alleweil kummt's! Und wie sie sich heut noch hot um sechs Uhr Nachmittags extra schtarke schwarze Kaffee mache losse und als gegähnt und auf und ab geloffe im Zimmer ... lasse Sie sich 'mal angucke, Fräule Hedwig ... Sie schaue aus wie vorher ..."

„Na natürlich!“ sagte Hedwig ziemlich grob und lachend. „Was soll ich denn sonst für ein Gesicht machen! Baas! Keine Volksreden mehr! Es ist genug der Rührung! Schau sie lieber, daß wir bald was zu essen kriegen! Jetzt hab' ich Hunger. Und die Damen vermutlich auch!“ Das hoffte die Baas, die sich allmählich von ihrer Aufregung erholte! Aber halt! ehe sie's vergaß! Vorhin war eine Dame dagewesen. Die hatte Fräulein Hedwig besuchen wollen. Da war die Karte.

Hedwig nahm sie und las: „Frau Geheimrat von Helmstorff, geb. Trenkle“, — und sagte, das Blättchen weglegend: „Wie nett von ihr! Das hätt' ich ihr gar nicht zugetraut! Wahrscheinlich wollte sie mir noch vorher Glück wünschen!“

„Sie hätt' gedacht, das Examen wäre schon gestern gewesen, hot sie g'sächt!“ berichtete die Baas.

„. . . Ja — das sollt's auch eigentlich sein. Es ist erst in letzter Stunde verschoben worden, weil der eine Professor nicht Zeit hatte.“

„. . . und 's wär' ihr halt arg, daß sie da letz gekomme wär', — und ihre beschte Empfehlung an das Fräulein!“ vollendete die Baas ihre Meldung.

„Nun ja — da war das die Dame vorhin schon! Da ist sie vorhin auf dem Rückweg an der Universität bei uns vorbeigegangen!“ sagte Olga Ritter. „Ich wußte gar nicht, daß Sie bei ihr verkehren!“

„Gott — ich war drei- viermal dort im Haus!“ Hedwig legte den Mantel ab und strich das goldflammende Haar vor dem Spiegel glatt. „Ich hab' mich durch den alten Trenkle bei seiner Tochter einführen lassen, weil Helmstorff doch einer von meinen Examina-

toren war. Sonst hätte mich das bei ihm wenig gelockt. Es ist da immer ein Treiben — Gelehrte aus Indien und Abgeordnete aus Berlin und Amerikanerinnen und eine Wirtschaft wie bei einem kleinen Hof. Und er immer als Mittelpunkt. Da hält er dann Cercle. Zu dumm!"

„Sie haben doch aber auch viel bei ihm belegt gehabt?" frug Olga Ritter.

„Nur das Privatissimum ... von vier bis sechs. Das mußt' ich ja wohl! Übrigens — er macht es einem nicht schwer ..."

Die Baas war inzwischen schon längst fortgesprungen. Sie hatte einen Hasen in der Küche. Er brozelte schon. O, es war schon alles vorgesehen. Und als die anderen in die Wohnzimmer traten, da ergab es sich, daß durch ein merkwürdiges Spiel des Zufalls gerade heute überall die hohen Kerzenkandelaber aus altem Familiensilber brannten und festlichen Glanz in den wunderlich verschnörkelten, mit uraltem Kram vollgestopften Gemächern verbreiteten, und daß unter dem lebensgroßen Ölbild von Hedwigs Mutter, einer feinen zarten Frau, die auch das herrliche Goldhaar ihrer Tochter besessen, ein großer Strauß von Veilchen und Farrenwedeln seine süßen Düfte aushauchte, und da und dort ein paar Rosenbüsche seltsam zwischen dem Gelehrtenhausrat schimmerten. Aber der alte Solitander hüstelte wieder, rückte seine lange Pfeife in dem Mund zurecht und sprach vom Wetter. Danken durfte ihm Hedwig nicht, ohne ihn zu verstimmen, so wenig wie für die drei Hundertmarkscheine, die sie, als man sich alsbald zu Tisch setzte, unvermuteterweise in einem Umschlag unter ihrer Serviette fand.

Die hatten — nach Gryphius Solitanders weltentrücktem Gesichtsausdruck zu schließen — wahrscheinlich Heinzelmännchen dorthin gelegt und ebensolche dienstbare Hausgeister die bestaubte Flasche Überrheiner Edelweins aus dem Keller geholt, die der Alte jetzt gleichgültig, als handle es sich um ganz gewöhnlichen Bergsträßer, in die Gläser goß.

Und auch darin zeigte sich das unausgesprochen Feierliche des Abends, daß der Hauptmann a. D. Evangelist von Thiengen anwesend war, der bei keiner besonderen Gelegenheit als Gast fehlen durfte. Denn er war, obwohl um fünfzehn Jahre jünger, der einzige Freund des Hausherrn — ein stiller weißbärtiger kleiner Mann mit guten blauen Augen. Auf dem einen Ohr hörte er ein bißchen schwer. Da war ihm 1870 bei der Belagerung von Straßburg eine Granate zu nahe am Kopfe geplatzt. Zweimal war er verwundet worden. Mit dem eisernen Kreuz kehrte er aus dem Feldzug zurück. Aber dann, nach einigen Jahren, hatte ihn, den nach Herkommen und Erziehung fanatisch katholisch Gesinnten, der Zorn über den beginnenden Kulturkampf, die Einkerkerung des Bischofs Ketteler von Mainz, zu einer öffentlichen Äußerung verleitet — einer Äußerung nicht nur gegen Bismarck, — noch höher hinauf — kurzum: Er tat am besten, daß er am nächsten Morgen still um seinen Abschied einkam. Der wurde ihm denn auch in Ehren gewährt. Seitdem — nun schon ein Menschenalter lang — lebte er zurückgezogen als Mieter und alter Witwer in dem Solitanderschen Haus in der Kapuzinergasse zu Heidelberg, ging jeden Morgen in die Jesuitenkirche zur Messe und jedes Jahr einmal nach

Aachen, Trier oder Köln zum allgemeinen Ablaß, wie sein Freund, der alte Solitander, in jedem Frühsommer einmal die Festungsgräben von Rastatt aufzusuchen und still, mit bloßem Kopfe, ein Stündchen vor den Grabsteinen der dort 1849 standrechtlich erschossenen Freischärler zu stehen pflegte. Das war seine Andacht, so bitter sich auch die beiden alten Herren das ganze liebe lange Jahr hindurch über das gegenseitige Ziel ihrer Wallfahrten zu sticheln und zu zanken und erzürnt und achselzuckend auseinanderzugehen pflegten, um sich am nächsten Tage wieder zu vertragen. Denn darin waren sie doch schließlich mit ihrem Schicksal eins: sie hatten beide gehofft und mit ihrem Blut betätigt: das Reich komme! Und das Reich war gekommen — aber von Norden her — in Schwarz-Weiß-Rot — so ganz anders, als sie gedacht, so ohne Freude für sie beide . . .

Und als man nun bei dem Hasen saß und der Rheinwein seinen kühlen, würzigen Hauch über den Tisch verbreitete, da wurde Gryphius Solitander doch schließlich seiner inneren Stimmung nicht mehr Herr, sondern sprach, nachdem er lange, in Erinnerung verloren, geschwiegen: „Ja — du hast es gut, Hedwig, meine Tochter! Du bist ein Kind der neuen Zeit. Du hast nur zu lernen, nichts zu vergessen. Drum bist du heute geworden, was dein Vater — als der erste aus einer langen Reihe Solitander vor uns — Zeit seines Lebens nicht geworden ist — ein Doktor der Philosophie zu Heidelberg."

„Im Zellengefängnis kann man nicht promovieren!" sagte der alte Evangelist von Thiengen mit vollem Mund. Er liebte Hasenbraten sehr.

„Ganz richtig!“ verſetzte der Achtundvierziger neben ihm. Er war froh, daß ihm der Freund in die richtige Bahn geholfen. „Dort haben wir Wolle geſpult und gefroren und gehungert — vier Jahre lang in Bruchſal — aber nicht den Cicero traktiert, bis ich dann glücklich ausgebrochen bin und nach Amerika und nach der Amneſtie, nach ſiebzig, zurück. Aber da war's zu ſpät, ſich noch einmal hinzuſetzen und die Studien neu zu beginnen und ſich prüfen zu laſſen. Ein Freiſchärler! — Ein Revolutionär! — Haha! da bin ich lieber ein Privatgelehrter geworden und hab' mir ein Weib genommen und ſtill für mich hingelebt!“

„Und wenn ich nicht wäre, wäreſt du auch nicht, meine Tochter!“ wandte er ſich plötzlich heftig an Hedwig. „Und es gäbe einen neugebackenen Doktor weniger in unſerem neugebackenen Reich, das im übrigen Gott ſegnen möge! Jawohl — viel hat nicht gefehlt, ſo hätten ſie mich damals auch füſiliert. Da hieß es, wie ſie Raſtatt genommen hatten, die Preußen, jeden Tag unter dem ſtandrechtlichen Protokoll: Dieſer Herr Inquiſit ſoll mit Pulver und Blei hingerichtet werden! — Mein Glück war, daß ich ſo ſchon, von Waghäuſel her, meine Kugel im Leib hatte! Ich war ſo ſchon auf dem Tod. Und wie ich ſchließlich wieder aufkam, da wehten ſchon mildere Lüfte — da gab's ſchon „Gnade“, lebenslängliches Zuchthaus — haha . . .“

Er machte eine Bewegung mit der welken Hand, wie um das alles wegzuſcheuchen, und frug dann plötzlich in gewöhnlichem Ton, ſo als habe man die Zeit über vom Wetter geſprochen: „Wo ſteckt denn eigentlich Riedinger?“

Und Demut von Behla erklärte wieder: „Er hat einen schweren Fall eingeliefert bekommen. Es handelt sich um ein, zwei Stunden! Hoffentlich bringt er ihn durch!"

„Das tut er doch immer!" rief Suse Trautvetter überzeugt. Sie bewunderte Riedinger als Arzt, wie das viele und täglich mehr taten.

„Und dabei erklären seine Feinde immer noch seine Methode für unwissenschaftlich!"

Olga Ritter hatte das über den Tisch herüber gesagt, eigentlich zu Hedwig, und ihr antwortete die kleine Trautvetter, ganz wütend und mitleidig dabei, daß eine Philosophin es wagte und da hineinredete: „So? Na! Er macht die Leute eben gesund — ob das wissenschaftlich oder unwissenschaftlich geschieht, das ist dem Patienten furchtbar egal! Neulich — wie er guter Laune war und ein paar Minuten Zeit hatte, da hat er mir 'mal ein Privatissimum gehalten in der Klinik, in einer Ecke vom Korridor, und dabei immer einen Knopf von meinem Mantel in seiner Hand gedreht und schließlich abgerissen und war gar nicht so spöttisch wie sonst: „Lernen Sie erkennen, Sie junges Blut!" hat er gesagt, „daß es gar keine Wissenschaft gibt und auch gar keine Krankheit gibt, überhaupt nichts, was außer dem Menschen ist. Aber kranke Menschen und gesunde Menschen gibt es und Hilfsmittel, die im Menschen sind: aus sich heraus muß er genesen. Was von außen in ihn kommt — das Messer des Chirurgen oder die Gifte aus der Apotheke — das ist nur ein neues Übel! Ausnahmen gibt's — aber im allgemeinen verschreibe ich dem Kranken sich selbst — bis er begreift, daß ihm nichts helfen

kann, als sein eigener Blutumlauf und seine eigene Diät und seine eigene Bewegung, die man in die richtigen Bahnen gelenkt hat." — Und welche Wunderkuren macht er dadurch ... Wir sehn's ja jeden Tag!"

„Und wie setzt er sich dadurch in Widerspruch zu allen seinen Kollegen — zu der ganzen Fakultät!" sagte der alte Herr. Er konnte den Dr. Riedinger, obgleich der ja hier im Haus und Hof unter seinen Augen aufgewachsen war, im Innersten seines Herzens nicht recht leiden.

Suse Trautvetter nickte. Das sprach ja gerade für ihn. „Freilich, Herr Solitander! Er gibt nicht nach, wo er weiß, daß er im Recht ist und alle anderen im Unrecht. Ich glaub', da könnte der Kaiser selber kommen — er bleibt dabei. Neulich hat er 'mal am Krankenbett zu den Assistenten gesagt — förmlich entschuldigend, daß der Mann durch ihn wieder außer Lebensgefahr war, gegen alle Regeln der Kunst: „Ich bin halt ein Pfälzer Dickschädel, meine Herren!" und hat selber dabei lachen müssen — nicht wahr — Fräulein von Behla — Sie haben's gehört?"

Demut nickte nur, immer ein wenig geistesabwesend, und die Andere fuhr fort, erhitzt und redselig durch das Glas schweren Weins, das sie unvorsichtig ausgetrunken. „Das heißt, eigentlich tut's mir leid, daß er mir das alles jetzt schon verraten hat. Ich möcht' nicht mehr hin in die Klinik — da verliert man all den Glauben an das, was die anderen, die Professoren sagen! Ich mach' mir immer jetzt schon innerliche Vorbehalte, wenn ich ihnen zuhör'. Und nachher beim Examen muß ich doch sagen, was die meinen und lehren! Da hilft mir

die Riedinger'ſche Weisheit nichts! Denn er iſt jetzt ja noch nicht einmal Extraordinarius — immer noch Privatdozent!"

„Sehen Sie, mein liebes Fräulein Trautvetter!" verſetzte der Hausherr bedächtig und goß ſich und dem alten Evangeliſt den Reſt der zweiten Flaſche ein: „das hab' ich bloß von Ihnen hören wollen! So iſt der Riedinger. So wirkt er! Auf alle und auf alles! Ein Verſtand wie Scheidewaſſer! Was er unter ſeinen Zwicker nimmt, das zerſetzt ſich — das löſt ſich — auf einmal iſt es ganz weg — wir ſtehen mit leeren Händen da — das befriedigt ihn dann — aber uns nicht! Einreißen kann er — aber wie's dann mit dem Aufbauen wird —? Und ſo war er immer — ſchon als Bub — immer rechthaberiſch — immer ſpöttiſch — immer hat er an allem gerüttelt und gezweifelt! Wenn wir eine Meinung hatten, dann war das ganz gewiß für ihn ein Grund, das Gegenteil zu glauben! Guter Gott — was ſein Vater, der brave alte Lokomotivführer, der ſeinen letzten Groſchen auf ihn verwendet hat, — was für Mühe der gehabt hat, ihn auch nur zur Konfirmation zu bringen, — ich bitt' euch: Ein Bub von vierzehn Jahren und wollt' ſchon nicht an die Schöpfungsgeſchichte glauben . . ."

„Das tut er auch heut' noch nicht, Herr Solitander!" bemerkte Suſe Trautvetter ein wenig reſpektlos, und der alte Herr nickte: „Das weiß ich. Aber die armen Eltern haben mir damals wirklich leid getan!"

„Ach — die ſollen froh ſein, daß ſie ihn haben!"

„Das ſind ſie ja auch. Er iſt ja auch ein guter Sohn — das muß ihm der Neid laſſen."

„Und wenn Sie ihn einmal in der Poliklinik sehen würden, Herr Solitander! So grob er sonst 'mal ist, zu den armen Leuten ist er rührend nett und freundlich!"

„Alles zugegeben!" sagte der alte Achtundvierziger. „Und ich hab' auch nichts gegen ihn! Ich bin selbst ein Querkopf gewesen, mein Leben lang, und hab' mit meinen achtzig Jahren noch nichts erreicht und werd's nicht, und er ist mit kaum fünfunddreißig oder siebenunddreißig schon halbwegs ein gemachter Mann, wenigstens was den Namen und das Geldverdienen betrifft, wenn auch seine Feinde ... hör 'mal, Hedwig, mein Kind: Warum sitzt du denn so da und redst kein Wort? An dir wär' es doch gerade, deinen Freund Riedinger zu verteidigen!"

Hedwig Solitander hatte die ganze Zeit stumm vor sich hingeschaut. Jetzt blickte sie auf und erwiderte nur: „Ich glaube, eben kommt er!"

Und wirklich hörte man draußen das Rasseln eines in die Ecke gestellten Stocks und eine Männerstimme: „Na, Baas — wie ist's? Ist das Fräulein heut durchgefallen?" und die entrüstete Antwort der Baas: „O mei! Herr Doktor, sell glauwe Sie ja selwer net! Sie hot 'en, den Doktor — sie hot 'en!"

„So — sie hot 'en!" sagte Hermann Riedinger eintretend. „Na — dann gratulier' ich auch schön!" Er lachte dabei über sein gesundes, schnurrbärtiges Gesicht. Nur die mit einem Zwicker bewaffneten Augen bewahrten, in seltsamem Gegensatz zu seinem Mienenspiel, den ruhigen forschenden Ernst des Arztes. „Bscht — bleib hübsch still sitzen!" sagte er kurz zu Hedwig, die sich

halb nach ihm umwandte, griff in die Tasche und setzte ihr behutsam einen kleinen, aus Lorbeerblättern geflochtenen Halbkranz auf den Kopf. Das war ein vielfach geübter Brauch an der Universität. Hedwig hatte nur mit Mühe schon ihre Freundinnen davon abbringen können, dies Ehrenzeichen für sie bereit zu halten. Aber jetzt, aus Riedingers Händen, freute es sie doch — oder mehr noch die Tatsache, daß gerade er, der so gar nichts auf solche Sinnbilder oder andere Äußerlichkeiten des Lebens gab, daran gedacht hatte und sie jetzt befriedigt musterte. Das matte tiefe Grün des Lorbeers stach seltsam prächtig von dem reichen Rotgold ihres Haares ab und darunter rötete sich auch ihr feines, weißes Gesicht und in die großen grauen Augen kam ein warmer Schimmer. Sie war mädchenhaft schön in diesem Moment, während sie dankend zu ihm hinaufsah und ihm die Hand drückte. Alle am Tisch fühlten es. Aber gleich darauf legte sich wieder ein herber verschlossener Zug um ihre Lippen, auch Hermann Riedingers Antlitz verfinsterte sich unwillkürlich etwas und er sagte trocken: „Ja — es tut mir leid — aber ich habe nicht früher kommen können — Schwester Demut hat's ja wohl bestellt! Und jetzt kann ich gerade nur einen Augenblick hier heraufschauen, eh' ich wieder zu dem Patienten in die Klinik muß — und Sie mit, Schwester, wenn ich bitten darf. Also wie hast du denn das Examen gemacht, Hedwig — rite — was?"

„Cum laude" sagte sie kurz. Es war schon wieder Spott in seinen Worten. Eigentlich immer. Auch vorhin, als er ihr den Lorbeerkranz auf den Scheitel gedrückt, war in seinem Gesicht etwas Ungewisses gewesen, als

mache er sich innerlich halb und halb nicht über sie, aber über sich selber lustig, daß er solch eine Komödie aufführe. So war er nun einmal. Sie kannte ihn ja und seinen, von seinem eigentlichen Wesen und Willen ganz unabhängigen, schneidenden und alles ironisch zersetzenden Verstand. Nur heute gerade tat es ihr weh. Aber sie bezwang sich. „Nimm doch Platz!" sagte sie heiter. „Trink doch wenigstens ein Glas Wein mit uns."

Hermann Riedinger schüttelte den Kopf. „Nur ein Glas im Stehen, auf das Wohl unseres jüngsten Doktors. Kinder ... redet nicht ... ich muß wahrhaftig weiter ... ich bin gehetzt heute abend ... gerade heute natürlich ... die Schwester Demut macht sich auch schon fertig zum Gehen. Sie brauchen Ihren Schirm nicht aufzuwickeln, Schwester! Es ist ganz schön draußen geworden!"

Alle schauten nach den Fenstern. Wahrhaftig — da war klarer Nachthimmel und Mondschein. Weithin schimmerten in seinem friedlichen Blau die dürftigen Dächer, die stillen Höfchen, das niedere Häusergewirr der Altstadt, über das der Solitandersche Stammsitz mit seinem hohen, an anno dazumal, vor Jahrhunderten, erinnernden Giebel weit hinausragte.

„Ach ... ist das schön!" sagte Suse Trautvetter. Sie liebte leidenschaftlich die Heidelberger Mondscheinbummel. Wann sie konnte, verleitete sie ihre Kommilitonen und Kommilitoninnen zu einer nächtlichen Massenwanderung auf das Schloß. „Heute hat man den ganzen Tag nicht herauskönnen — bei dem Hundewetter! Wenn Sie nett sind, Dr. Riedinger, dann nehmen Sie mich jetzt mit zur Klinik und liefern mich dann nachher wieder

hier am Haustor ab. Sie wohnen ja ganz in der Nähe. Es ist für Sie kaum eine Minute Umweg." Und ohne erst seine Bejahung abzuwarten, wandte sie sich, ganz erfüllt von ihrer Idee, an die beiden anderen: „Und ihr geht auch mit! Das wird fein! Was?"

„Ich geh' schlafen!" versetzte Olga Ritter. Aber Hedwig Solitander nickte. „Da haben Sie 'mal ausnahmsweise eine vernünftige Idee, Suschen!" sagte sie, „mir brummt der Kopf noch von den zwei Stunden Examen. Wie zerprügelt bin ich. Die kalte Nachtluft wird mir da gut tun."

Ohne daß sie es wollte, traf dabei ihr Blick auf den Riedingers. Eine Sekunde schauten sich die beiden an. Es war ein Einverständnis: Am heutigen Abend wollten sie nicht so flüchtig, nach ein paar scherzenden Worten unter fremden Menschen, auseinander. Da hatten sie sich mehr zu sagen und unter vier Augen und Ernsteres. Namentlich sie. Er merkte es an dem plötzlich trübe und starr gewordenen Ausdruck ihres Gesichts.

So nahmen sie denn alle von den beiden alten Herren Abschied, die sich noch einmal zusammen hinsetzten und — das wußten sie selbst — in Kurzem über irgend etwas heftig miteinander streiten würden. Denn ein jeder von ihnen hatte seinen eigenen Haufen Steckenpferde und erkannte die des anderen nicht für voll an. Und wenn Gryphius Solitander mit Vorliebe Käfer und Insekten seit vielen Jahren sammelte, interessierte sich der alte Evangelist von Thiengen ebenso brennend für die Geschichte der Kreuzzüge, und es war ihm ebenso unmöglich, die Bedeutung Gottfried von Bouillons und eines frisch auf dem Speyerer Hof gefangenen Hirsch-

käfers richtig gegeneinander abzuwägen, wie der alte Solitander ſeinerſeits wieder erklärte, jede Kelleraſſel und jeder lebende Tauſendfuß ſei intereſſanter und äſthetiſch erfreulicher als ein Dutzend längſt vermoderter Biſchöfe und Äbtiſſinnen zuſammen.

Und als der kleine Trupp auf die Straße hinaustrat, hörte man von oben durch das offene Fenſter ſchon einen etwas gereizt werdenden Wortwechſel der beiden greiſen Freunde, und die Jungen unten mußten lachen.

II

Als sich die Gesellschaft in Bewegung setzte, gingen Demut von Behla und die kleine Trautvetter sofort zehn Schritte voraus. Das taten sie aus Diskretion, ohne sich erst miteinander darüber zu verständigen. Sie wollten die beiden anderen allein lassen und gaben ihnen nur die Wegrichtung an: nach rechts, am nahen Neckar entlang. Dort war es schöner und stiller als in der noch vom nächtlichen Studentenleben erfüllten Hauptstraße.

Am Uferstaden war kein Mensch. Der Mond schien hell. Silbern schimmerten in seinem Licht die kleinen Zitterwellen des Flusses. Darüber glänzte auf der andern Seite undeutlich weiß die lange Reihe der in steilen Gärten eingebetteten Landhäuser und schloß der Heiligenberg als ein riesiger, vor dem Sternenhimmel stehender Schattenriß die Fernsicht ab.

Hedwig und ihr Gefährte gingen langsam — absichtlich langsam. Es war, als scheuten sie sich beide vor dem ersten Wort aus dem Mund des andern.

Endlich sagte Herman Riedinger geflissentlich etwas Alltägliches. Er sah auf die Uhr und meinte: „Eigentlich müßt' ich mich mehr eilen! Sonst komm' ich wieder erst Gott weiß wann ins Bett!"

Diese ewige Unruhe kannte Hedwig an ihm. Er

äußerte oft selbst, er stände schon morgens um halb sieben mit einer Viertelstunde Verspätung auf und hole sie den ganzen Tag nicht wieder ein. Das war eine Folge seiner übergroßen Praxis. Er war überlaufen von Hilfesuchenden — namentlich auch aus der Umgegend. Die Pfälzer hatten zu ihm, der ihr Landsmann war, der ihre Sprache redete und selbst von kleinen Leuten stammte, ein besonderes Zutrauen.

Stumm gingen Riedinger und Hedwig weiter den Neckar entlang, ließen sich den feuchten Westwind von der Rheinebene her ins Gesicht wehen und sahen die Sterne über ihren Häuptern funkeln. Endlich hub er wieder an: „Na — nun hast du's ja also erreicht!"

Das war herzlicher als sonst seine Art war, gesprochen. Es lag eine unwillkürliche Anerkennung darin. Aber sie schüttelte den Kopf: „Was hab' ich denn eigentlich erreicht?"

„Na — daß du Doktor bist! Glücklich von fünf Professoren mit vereinten Kräften promoviert! Nun brauchst du bloß noch fünfhundert Mark für den Druck deiner Dissertation zu spendieren — dann kriegst du die Anerkennung deiner Gelehrsamkeit schwarz auf weiß ins Haus geschickt."

Sie ging auf seinen scherzenden Ton nicht ein. „Was ist nun eigentlich weiter für ein Unterschied zwischen gestern und heute?" frug sie. „Wenn ich morgen aufwach', bin ich genau derselbe Mensch, der ich war. Ich werd' nicht mehr in die Vorlesungen und Seminare gehen — was ich in letzter Zeit auch schon nicht mehr getan habe — und werd' die Bücher, in denen ich bis jetzt fünf, sechs Stunden täglich repetiert hab', in den

Schrank zurückstellen. Das ist alles! Auch äußerlich! Denn daß ich nun nicht die Geschmacklosigkeit haben werde, mich überall „Fräulein Doktor" nennen zu lassen, das wirst du mir ja wohl zutrauen. Das ist eine Privatangelegenheit zwischen mir und der Fakultät gewesen. Im gewöhnlichen Leben mache ich davon keinen Gebrauch."

„Nun ja — äußerlich, wie du selbst sagst! Aber innerlich! Zum Kuckuck, Hedwig — du wirst doch das Gefühl des Sieges in dir haben! So leicht macht doch heutzutage, trotz allem, ein Frauenzimmer seinen Doktor in Deutschland immer noch nicht! Es gehört doch noch ein ordentlicher Haufen Energie dazu!"

Hedwig Solitander wandte ihm im Gehen ihr Antlitz zu. Das war noch blasser geworden, sein ursprüngliches feines Weiß unter den goldroten Haaren vom Mondlicht noch verstärkt und um den Mund und in den grauen Augen der müde Zug. „Nein — dies Gefühl der vollbrachten Tat hab' ich eben nicht, Hermann!" sagte sie. „Ich sah's kommen — schon lange — schon seit einem Jahr mindestens bin ich mir dessen bewußt geworden. Je näher das Doktorexamen gerückt ist und je mehr ich mich darauf vorbereitet hab', desto gleichgültiger ist es mir innerlich geworden. Und in letzter Zeit so gleichgültig, ich kann dir gar nicht beschreiben, wie! Ich hab' mir nichts anmerken lassen! Das sag' ich niemandem als dir. Natürlich — man macht sein Examen — man führt doch durch, was man sich einmal vorgenommen hat. Man wird sich doch nicht blamieren, seinen Vater enttäuschen, seine Lehrer bloßstellen, also — wie gesagt — selbstverständlich hab' ich

alles daran gesetzt, um mit Anstand durchzukommen, und das ist ja nun heute auch so weit gelungen ..."

Sie brach ab und verstummte und Hermann Riedinger sagte nach einer Weile langsam: „Das wäre alles eher begreiflich, wenn du große Schwierigkeiten in deiner Laufbahn zu überwinden gehabt hättest, Hedwig! Da kommt nachher am Ziel der Rückschlag, die nachträgliche Verbitterung, das kenn' ich! Aber bei dir: Es hat sich dir doch alles immer geebnet. Du stammst aus einer alten Gelehrtenfamilie — dein Vater ist ein Sonderling, der immer das Gegenteil von dem tut, was die andern meinen, also war es ganz natürlich, daß er dich zu den Jungens in das Gymnasium gesteckt hat. Du hast in deiner Vaterstadt dein Abiturium bestanden, hast in deiner Vaterstadt deine sechs Jahre studiert und jetzt ebenda deinen Doktor gemacht — das ist alles wie von selbst gegangen, als ob es so sein müßte — niemand hat sich darüber gewundert. Die Zeit ist doch längst vorbei, wo man eine Studentin für ein Fabelwesen gehalten hat — namentlich hier in Heidelberg — also nun sei doch froh und danke dem Schicksal, daß es mit dir so weit ist und du die Wissenschaft verbrieft und versiegelt in der Tasche hast!"

„Und was tu' ich nun mit der Wissenschaft?"

„Das ist nun wirklich eine ganz verrückte Frage!" versetzte Hermann Riedinger. „Was tut man mit der Wissenschaft? Nimm mir's nicht übel, wenn ich dir da mit Gemeinplätzen komme: die Wissenschaft im höheren Sinne, in unserem Sinne ist natürlich Selbstzweck! Das weißt du so gut wie ich! Man muß in ihr aufgehen und das in ihr schaffen, wozu man bestimmt ist."

„Nun könnt' ich dir ja antworten," sagte Hedwig Solitander, „daß es mit dem Schaffen bei uns Frauen immer noch so eine Sache ist — wenigstens in den nicht praktischen Berufen. Bei euch in der Medizin mag das ja anders sein — oder in der Chemie und derlei. Aber im rein Geistigen — da kommt es mir immer noch vor, als würfen wir alle vorläufig bloß Schatten von einem Licht, das wir uns anderswo, auf der Universität, von den Männern geborgt haben, und doch einmal zurückgeben müssen. Und wie's dann wird — ob wir aus uns selbst einmal was Neues werden? Aber davon will ich gar nicht sprechen — von der Allgemeinheit — sondern nur ganz im einzelnen von mir und meinem Standpunkt . . ."

„Ja, aber wieso stehst du denn anders zur Wissenschaft als andere?" frug Hermann Riedinger erstaunt. „Wie kriegt man denn das überhaupt fertig? Das begreif' ich gar nicht, daß es da zwei verschiedene Standpunkte geben soll?"

Sie nickte. „Das ist's ja eben! Das was ich gelernt hab' — das steht neben mir — außer mir — ganz fremd. Es ist absolut gar kein Teil von mir selbst geworden, so wie du eben gemeint hast, man müsse ganz von seiner Wissenschaft durchdrungen sein! Wie ich angefangen hab' zu studieren, da hab' ich davon eine Ahnung gehabt. Aber dann ist das mehr und mehr geschwunden. Da war ich und das hatt' ich zu lernen. Dazwischen gab's in letzter Zeit kaum mehr ein Bindeglied als den Ehrgeiz und das Pflichtgefühl. Und darum, wenn du dich wunderst, weil ich sage: meine Persönlichkeit ist von meinem heutigen Examen und was drum

und dran ist, ganz unberührt geblieben und wird es auch in Zukunft sein — ja, das kommt eben daher, daß meine Studien in den letzten Jahren mehr und mehr außerhalb von mir waren — und ich hab' für mich gelebt."

„Dann hast du auch nicht an das geglaubt, was du gelernt hast!" sagte Hermann Riedinger ruhig.

„Doch — ich hab's schon geglaubt — oder vielmehr: ob es wahr war oder nicht, das war mir gleich. Ich hab' es mir eben eingeprägt, weil es die Professoren im Examen hören wollten. Aber es war nicht das, was ich hören wollte . . ."

„Und was ist das?"

„Ja — wenn ich das wüßte!" sagte Hedwig Solitander und schaute, ehe sie das Neckarufer verließen und in die Weststadt einbogen, noch einmal über den bläulichen Flußspiegel hinaus ins Weite.

„Aber es muß doch etwas da sein!"

„Es ist nichts da. Nur eine Leere. Und unter dieser Leere leid' ich! Und das ist mein Leben!"

Er warf einen scharfen, beinahe erschrockenen Seitenblick auf sie und schwieg eine Weile, verdutzt durch ihr plötzliches, unvermittelt ihrer sonstigen kühlen Ruhe entsprungenes Geständnis. Und sie setzte gepreßt, in unsicherem Stimmklang hinzu: „Natürlich, Ahnungen hat man so manchmal — dunkle Vorstellungen, wie etwas sein könnte — oder sein müßte im Leben. Aber man kann sie nicht festhalten. Sie sind gleich wieder weg. Und dann ist die große Leere und daneben steht die Wissenschaft. Und die beweist mir gar nichts. Wenn die was ansieht, dann zerfällt jedes Ding gleich in drei

Teile und sieben Paragraphen und das mag ja wahr sein — aber mir hilft das wenig. Das ist nicht das, was ich brauche, um über mich selbst hinweg zu kommen und über diese Stimmung, daß man so ganz allein in der Weite steht — und überhaupt alles . . ."

„Und glaubst du denn, daß diese Stimmung etwas Gesundes ist?"

„Nein — sie ist krankhaft — natürlich — ich leide ja daran — schon lange — ich sag's dir ja . . ."

„Und hast du denn eine Ahnung, woher die eigentlich ihren Ursprung genommen hat?"

„Gewiß! das weiß ich jetzt ganz genau."

„Also — was ist denn schuld daran?"

„Du!"

„Ich?" sagte er gedehnt, ungläubig staunend.

„Ja — du! Nur du! Aber das soll kein Vorwurf sein, Hermann! Du bist eben wie du bist! Und ebenso wirkst du natürlich auch auf andere!"

Er überlegte eine kurze Zeit ihre Worte. Dann versetzte er rasch und bestimmt: „Hör 'mal, das versteh' ich noch nicht! Das geht vorläufig noch über meinen Horizont. Das mußt du mir näher erklären!"

Sie nickte. „Gerne. Gerade heute! Das ist der Tag dazu — wo ich alles hinter mir hab', was ich seit vielen Jahren erreichen wollte — und vor mir ist, vorläufig, nichts. Rein gar nichts. Das ist ein Gefühl, als schwebte man im leeren Raum. Man möchte sich irgendwo festhalten — die Füße irgendwohin stellen — und es ist nichts da . . . Und das ist eben durch dich gekommen!"

„Na — erzähl 'mal!" meinte er aufmunternd. Er war äußerlich so gelassen wie immer geblieben.

„Ja, sieh," sagte Hedwig Solitander. „Ich bin Zeit meines Lebens ein ziemlich einsames Menschenkind gewesen. Damit fängt die Sache an. Ich hab' nie Bruder oder Schwester gehabt und meine Mutter ist gestorben, wie ich kaum fünf Jahre war. Nun — das weißt du ja alles — und auch, daß Papa ein Sonderling ist und sich nie viel um mich gekümmert hat und sein Einfluß mich auch nur hätte sonderbar machen können. Ein bißchen bin ich's ja auch vielleicht. Aber eine große Wirkung hat er nie auf mich ausgeübt. Die ist von dir ausgegangen — eigentlich mein ganzes Leben hindurch. Wir sind ja doch zusammen aufgewachsen und du warst der Ältere und der Klügere, und ursprünglich erschien es mir ganz selbstverständlich, daß du alles wußtest und ich nichts. Es gab eine Zeit, als du Student im fünften, sechsten Semester warst, da hab' ich dich einfach bewundert . . . o Gott ja — wie sehr — förmlich mit andächtiger Scheu — so wie du alle Dinge in ihre Bestandteile auflösen — alles leugnen, was man nicht sah und mit Händen griff — für alles im Himmel und auf Erden eine kurze wissenschaftliche Formel finden — das schien mir geradezu die Verkörperung menschlicher Weisheit — und die warst du! Jetzt denke ich ja kühler darüber — ohne daß ich dich unterschätze — aber die Eindrücke von damals bleiben — die sind jetzt noch da — das werde ich mein Leben lang nicht los, daß ich mich nie hab' neben dir recht entwickeln können. . . ."

Sie schaute vor sich hin in die Nacht und fuhr leidenschaftlicher als bisher fort: „Wenn ich dir ein Gedicht gezeigt hab', das mir aus der Seele gesprochen

war, dann hast du gelächelt und gefragt: „Schön! Und was ist damit bewiesen?“ Und wenn ein Regenbogen über dem Neckartal stand, dann konnte ich doch sicher sein, daß du mitten in meine Träumereien hinein sagtest: „Ja — die Brechung des Spektrums im Wassertropfen ist ganz nett!“ Oder es brummten an einem stillen Sonntagvormittag all die Kirchenglocken über der Stadt und man kam in eine Stimmung — ich will es gar nicht Frömmigkeit nennen — aber so ein Gefühl ... einmal über die Dinge hinaus ... zu den Wolken ... von den Höhen aus die Welt ansehen ... dann hast du dich doch ganz gewiß zu mir gesetzt und mir bewiesen, daß es gar keinen persönlichen Gott gibt oder geben kann. Und ich wußte nie recht etwas zu erwidern ... du bist ja viel gescheiter als ich! Das sind ja auch alles nur Einzelheiten ... Beispiele, die ich da erwähne ... Fälle, wo mir dein Einfluß auf mich einmal ganz klar geworden ist. Im großen ganzen aber war er viel mehr unbewußt. Ich hab' im Lauf der vielen Jahre Stück um Stück von mir an dich verloren. Alles, was seine Zeit hatte und werden wollte, ist wieder erstorben an deinem überlegenen, schonungslosen Verstand, und das hab' ich jetzt erst gemerkt, wie arm ich so allmählich geworden bin. Und, siehst du, das ist nun eben der große Unterschied zwischen uns: du reißt nicht nur nieder — alles, was du nicht glaubst — du baust dir auch deine neue Welt wieder auf. Du stehst als Arzt mitten im Leben. Du bist ein starker schaffender Mann. Aber ich bin nicht produktiv. Bei mir ist's bei der Zerstörung geblieben — so wie Papa vorhin sagte: als wäre Scheidewasser über alle Dinge ausgegossen ...“

Er blieb ſtumm. So hub ſie wieder an. „Wir ſtehen uns doch weiß Gott nahe ... ſo nahe ... in ſo einem ſeltſamen Wechſelverhältnis von Jugendgemeinſamkeit und von Freundſchaft und von ... ich glaube, es gibt gar kein rechtes Wort in der deutſchen Sprache, um das alles zuſammen zu bezeichnen. Aber gerade, daß ich mich ſo durch dich bedingt fühle, daß ich ſo abhängig von dir bin und nicht von dir freikommen kann, das macht dich mir wieder fremd. Es iſt immer noch ein Reſt in mir — der wehrt ſich gegen dich und deine Weltanſchauung. Aber mehr als ſich wehren kann er nicht. Selbſtändig ſchafft er nichts zu Tage. Dazu bin ich zu blutleer durch dich geworden. Bisher hatte ich noch immer, ſeit meiner Kindheit, ſeit ich ins Gymnaſium gegangen bin, meinen feſt geregelten Lebenslauf. Die Vorleſungen, die Seminararbeiten, die Vorbereitung zum Doktor, das hat mich geſtützt und aufrecht gehalten, ſo daß ich wohl nach außen hin nie bekümmert erſchienen bin. Aber von heute ab iſt das alles mit einem Schlage weg. Ich ſteh' zum erſten Male ganz frei in der Welt und allein und weiß nicht, was ich mit mir anfangen ſoll, und hab' an dir keinen Halt, ſondern fürchte mich davor. Ich kann dir nicht folgen in deine Welt und ſelber hab' ich keine! Ich bin einfach obdachlos und das iſt meine Ausſicht in die Zukunft. Du kennſt mich: ich bin doch gewiß ein ſehr kühler und ruhiger Menſch — aber glaub' mir — am liebſten möcht' ich mich heute abend noch hinſetzen und weinen, wenn ich denk', wie leer das nun vor mir iſt — und wie verſchieden wir beide doch voneinander ſind ... und es immer bleiben werden — trotz alledem. ..."

Nun entschloß er sich doch, zu reden — halblaut und mehr, um nicht in seiner unverkennbaren, auf seinem Gesicht sich spiegelnden Betroffenheit durch Schweigen teilnahmslos zu erscheinen, als weil er schon seine Stellung zu ihrer plötzlichen Lebensbeichte genommen hatte. So sprach er nur das nächstliegende: „Aber du mußt dir doch irgend ein Bild gemacht haben, was nun kommen soll, Hedwig!"

„Nein!" sagte sie hart. „Äußerlich natürlich wird sich schon eine Stellung und Tätigkeit für mich finden. Umsonst will ich mich auch nicht abgerackert haben. Aber innerlich ... ich weiß nicht ... ich hab' nur so ein Gefühl, als müsse alles ganz anders sein —. Und es kommt vielleicht auch einmal anders ... unvermutet ... ehe man es denkt ..."

Sie schaute ihn dabei nicht an. Sie sah geflissentlich zur Seite und in die Höhe. Dort funkelten die Sterne an dem jetzt ganz klaren Nachtfirmament. Und es war, als suche sie da oben mit ihren kühlen grauen Augen die Lösung des großen Rätsels, das Unbekannte ... das Tröstende ... ein Wunder vom Himmel her ...

Vor ihnen klangen helle jugendliche Stimmen, unterdrücktes Gelächter und halblaute Rufe, und Hermann Riedinger sagte, in den gewöhnlichen Gesprächston zurückfallend: „Komm — wir müssen rascher gehen! Da vorn sind Studenten! ... Daß uns nicht die beiden Damen allein dazwischen kommen!"

Die Straße vor ihnen lag eine Strecke weit finster. Die jungen Leute hatten, an den Pfählen hochkletternd, das Gas ausgedreht und mit ihren Stöcken die Scheiben eingestoßen. Jetzt kamen sie, möglichst geräuschlos auf

den Fußspitzen laufend, in einem Trupp heran, zerhauene Kindergesichter unter bunten Mützen, halb verlegen, halb selig über ihre Heldentat und atemlos. Denn irgendwo aus dem Dunkel heraus drohte bereits in Pfälzer Brülltönen die Stimme des Polizeidieners: „Ich kumm' Ihne! Warte Sie norr! Ich kumm' Ihne!" Immerhin hätten sie noch Zeit gefunden, mit den beiden einsam ihnen begegnenden Damen anzubändeln — aber kaum erkannten sie das schwarze Kleid der Krankenschwester, so wichen sie mit einer plötzlichen Scheu der guten Erziehung, die auch die Bierdünste im Hirn nicht zu erschüttern vermochten, zur Seite, und Demut von Behla und Suse Trautvetter, die ihre Kommilitonen übrigens höchst unbefangen und mit freundlichem Interesse ansah, konnten ungehindert passieren.

Gleich darauf holten auch Riedinger und Hedwig sie ein. So lange der Weg finster war, gingen sie alle vier zusammen. Dann gewann das vordere Paar wieder einen kleinen Vorsprung. Der erste Schein einer Gaslaterne hatte ihnen in den düsteren Gesichtern der beiden anderen gezeigt, daß man die besser sich selbst überließ.

Und kaum waren sie halbwegs außer Hörweite, so sagte der Arzt: „Das sind merkwürdige Dinge, die du mir da erzählst, Hedwig! Ich steh' auf einmal da wie ein Verbrecher ... und man kann wahrhaftig gar nicht ahnungsloser gewesen sein als ich bis zu diesem Augenblick war. ..."

Sie unterbrach ihn, ganz ruhig, beinahe wieder heiter, nachdem diese Aussprache nun einmal hinter ihr lag. „Du hast gar keine Schuld — ich wiederhole es dir! Und hast niemals den Versuch gemacht, mich mit Ab-

ſicht in deinen Weſenskreis zu ziehen. Das iſt ganz von ſelber gekommen dadurch, daß wir nebeneinander gewohnt haben und zuſammen aufgewachſen ſind. Und ändern kannſt du dich auch nicht. Du biſt aus einem Stück Holz geſchnitzt — man muß ſich mit dir abfinden — ſo oder ſo. So tu du nichts dazu. Sonſt wirds nur noch ſchlimmer. Weißt du: die Macht, die ein Menſch unbewußt über einen ausübt, die erträgt ſich immer noch leichter, als wenn er auf einmal befehlen will. Und da iſt deine Klinik. Nun geh hinein! Wir warten hier."

Er bot ihr die Hand zum Abſchied, obgleich er doch wußte, daß er ſie in wenigen Minuten wiederſehen würde. Aber das war wie ein Zeichen des Dankes, daß ſie ſich überwunden und ihm ſo viel von ſich geſagt, — ein Zeichen der Freundſchaft ... oder auch des Troſtes ... der Ermutigung ... und er verſetzte: „Hedwig — über das alles müſſen wir uns noch ganz ausführlich und in Ruhe ausſprechen, in den nächſten Tagen. Ich mach' mich ſchon ein paar Stunden irgendwie frei und komm' zu dir heran. Ich hab' dir ja auch von mir aus viel zu ſagen — ſehr viel ... ich hab' auch damit gewartet bis zu dem Tag heute, wo du einen neuen Lebensabſchnitt anfängſt."

Jetzt war gar nichts von Ironie und Schärfe in ſeinen Zügen — nur tiefer Ernſt und eine ſtumme Frage in ſeinen Augen — ein Suchen in den ihren, als wolle er ihre letzten, ihm noch verſiegelten Gedanken leſen — dann nickte er ihr noch einmal zu und ſtieg raſch die Treppe hinauf und die Schweſter Demut folgte ihm.

Hedwig blieb mit Suse Trautvetter draußen zurück, die viel lieber mit hineingeschlüpft wäre, wie sonst wohl, wenn sie sich mit Riedingers Erlaubnis irgend einen kritischen Fall im Krankensaal dritter Klasse auf den Fußspitzen und mit angehaltenem Atem auf drei Schritte Entfernung ansehen durfte. Für alles, was mit Leiden und Gebresten zusammenhing, hatte sie das unheimliche Interesse ihres künftigen Berufes und war im stande, bei Tisch in ihrem Kompotteller löffelnd die greulichsten Sachen aus dem Sezierſaal zu erzählen, ohne daß eine Fiber auf ihrem rotwangigen, ahnungslosen Kindergesichtchen zuckte. Sie war nie mit sich und der Welt zufriedener, als wenn sie recht viele Kranke gesehen hatte, und es verstimmte sie, daß man ihr heute diesen Genuß entzog. Sie langweilte sich auch. Denn Hedwig gab ihr auf alle ihre Fragen nur kurze, halb verlorene und verträumte Antworten. Und so war sie froh, als Riedinger nach kurzem wieder herauskam, mit seinem eigentümlichen, halb ironischen, halb gutmütigen Blick über den Zwicker hinweg, den er meist für seine Mitmenschen übrig hatte, im Dunkel nach den beiden Mädchen suchte und sich zu ihnen gesellte.

Gemeinsam gingen sie nach der Stadt zurück und Suse Trautvetter fing gleich wieder an von einem höchst merkwürdigen Fall aus der Universitätsklinik zu berichten — eine Frau aus der Memeler Gegend — Gott weiß, wie hierher an den Neckar verschlagen — man hoffte bereits, daß das die wirkliche, hier sonst nicht vorkommende Lepra sei. Und diese Möglichkeit, den leibhaftigen Aussatz einmal mit eigenen Augen beobachten zu dürfen, begeisterte die Kleine völlig. Sie betrachtete

das wie ein gütiges Geschenk des Schicksals, eine nachträgliche Weihnachtsgabe für fleißige Studentinnen.

Aber die beiden hörten kaum auf sie und so verstummte sie endlich. Natürlich kam sie sich überflüssig vor neben dem Paar. Daß es zwischen Riedinger und Hedwig vorhin etwas gegeben, das merkte sie wohl an deren Wortkargheit und ernsten Gesichtern. So gähnte sie verstohlen und summte im Gehen eine Melodie. Und die beiden andern sahen sich wohl zuweilen an, aber auch sie schwiegen. Sie fühlten alle zwei: es war noch viel Unausgesprochenes zwischen ihnen, viel zu viel, als daß man jetzt auf der kurzen Strecke Wegs und in Gegenwart der Dritten damit hätte anfangen können. Das mußte auf morgen oder noch später verbleiben, wenn ihm sein Beruf einmal eine Stunde Zeit zu einer ungestörten Unterhaltung ließ. Und als sie nun vor dem Solitanderschen Hause standen und Abschied nahmen, waren ihrer beider Züge sehr ernst. Sie reichten sich stumm die Hand. Dann lüftete er den Hut und ging rasch davon, in die Nacht hinein. . . .

III

Der nächste Morgen war feucht und trübe — richtiger Heidelberger Winter — Nebelgrau und Näſſe über den niederen Dächern der Stadt, Wolkenfetzen oben um die Berge, und dazwiſchen auf den Höhen des Königſtuhls und Heiligenbergs das allerletzte, ſpärliche Weiß des Schnees.

Aber trotz des grämlichen Himmels war es, als ſchiene in Hedwig Solitanders Zimmer die Sonne. Sie hatte ihr Haar noch loſe um die Schultern hängen, während ſie am Fenſter ſtand und in das Februardämmern hinausſchaute, und von dieſen rotgoldenen, leuchtenden Wellen ging ein Glanz durch das ganze Gemach und erhellte ſie ſelbſt und ihr feines, weißes, müdes Geſicht mit den großen grauen Augen und umkleidete alles, was da war, mit einem Schimmer lebender Wärme und ſchwand allmählich, während ſie die Flechten ſtrählte, und ſchrumpfte zu einer feurigen Krone um ihr blaſſes Haupt zuſammen.

Es war noch früh. Wie jeden Tag war auch heute um ſechs Uhr Morgens der Fuhrknecht, der in einer Schlafſtelle gegenüber wohnte, nach dem Hofe ſeines Brotherrn gegangen, wo die Pferde und der Wagen ſtanden, und hatte unterwegs, betäubend mit der Peitſche um ſich knallend, die Schlummernden geweckt. So trieb er es ſeit Jahren. Niemand fand etwas daran. Ja, es war

Hedwig in letzter Zeit sogar lieb gewesen, auf diese Weise zum Frühaufstehen und zur Arbeitspflicht gemahnt zu werden. Aber das war nun vorbei. Wohl lagen noch die Repetitionswerke und Kollegienhefte in Haufen auf ihrem Schreibtisch — nur der Blick, der darauf ruhte, war ein anderer geworden — gleichgültig. Die hatten jetzt ihren Dienst getan. Man brauchte sie nicht mehr. Sie waren einem nach so viel Mühe und Nöten innerlich beinahe verhaßt. Hedwig klappte die Bände zusammen, stäubte sie ab und sortierte sie — links die geliehenen aus der Universitätsbibliothek, die dieser Tage zurück mußten, rechts die eigenen Bücher und die schwarzen, innen in der fliegenden Hast des Nachschreibens mit beinahe unverständlichen Schriftzügen vollgekritzelten Leder-hefte der Vorlesungen. Das tat sie nun alles zusammen in den Schrank. Da mochte es ruhen.

Sie mußte darüber lächeln, wie wichtig ihr gestern um diese Zeit noch diese Folianten erschienen waren. In jedem stak ja die Weisheit darin — gerade der Satz, die Tatsache, die Schulmeinung, die man sie Abends im Examen fragen würde. Es handelte sich nur darum, eben diese entscheidenden Dinge im Sieb des Gedächtnisses zurückzubehalten, und sie hatte immer wieder überlegt und gemutmaßt: „das wird es sein — nein — vielleicht doch jenes!" — und saß noch die letzten Stunden, ehe es losging, und paukte sich, den Kopf auf die Hände gestützt, mit leise murmelnden Lippen irgend etwas Vergessenes, Unumgängliches ein und mußte doch, während neben ihr der schwarze Kaffee rauchte und das schwarze Examenskleid, aus dem sie sorgfältig alle Flecken herausgerieben, bereit lag, wieder an

tausend krause Sachen denken: — wenn sie nun zu spät kam und die Professoren waren schon da? — dann fing die Geschichte gleich gut an — oder wenn sie eine Frage nach der andern nicht beantworten konnte und in wachsende Verzweiflung geriet und es schließlich so machte wie jene Studentin vor ein paar Semestern, die plötzlich mitten in der Prüfung in einen Weinkrampf ausgebrochen war und gerufen hatte: „Um Gottes willen — Sie werden mich doch nicht durchfallen lassen?“ — und dann lächelte sie wieder verächtlich. So was kam bei ihr nicht vor. Sie war überhaupt ganz ruhig. Und dabei pochte ihr doch das Herz. . . . Von sechs Uhr Abends ab bis zum Beginn der Entscheidung hatte es förmlich Sturm geschlagen. . . .

Das war nun alles vorüber und schon so lange her . . . es schien ihr so unwahrscheinlich, daß sie gestern um diese Zeit noch nicht gewußt, ob sie als Doktor der Philosophie oder als durchgefallene Kandidatin zu Bett gehen würde. Zwischen gestern und heute lag schon eine Welt. Ihr vorläufiges Lebensziel war erreicht. Und bedeutete ihr jetzt, in der Erschöpfung nach dem Sieg, doch so wenig. . . .

Diese innere Leere war ihr nie so zum Bewußtsein gekommen wie an diesem trüben Februarmorgen, der so gar nichts von Triumphstimmung atmete. Nun war sie frei — das heißt: der Halt war weg . . . der Zwang vor sich und den Menschen . . . der kategorische Imperativ: Du mußt! Nun konnte sie sich sagen: „Ich will!“ . . . Aber sie sagte sich nur, verloren ins Weite starrend: Ja — wenn ich wüßte, was ich will . . .

In einer wunderlichen Traum- und Nebelstimmung

schaute sie über die regenfeuchten alten Dächer und Schornsteine, den gelbschäumenden Fluß, von dem man gerade nur noch einen Streifen unter einem Bogen der alten Brücke erkennen konnte, und hinüber nach dem steilen Heiligenberg und hinaus in die weite Ebene und zu den Wolken empor, die eilig über sie zogen und in grauem Gewimmel herantrieben. Es regnete ein wenig. Der lauwarme Südwest blies feucht und frisch durch das offene Fenster und umwehte Hedwig mit einem stäubenden Hauch wie von einem Wasserfall. Das tat ihr wohl. Und dabei wuchs immer mehr die Schwermut in ihr.

Jetzt läutete es drüben von der Jesuitenkirche und zugleich schlug da unten die Haustüre und der alte fromme Hauptmann a. D. Evangelist von Thiengen ging zur Frühmesse — klein und mager, in seinem verschossenen schwarzen Mäntelchen wie eine Krähe gegen den Wind antrippelnd — ein stiller Christ und Frühaufsteher im Sommer wie im Winter — und klappte den Kragen hoch, steckte die Hände in die Taschen und wanderte zitterig seines Weges ... zum lieben Gott ...

Sie schaute ihm gedankenlos nach und blieb so stehen und träumte — lange Zeit. Und der Morgen rückte allmählich vor. Schon waren die Kinder schreiend und mit ihren in den Händen geschwungenen Holzklappern rasselnd zur Schule gegangen, die kleinen Läden hatten sich aufgetan, der Althändler Natan Löwenhaar stand, sich die Hände reibend, vor seiner mit Arbeiterhosen, Werktagshemden und paarweise baumelnden Schifferstiefeln behangenen Türe und wechselte ein paar Worte mit dem Friseur Göckler, der auch noch keine Kunden hatte, vom Hof her klang das helle, durchdringende „Ping — ping!"

des Klempners Boos und das Kreischen einer Tischlersäge, und dazwischen das Gebell eines halben Dutzends Köter, die Jean Butterweck, Käthchens Bruder, ein hagerer, stets unterwürfig und verschmitzt lächelnder Studentengünstling und Hundehändler, ins Freie ließ. Und auf den Straßen rumpelten die Lastwägen und tönte hüh! und Peitschenknall — die ganze Stadt war lebendig.

Hedwig wollte die Fenster schließen. Da hörte sie von unten einen Wortwechsel und schaute noch einmal auf die Gasse. Dort stand der Buchbinder Butterweck und vor ihm der Geheimrat von Helmstorff. Das war kein seltenes Bild in letzter Zeit, weil Käthchen Butterweck ihm oft noch Diktat stenographierte oder auf der Maschine schrieb und er daher ihrem Vater die Neuanschaffungen seiner Bibliothek zum Einbinden überließ. Das rundliche, schläfrige und unsaubere Männchen, der nach Art dieser kleinen Heidelberger Handwerker alles vertröbelte und für das Drängen der Kundschaft nur ein gutmütiges und mitleidiges Lächeln übrig hatte, machte es ihm nie zum Dank. Aber der Professor war ihm gegenüber weit weniger nervös und ungeduldig, als es sonst seine Art war.

Hedwig konnte zuerst von oben nur seinen breitkrämpigen grauen Künstlerhut und ein Stück des langen blonden Barts erkennen. Dann, als er einmal im Gespräch mit dem Meister zerstreut zum Himmel aufschaute, wie um zu prüfen, ob es immer noch regne, und dabei sein Blick auch über ihr Fenster glitt und eine Sekunde absichtslos da verweilte, — bei dieser Gelegenheit sah sie auch sein Antlitz — die ausdrucksvollen, aber für sie

immer etwas zu weichlichen Züge eines Mannes, der wußte, daß er schön war. Die lebhaften Augen, vor denen er, im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Kollegen, nie eine Brille oder einen Zwicker trug — die an sich ebenmäßige, aber schon leise durch einen beginnenden, kaum merklichen Fettansatz der Vierzigerjahre beeinträchtigte Gestalt.

„Sie mißbrauchen wirklich meine Nachsicht!" sagte er auffallend gelassen mit seiner hellen, aber angenehm klingenden Stimme zu dem Handwerker. „Jeden dritten Tag muß ich zu Ihnen kommen und mahnen. Und dann ist's noch falsch!" Er hielt jenem dabei den Lederrücken eines Bandes hin, und der kleine schlampige Meister meinte bedächtig und ohne Überraschung: „Guck emol — do is der Titel verkehrt — dees hot der Gesell wieder geschafft in seiner Tappigkeit ... do hot er schief gelade g'hot — der Schote ..."

„Ja — warum arbeiten Sie denn nicht selber?"

„Ha — geschtern war doch Montag!"

„Nun ja — da tut man doch was!"

„I net, lieber Herr!" Philipp Butterweck schüttelte freundlich den Kopf. „Dees ist bei mir net Brauch! Aber morge mach' ich mich jetzt dapfer dahinner ... Sie kriege Ihr' Sach', Herr Professor — do könne Sie sich druff verlasse!"

„Na — schön!" Der Geheimrat von Helmstorff grüßte und ging. Und noch einmal streifte dabei sein Blick die Solitanderschen Fenster oben, in deren Schatten er Hedwigs rotgoldenen Kopf gar nicht erkennen konnte. Und sie selbst stieg die Treppe hinunter zum Frühstück mit ihrem Vater.

Sie traf ihn noch in seinem Studierzimmer, einem großen, dreifenstrigen Eckraum, in dem schon viele Generationen der Solitander sei zwei Jahrhunderten gehaust hatten, Professoren an der Universität, Magister an der einst hochberühmten, nach fünfhundertjährigem Bestehen erst um 1800 erloschenen „Neckarschul", kurfürstliche Räte und Amtmänner und namentlich viel Theologen. Einige ihrer Bilder in Allongeperrücke und Halskrause schauten noch, nachgedunkelt und verblaßt, von den Wänden herab, — dann ein Porträt des Pfalzgrafen Karl Theodor, der fünfzig Jahre lang auf seine Art das Land beherrscht, Schattenrisse und Kleingemälde bekannter Heidelberger Humanisten und Kunstfreunde wie von Johann Heinrich Voß und Boisserée und von dem Grafen von Graimberg — ein paar eingerahmte Bleistiftzeilen Lenaus aus einem Heidelberger Aufenthalt — alles Widmungen der Zeitgenossen an die damals lebenden Solitander. Auch viele Erinnerungen aus der Zeit der Burschenschaft nach 1815 waren da, der Hedwigs Großvater mit Leib und Seele angehört — ein Bild des Wartburgfestes und eine Nummer der „Isis" unter Glas, dann die schwarzgeränderte Ansicht einer Burgruine mit der Unterschrift: Hambach 1830 und ein Männerkopf, der nach den verwaschenen Lettern darunter den Doktor Siebenpfeiffer vorstellte und, früher als Heiligtum des Hauses betrachtet, in einem Kästchen ein Stück Holz von Sands Schaffot in Mannheim und eine Bleistiftzeichnung des aus dessen Bohlen gezimmerten, jetzt noch über dem Heidelberger Kirchhofsweg stehenden Weinberghäuschens.

Die Schatten der Vergangenheit lagen über all den

Dingen — viel verlorenes Hoffen — vergessenes Sehnen — verwehtes Mühen — dem jungen Geschlecht, im Glanz des neuen Reiches schon ganz unverständlich und fern. Denn all diese Gedenkzeichen reichten nur bis zum Jahr achtundvierzig. An dessen Schwelle machten sie halt. Nichts erinnerte an Gryphius Solitanders eigene Sturm- und Drang- und Turm- und Strangzeit, wie er es wohl als alter Mann jetzt nannte. Im Zellengefängnis in Bruchsal hatte er keine Muße gehabt, Reliquien zu sammeln, und als er viele Jahre später aus Amerika zurückkehrte, da war die Welt anders geworden und die Buben auf den Straßen sangen nicht mehr: „Wenn die Fürsten fragen, was macht Hecker doch?" sondern sie jubelten die Wacht am Rhein, und es hatte einen heißen Sommerabend gegeben — da stand er, der Achtundvierziger, in dunkler Nacht auf den Anlagen von Heidelberg — die Menschen Kopf an Kopf um ihn wie eine Mauer unter den Platanen — und zwischendurch bewegte sich ein langer, endlos langer Zug stumm schwankender Bahren — weiße, stille, unbewegte Gestalten darauf — die Verwundeten von Weißenburg — ein paar Frauen schluchzten krampfhaft — sonst war alles totenstill und doch lag ein Ahnen in der Luft, ein Wehen: das Reich ist kommen! — und ihm, dem alten Freischärler, rannen die Tränen übers Gesicht und er verstand die Welt nicht mehr ...

Das einzige, was unter den Erbstücken der Vergangenheit in seinem Hause sein eigenes war, auf ihn persönlich hinwies, das waren die großen Glaskästen mit Schmetterlingen und Käfern, die jeden freien Platz füllten. Darin war er Fachmann, auch in Gelehrten-

kreisen anerkannt, und bastelte, als Hedwig eintrat, eben an einer Anzahl sauber aufgespießter Nachtmotten seiner Sammlung herum. Die fing er sich selbst um Mitternacht mit einem Licht auf einem Kreuzweg in den Bergen. Da saß er in seinem grauen Kapuzinermantel — uralt — aber steif aufgerichtet und regungslos wie ein Magus des Nordens — und jetzt noch erzählten Kerle, die sich mit verstohlenem Hasenschlingenlegen befaßt hatten: oben, am „hohlen Käschtebaum" geistere es wüst! Da hätt' ein Gespenst gehockt! Da seien sie aber gesprungen ...

Er nickte Hedwig freundlich zu, gab ihr über die Kästen, die er auf seinen hochgezogenen langen Beinen hielt, hinblinzelnd die Hand und sagte nur: „Ich komme gleich! Drinnen liegt ein Brief für dich! Der erste! Von heute nachmittag ab wird's erst losgehen — mit den Glückwünschen und Telegrammen ..."

Hedwig nahm im Nebenraum das Schreiben vom Frühstückstisch. Es war eine weibliche Handschrift. Sie öffnete es und las:

„Sehr verehrtes Fräulein Solitander!

Schrecklich leid hat es mir getan, Sie gestern gerade zur ungelegensten Zeit aufgesucht zu haben. Ich glaubte, nach einer beiläufigen Bemerkung meines Mannes, daß Ihr Examen schon vorgestern stattgefunden habe. Zu dessen so schönem Erfolg, von dem er mir gleich beim Nachhausekommen berichtete, bitte ich Sie, meine aufrichtigen Glückwünsche entgegennehmen zu wollen. Wenn Sie gestatten, wiederhole ich morgen, Dienstag, zwischen zehn und elf Uhr Vormittags meinen Besuch bei Ihnen. Ich hoffe, daß ich Sie da nicht so störe, wie heute Nach-

mittag, und bin inzwiſchen mit beſten Empfehlungen Ihre ergebenſte

Alwine von Helmſtorff."

„Komiſch!" ſagte Hedwig zu ihrem Vater, der ihr inzwiſchen gefolgt war. „Frau von Helmſtorff will heute ſchon wieder zu mir kommen."

„Weswegen denn?"

„Ich hab' keine Ahnung! Sie iſt ſonſt gar nicht ſo zutunlich! Vielleicht iſt's wegen dem nächſten Luiſenbazar, daß ich da mitwirken ſoll."

Die Angelegenheit der Frau von Helmſtorff intereſſierte ſie nicht weiter. Das würde ſich ja finden. Sie zerriß achtlos den Brief und warf ihn zur Seite. Ihr Vater nickte und ſah ſie an. Sie war heute ſehr blaß. Das eigentümlich Müde, Leere bei ihr merkte jetzt ſogar er, der ſich eigentlich ſtets mehr um Käfer und Schmetterlinge als um die eigene Tochter gekümmert hatte. Der hatte er erlaubt, ihren eigenen Weg zu gehen. Dafür mußte ſie ihm dankbar ſein. Aber das war auch alles. Näher kam man dem alten Sonderling ſelten, und doch fühlte Hedwig unbeſtimmt, daß gerade das, was auch in ihr ein wenig ſeltſam war — was ſie von den anderen abſchied und innerlich ſo einſam machte — daß es ein Erbteil ſeines Blutes bedeutete.

Und jedesmal, wenn ſie daran dachte, hatte ſie eine Sehnſucht — ein Heimweh nach der kaum gekannten Mutter, der früh Verſtorbenen, deren Bild — ein feines, blaſſes junges Antlitz unter goldrot ſchimmerndem Haar — dort drüben an der Wand hing. Und darunter blühten und dufteten die Veilchen, die der Alte geſtern hingeſtellt ...

„Du ſchauſt ſo traurig aus, heute — Hedwig!“ ſprach er endlich zweifelnden Tons.

Sie verneinte: „Ach ... traurig bin ich nicht ... eher matt ... oder eigentlich ... ich weiß nicht ... ſo aſchgrau iſt mir zu Mut ...“

„Und wie viele werden dich heute beneiden!“

„Nun, mögen ſie! Wenn ſie glauben, daß in ſo einem überſtandenen Examen das Glück liegt ... und überhaupt: was heißt ſchließlich Glück? ...“

Der Blick des Vaters, der auf ihr ruhte, war wärmer als ſonſt. Es war etwas von Wehmut darin — hatte ſie doch erreicht, was ihm, dem Privatgelehrten, nie vergönnt geweſen — und von nachträglicher Rührung. Ihr Daſein war nicht ſo verpfuſcht wie das ſeine.

Er legte ihr die Hand auf den Kopf, von deſſen überreicher, rotgoldener Haarlaſt es immer nicht nur wie Sonnenglanz, ſondern auch wie Wärme über ſie und ihre Umgebung ausſtrömte, und ſagte bedächtig: „Ja ... Glück — mein Kind ... man muß eben danach ſuchen — das heißt leben ... ich bin nun ſehr alt und war nie in meinem Leben glücklich ... oder immer nur ganz kurze Zeit und hab' dann immer wieder lange dafür büßen müſſen — für das ſchwarz-rotgoldene Band, das ich als junger Burſche getragen hab' und dafür, daß mir damals die Tränen in die Augen gekommen ſind, wenn ich nur an Deutſchlands Einheit gedacht hab' — na — dafür hab' ich ja dann in Bruchſal Wolle geſponnen. Und drüben überm Ozean, wie ich als freier Mann dageſtanden bin und die Arme ausgereckt hab' — da iſt mit der Freiheit die Not und

die Sorge gekommen — und wie ich schließlich als Dorfschulmeister in Pennsylvanien wenigstens das tägliche Brot hatte — da kam das Heimweh und hat mir keine Ruhe gelassen. Und daheim wieder im Vaterland, nach zwei Jahrzehnten — ein Mann von über vierzig — da dacht' ich: nun hab' ich das Glück, da hatt' ich deine Mutter ... nun du weißt ja — wir gehen ja oft genug zusammen hinaus nach der Rohrbacher Straße — draußen auf dem Friedhof liegt sie — sieben Jahre hab' ich sie gehabt — nicht länger — der Rest ist Schweigen — sagt, glaub' ich, Hamlet. — Sieh' — so läuft das Leben von der Wiege bis zur Bahre. — Alles, was ich je angefangen hab', ist mir unter den Händen verbröckelt und zu Staub geworden — so geht's jetzt sogar noch mit meinen Käfersammlungen — und die sind doch meine letzte Freude. Aber doch bereu' ich mein Leben nicht. Ich hab' immer redlich nach meinem Glück gestrebt und mehr gibt's vielleicht überhaupt nicht. Denn wenn wir das Glück haben, dann wissen wir's gewöhnlich nicht — und wenn wir's wissen, ist's meist zu spät — ... so muß man das anschauen, Hedwig — mein Kind — dann trägt sich alles viel leichter ..."

Gryphius Solitander hatte nachdrücklicher als gewöhnlich geredet, wo er in allem, was nicht seine geliebten Kerfe betraf, eine rasche, zerstreute, halb geistesabwesende Art an sich hatte. Diesmal war es ihm ernst, einmal der Tochter den Freund und Vater zu zeigen. Es war Güte in seinen Worten. Aber Hedwig hörte nur die Mahnung heraus, sich zu bescheiden — zu entsagen — das Glück in Vergangenheit oder Zukunft zu suchen. So sprach die Weisheit des

Alters. Die Jugend in ihr antwortete dagegen: Nein! — Alles oder nichts! Aber sie schwieg. Sie nickte ihrem Vater nur zu. Die Tränen kamen ihr in die Augen und sie ging rasch aus dem Zimmer.

Und Gryphius Solitander schaute ihr trübselig nach — in ferne Zeiten verloren — von jenem Tag des Jahres Neunundvierzig ab, wo er bei Waghäusel hoch aufgerichtet, den Burschenhut auf dem Kopf, mit seinen langen Beinen unerschrocken in den Kugelregen hinein ausgreifend, das schwarzrotgoldene Reichsbanner den Freischärlern voraus gegen die Preußen getragen, deren schwarzweiße Fahne drüben über den Pickelhauben wehte, bis zu jenem stillen Sommerabend, an dem er draußen im Friedhof am Walde von dem frischen Grab seiner Frau Abschied genommen. Dazwischen lag sein Leben. Hinterher kam eigentlich nichts mehr. Er seufzte tief und hörte noch, wie Hedwig draußen sagte: „Baas — wenn die Frau von Helmstorff kommt — ich bin in der Bibliothek!" Dann nahm er Schlapphut und Mantel und trat seinen gewohnten einsamen Spazierlauf nach dem Königstuhl an.

Die „Bibliothek", die Hedwig betrat, wurde seit altersgrauer Zeit ein Eckraum des Solitanderschen Hauses genannt — ursprünglich wohl das Gemach, wo die gelehrten und geistlichen Herren der Familie über ihren schweinsledernen weltlichen und kirchlichen Folianten sannen, die jetzt noch die alten Nußbaumschränke mit ihrer Mystik des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts füllten, und in hartem Kampf mit dem Teufel ihre Predigten aufschrieben. Einer von ihnen schaute jetzt noch von der Wand herunter. Sein lebensgroßes

Ölbildnis beherrschte den ganzen Raum — ein tonnenstarker, zornmütiger Herr, den Knebelbart halb in einer mächtigen weißen Halskrause vergraben, mit einer dicken roten Nase und flammenden Augen. Das war der hochwürdige Dominus Markus Solitander — um 1720 Prediger des reformierten Glaubens — ein Mann, dessen Wort wie das grimme Brüllen eines Stiers von der Kanzel scholl und der nachher ebenso beim Wein und derben Späßen wacker aushielt. Dem war es nicht darauf angekommen, dem Kurfürsten Karl Philipp selbst die Wahrheit zu sagen. Wie hatte er gewettert „wider den bäpstlichen Hauffen", als man die Scheidemauer der Heiliggeistkirche niederriß und die Reformierten aus dem Schiff vertrieb — und wie siegesbewußt war er ein Jahr darauf wieder mit seinen Brüdern im Geiste in das Gotteshaus eingezogen, wo sie eine neue noch dickere Wand von den Römlingen im Chor trennte ... Und diese Wand stand noch jetzt ...

Hedwig warf sonst gewöhnlich, wenn sie in das Zimmer kam, einen wohlwollenden Blick zu dem alten Vorfahren und Bibelkämpen hinauf, für dessen vollblütige Menschlichkeit sie immer etwas übrig gehabt hatte. Aber heute war ihr nicht darum zu tun. Sie stellte sich an das eine Gassenfenster und wartete, wann Frau von Helmstorff käme.

Mit leeren Augen schaute sie da- und dorthin, zuletzt nach dem Hof hinaus, wo der alte dürre Weihnachtsbaum frei aufgehängt im Wind sich drehte, mit Speckschwarten behängt, an denen zierliche Blaumeisen und Schwarzblättchen, aber nicht das plumpere Räubervolk

der Spatzen im Fluge haften und sich gütlich tun konnten. Und kraus und wirr, wie das Schwirren dieser Wintervögel, war auch das Spiel ihrer Gedanken . . .

Da klang draußen die Glocke. Sie hörte eine Damenstimme. Das war Frau von Helmstorff. Und gleich darauf erschien diese, von der Baas, die sich wieder zurückzog, hereingeleitet, im Zimmer, eine sehr elegante, schlanke Blondine — eigentlich hübsch, mit klaren Augen und angenehmen offenen Zügen, kaum älter als Hedwig — gegen Mitte der dreißig. Eher hätte man ihr noch weniger Jahre gegeben. Es war noch etwas Jugendliches an ihr. Man mochte kaum glauben, daß sie schon eine halberwachsene Tochter besaß — einen stämmigen rotwangigen Backfisch auf dem Mädchengymnasium in Karlsruhe — und einen Sohn, der bald in die Untersekunda des Heidelberger Gymnasiums aufrücken sollte.

Damals als sie mit kaum siebzehn Jahren in einer kleinen norddeutschen Universität den Privatdozenten Doktor Ludwig Helmstorff geheiratet, hatten sie zwar schon Geld in Menge gehabt, dank seinem Vater, dem Begründer und Hauptaktionär der jetzt peinlich als Familiengeheimnis verschwiegenen bayrischen Bierbrauerei, aber sonst im Anfang zurückgezogen gelebt. Das änderte sich dann rasch mit den steigenden wissenschaftlichen und gesellschaftlichen und politischen Erfolgen ihres Mannes und sie, die Professorentochter aus einer Kleinstadt, war an seiner Seite ganz in die Rolle einer Weltdame hineingewachsen, deren völlige Sicherheit und Formgewandtheit in dem unruhigen Getriebe des stets von Be-

ohren oft bedenklichen Witz auf seine greisen Tage immer mehr den Eindruck eines gottlosen alten Junggesellen machte. Frau von Helmstorff war eigentlich dort unbedingt nötig, um ihn nach Tisch ein wenig im Zaum zu halten, und vertrat überhaupt für gewöhnlich bei ihm die Hausfrau. Und ihr diesmaliges Ausbleiben erklärend setzte sie hinzu: „Meine Tochter, die Gymnasiastin in Karlsruhe, hat doch so arg Influenza gehabt und ist heute auf ein paar Tage hergekommen, um sich zu erholen. Da wollen wir nicht gerade ausgehen. Es tut uns recht leid. Wir hätten so gerne Ihren Erfolg mit Ihnen gefeiert . . ."

. . . Ach, schwindle du nur! dachte sich Hedwig. Was liegt denn dir an meinem Doktor? Den hast du bis morgen schon total vergessen! — Aber die Höflichkeit gebot ihr zu sagen: „Sehr gütig, gnädige Frau! Hoffentlich ist es doch nichts Ernstes mit Gretchen?"

„Ach nein — gottlob! Das Mädel ist ja sonst auch kerngesund. Und so merkwürdig kindlich, das fällt mir immer auf, wenn ich sie wiedersehe. Körperlich ja sehr entwickelt — aber geistig hat sie förmlich was von 'nem Jungen . . . so harmlos . . . das macht der frühe Ernst des Lebens . . . die Studien . . . wenn ich da an unsere Tanzstundenbackfische denke . . ."

Hedwig nickte. Das war ganz richtig. Das hatte sie an sich selber empfunden. Frau von Helmstorff sagte überhaupt, trotz all ihrer Weltläufigkeit, selten etwas allzu Flaches. Dazu war sie von ihrem Mann zu gut erzogen und von Haus aus in ihrer Art eine recht kluge Frau. Aber wie kam sie jetzt gerade auf diese Betrachtung? Warum nicht zum Zweck ihres Be-

ſuchs? Hedwig wußte es nicht und ſetzte das Geſpräch fort: „Und mit Ihrem Sohn ſind Sie auch zufrieden! ... Ich begegne ihm manchmal auf der Straße ..."

Über Frau von Helmſtorffs unruhige Züge glitt ein freundlicher Schein bei der Erwähnung ihrer Kinder. „Ja, er macht ſich ganz ordentlich, der Hans! In ein paar Jahren wächſt er mir über den Kopf ... da merkt man erſt, wie die Zeit vergeht ..."

Eine neue Pauſe entſtand und aus dieſem Schweigen zwiſchen ihnen heraus fühlten beide: ſo ging das nicht weiter mit dieſem leeren Lippenwerk ...

Seltſam: Frau von Helmſtorff hatte die ganze Zeit Hedwig nicht recht anſehen können. Immer irrte ihr Auge unſtät im Zimmer herum, über all den Großväterkram und die Reliquien Alt-Heidelbergs, die die Wände bedeckten. Jetzt zum erſten Male ſchaute ſie der anderen voll ins Geſicht und dabei überzog eine feine Röte ihr eigenes Antlitz, um gleich darauf einer noch fahleren Bläſſe zu weichen. „Alſo ... wir wollen uns lieber nicht weiter quälen und uns gleichgültiges Zeug vorreden — Fräulein Solitander — nicht wahr?" ſagte ſie halblaut, „ſondern lieber, ſo ſchrecklich es iſt, auf die Sache eingehen. Worum es ſich handelt — wiſſen wir beide. Das erſt noch zu nennen, wollen wir uns wenigſtens ſparen. Ich wäre ohnedies ſchon bald lieber zu meiner eigenen Hinrichtung gegangen als den Weg hierher ..."

„Gnädige Frau — ich verſtehe Sie nicht!" Hedwig ſah ſie ruhig an. Und ſie war es auch. „Ich muß Sie bitten, deutlicher zu reden!"

Frau von Helmſtorff warf ihr einen Blick zu —

es war etwas wie Verachtung darin — eine Frage: Verſtellen willſt du dich auch noch? Aber ihr Geſicht hatte eher etwas Hilfeflehendes, während ſie leiſe fortfuhr: „Es iſt ja nur das eine ... die Bitte ... die Sie ja ſchon erraten haben werden ..."

„Noch nicht, gnädige Frau! Es tut mir leid ... es ſcheint Ihnen ſo peinlich, davon zu ſprechen ... aber ich bin noch ganz im Dunkeln. ... Wenn ich eine Bitte von Ihnen erfüllen kann — ſelbſtverſtändlich werde ich es tun! ... Mit größter Freude ..."

Während ihrer Worte hatte Frau von Helmſtorff ſich erhoben. Und nun ſagte ſie, die Hand auf die Stuhllehne geſtützt, den Kopf leicht vorgeneigt, eindringlich und leiſe: „Alſo ... dann bitte, Fräulein Solitander ... bitte ... geben Sie meinem Hauſe den Frieden wieder. ..."

Es war ein Schweigen. Hedwig ſtand langſam auf. Sie begriff anfangs gar nicht, was die andere wollte. Erſt allmählich wurde ihr durch die Kette eines Gedankengangs klar, was damit gemeint ſein mußte ... und ſie erſchrak vor Empörung ... vor Scham. Und jene fuhr inzwiſchen fort: „Ich hab' nichts ſagen wollen, ſolange Sie bei ihm ins Kolleg gegangen und ihm gegenüber geſeſſen ſind. Das war Ihr Recht als Studentin — vielleicht ſogar Ihre Pflicht. Und auch daß Sie in dem letzten Semeſter zu uns ins Haus kamen, war ja wohl begreiflich. Sie erwähnten ja ſelbſt vorhin das Verhältnis, in dem Sie zu meinem Vater ſtehen. Da konnten Sie ſeine Aufforderung, Sie bei uns einzuführen, kaum ablehnen. Sie kamen ja auch nur ein paarmal — nur der Form halber — das weiß ich

alles wohl. Ich will auch gar keine Vorwürfe machen oder mich beklagen ... das hätte ja auch weiter keinen Zweck. Ich möchte nur sagen ... jetzt — wo das alles abgeschlossen ist und hinter Ihnen liegt, machen Sie es ihm leichter, sich zu uns zurückzufinden — auch in Ihrem Interesse — gerade in Ihrem Interesse, Fräulein Solitander! ... Erlauben Sie, daß ich Ihnen das sage ... wir sind ja ungefähr gleichalterig und Sie sind gelehrter als ich — aber dafür bin ich Frau und Mutter — und weiß mehr vom Leben und von solchen Dingen — erwägen Sie nur: wo soll das hinaus? Wo soll es denn schließlich enden? Es ist ja doch so gar keine Aussicht auf ... es ist doch nur ein fortwährendes Spiel mit dem Feuer — ich weiß: es ist nicht mehr — aber gefährlich — furchtbar gefährlich bleibt es doch für uns alle drei!"

Hedwig hatte sie ausreden lassen. Sie hatte sich inzwischen ganz gefaßt und sagte kalt: „Sprechen Sie von Ihrem Herrn Gemahl, gnädige Frau?"

„Muß ich Ihnen auch diese Frage erst noch bejahen? Sie sind wirklich gründlich, Fräulein Solitander!"

„Ich bin gründlich, gnädige Frau, weil es sich um meine Ehre und meinen guten Ruf handelt! Und da erwidere ich Ihnen: Ich bin allerdings in das Privatissimum Ihres Herrn Gemahls gegangen wie viele andere Studenten! Und ich war auch im ganzen dreimal bei Ihnen im Hause und habe mir dabei noch weniger gedacht, sondern wollte nur höflich sein — und ich bin ihm gestern im Examen gegenüber gesessen — und das ist alles. Nie war ich mit ihm unter vier Augen zusammen, nie habe ich einen Brief von ihm bekommen

oder gar an ihn geschrieben — nie habe ich mit ihm irgendwie durch Dritte verkehrt — kurz — es ist nichts zwischen uns und war nichts zwischen uns — nicht das geringste . . ."

Und in einer Aufwallung ehrlichen, nachträglichen Zornes konnte sie sich nicht enthalten, hinzuzufügen: „Eigentlich hätten Sie das wohl auch erst des näheren prüfen sollen, gnädige Frau — ehe Sie solche . . . Anfragen oder Bitten oder wie Sie's nun nennen wollen, an mich richten!"

Die zwei jungen Frauen sahen sich eine Sekunde in die Augen — ernst, eigentlich ohne Feindseligkeit — eher mit banger Spannung. Sie waren beide betroffen — ganz betäubt. Jetzt auch Alwine von Helmstorff. Sie verhehlte es nicht und sammelte ihre Gedanken. Erst nach einer Weile versetzte sie ruhig, aber mit zuckenden Lippen: „Also das wäre Ihnen nicht bekannt, daß mein Mann seit etwa dreiviertel Jahren überhaupt . . . ja überhaupt nur noch an Sie denkt, Fräulein Solitander?"

„Ich schwöre Ihnen: nein!"

„. . . Daß ihm überhaupt alles andere im Leben nur noch so nebenbei ist? . . . Daß er nicht nur fortwährend von Ihnen redet — das hat er längst aufgegeben, wie er merkte, daß ich Verdacht schöpfte — aber ich hab's ihm doch angesehen — nach jedem Kolleg . . . ob Sie dagesessen sind oder gefehlt haben — das war seine Stimmung für den Rest der Woche — und für den Anfang der nächsten die Erwartung, ob Sie diesmal da sein würden! O — ich kenn' ihn doch. Und wenn Sie bei uns eingeladen waren — da haben zwei gezittert — nicht nur er — schon tagelang vorher —

ſondern ich für ihn ... weiß Gott: ich hab' etwas leiſten müſſen an Selbſtbeherrſchung in dieſer Zeit. Ich wollt' es ja auch. Ich bin zu ſtolz für einen Skandal. Aber nun muß es ein Ende nehmen — ich halt' es nicht mehr aus und er auch nicht."

Sie brach ab. Die Tränen ſchienen ihr nahe. Aber ſie beherrſchte ſich. Und Hedwig ſagte, blaß geworden und feſt: „Und ich hab' nichts davon gewußt, gnädige Frau!"

„Und daß er plötzlich alle ſeine Bücher da unten in dem armſeligen Lädchen hat einbinden laſſen, wo ſie ihm nur Dummheiten machen — und alle paar Tage gekommen iſt, um nachzuſehen — um dabei in Ihrer Nähe zu ſein und Ihnen womöglich zu begegnen — iſt Ihnen auch das nicht aufgefallen?"

Hedwig zuckte zuſammen. Das war richtig. Erſt vorhin war er dageſtanden und hatte zweimal wie unabſichtlich nach ihrem Fenſter hinaufgeſchaut! Jetzt begriff ſie das. Und zugleich ſetzte Frau von Helmſtorff leiſe, zwiſchen den Lippen, hinzu: „Und ich habe noch einen weiteren Beweis, der gegen Ihre Worte ſpricht, Fräulein Solitander. Woher hat mein Mann Ihre Photographie?"

„Er hat ſie nicht!" Hedwigs Wangen färbten ſich dunkel und zugleich wurde auch Frau von Helmſtorff rot. „Doch," ſagte ſie gepreßt. „Er hat ſie! Ich hab' mich ſo weit entwürdigt ... ich bin heimlich über ſeinen Schreibtiſch gegangen! Da liegt ſie in einer Schublade, die ſonſt verſchloſſen iſt! Ich hab' ſie ſelbſt in der Hand gehalten und wieder auf ihren Platz getan!"

„Und ich weiß nun auch, wie ſie dahingekommen iſt!" ſagte Hedwig jetzt ganz kalt und verächtlich. „Bitte —

gehen Sie von hier aus direkt zu dem Universitäts-photographen Schneider, ehe er durch mich oder sonst irgendwie etwas von unserem Gespräch erfahren kann. Er wird Ihnen sofort bestätigen, was er mir vor ein paar Monaten bei einer zufälligen Begegnung auf der Straße erzählt hat: Es sei ihm arg — aber es hätte irgend jemand mein Bild, das bei ihm im Wartezimmer aufgelegen habe, mitgehen heißen. Wer — das wisse er nicht — und nachforschen könne er doch auch nicht gut. Also nun ist's ja klar. Aber gegen Diebstahl ist man eben wehrlos. Ich habe Ihrem Herrn Gemahl keinen Anlaß und kein Recht zu alledem gegeben. Ich war bis zu dem Augenblick, wo Sie mir das jetzt gesagt haben, so harmlos wie ein neugeborenes Kind . . ."

Frau von Helmstorff hatte die Augen niedergeschlagen, so, als ob sie sich für ihren Mann schämte. Und in dieser Haltung sprach sie halblaut: Wenn dem so ist, Fräulein Solitander — dann habe ich Ihnen manches abzubitten, was ich in dieser Zeit von Ihnen gedacht habe!"

„Ja — ich glaube — das haben Sie, gnädige Frau! Ich kann nur wiederholen: ich war vollkommen ahnungslos. Es ist mir weiß Gott auch furchtbar genug . . ."

Nun hob die andere den Blick wieder. Angst lag darin. Und doch wieder zögerndes Vertrauen. Die Gemeinsamkeit zwischen zwei Frauen. „Aber was soll nun weiter werden?" frug sie. „Es kann doch nicht so fortgehen — das halt' ich nicht aus!"

„Meine Aufgabe ist ganz klar, gnädige Frau!" sagte Hedwig so ruhig sie konnte. Die Erregung zitterte in ihr nach. „Irgend einen Anlaß, mit Ihrem Herrn Gemahl amtlich, in seiner Lehreigenschaft, zusammenzutreffen,

hätte ich seit gestern so wie so nicht mehr gehabt und wahrhaftig auch nie gesucht. Es bleibt mir also nur übrig, meinen Verkehr in Ihrem Hause einzustellen. Und das ist ja selbstverständlich, daß ich Ihre Schwelle nie wieder betrete ..."

Sie überlegte einen Augenblick und setzte dann hinzu: „Einmal hätte ich ja übermorgen noch zu ihm auf eine Minute in die Sprechstunde gehen müssen, um meinen Dank abzustatten. Sie wissen, das ist Brauch nach jedem Doktorexamen oder eigentlich Vorschrift. Zu den anderen Professoren geh' ich morgen schon. Ich muß sehen, wie ich mein Fernbleiben einrichte, ohne daß das zu sehr auffällt, denn Ihr Herr Vater zum Beispiel wird mich gleich danach fragen ..."

Ihre Besucherin schüttelte den Kopf. „Ich wünsche nicht, daß irgend etwas auffällt!" sagte sie beinahe hart und durch diesen Ton klang die Frau von Welt, die um jeden Preis kein Aufsehen nach außen haben wollte. „Sonst hätte ich diesen schweren Gang zu Ihnen wahrhaftig nicht erst angetreten. Also ... ich bitte Sie: kommen Sie übermorgen zu meinem Mann in sein Sprechzimmer! Erledigen Sie diese geschäftliche Formalität, wie wenn nichts wäre. Darauf kommt es wahrhaftig nicht mehr an. Und dann ..."

Sie brach ab. Man sah, sie unterdrückte etwas, was die andere vielleicht hätte verletzen können. Aber Hedwig begriff sie vollkommen und sagte einfach: „Aber natürlich, gnädige Frau, das ist ja ganz selbstverständlich, daß damit unsere Beziehungen für immer erledigt sind."

Dabei kam ganz jählings Unmut und Erbitterung über sie. „Mehr kann ich beim besten Willen nicht tun.

Ich selbst bin ja eigentlich bei der ganzen Geschichte nicht beteiligt!"

„Wieso — Fräulein Solitander?"

„Ich nicht — sondern nur mein Gesicht hier mitsamt seinen Sommersprossen — und meine roten Haare! Ach — was ich diese roten Haare manchmal hasse! Aber ich kann sie mir doch nicht abschneiden. Sie kämen ja doch wieder nach. Ich meine: nur mein Äußeres ist bei dem allen in Frage gekommen — in meine Seele hat er nie einen Einblick getan! Wir haben nie etwas Vernünftiges miteinander gesprochen — außer etwa gestern beim Examen — nie — ich erinnere mich genau! Es ist alles rein körperlich! Darin liegt das Entwürdigende auch für mich . . ."

Die zwei jungen Frauen schauten sich ernst in die Augen und beider Augen waren feucht. Und es war plötzlich zwischen ihnen etwas wie dasselbe Schicksal und Leid. Und dann faßte Frau von Helmstorff mit einem raschen Entschluß ihre Hand und drückte sie. „Ich danke Ihnen, Fräulein Solitander!" sagte sie, während sie sich zum Gehen wandte. „Sie waren so, wie ich gleich von Anfang hätte hoffen sollen! Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen unrecht tat. Aber ich bin unglücklicher, als es jemand außer uns zu wissen braucht!"

Sie war auf den Flur hinausgetreten. Da draußen hantierte die Baas. In der Ferne klang das Lachen von Suse Trautvetter — hier waren schon überall Menschen — hier begann das Reich der Verstellung und die beiden fügten sich darein und bemühten sich sogar, beim Abschied auf der Schwelle zu lächeln. Aber es gelang ihnen nicht und ihre Stimmen schwankten,

während Frau von Helmstorff mit einem nochmaligen Händedruck sagte: „Adieu, Fräulein Solitander!"

Und ebenso, als Hedwig erwiderte: „Adieu, gnädige Frau! Vielen Dank für Ihren Besuch!"

Dann kehrte sie in die Bibliothek zurück — da setzte sie sich hin — unter dem Bild des alten grimmigen Predigers Markus Solitander, der schützend auf sein Enkelkind herabschaute — und ordnete ihre Gedanken. Das ging nicht so schnell. Das alles war so plötzlich gekommen. Sie war ganz überrumpelt. Und wenn sie es sich auch jetzt allmählich klar machte — ein Staunen blieb — eine Verwunderung über sich selbst, daß sie so blind hatte sein können, das gar nicht zu merken! Aber andere hatten es ja auch nicht gesehen — niemand! Das war klar. Denn sonst hätte es längst an Sticheleien und Anspielungen und anonymen Briefen in der Kleinstadt nicht gefehlt. Und das war immerhin ein Trost, daß die ganze Sache sich im geheimen abgespielt hatte und ebenso in nichts verschwand.

Sie stand wieder auf. Es war eine quälende Unruhe in ihr. Drüben an der Wand hing ein großer alter Spiegel. Vor den stellte sie sich hin und betrachtete sich genau, das feine weiße, schmale Mädchengesicht mit den großen, grauen Augen, die so kühl und klug wie immer blickten, als ginge sie diese Sache gar nichts an — die schlanke Gestalt — und über alles ausgegossen ein Glanz von oben, der leuchtende Feuerschimmer ihres rotgoldenen, in schweren Flechten die Stirne krönenden Haares. Und nachdenklich, bitter, traurig sagte sie zu sich: Also das bist wieder einmal du — dies Haut und Haar und körperliche Leben.

So sehen dich die Menschen — so strömt von dir eine Macht aus — die nicht dein ist — die deinem Willen entzogen — ja die oft ganz unbewußt ist — wie eben jetzt in diesem Fall — und die doch untrennbar mit dir verbunden ist, so daß ihr nach außen als eines geltet und in Beziehungen zu Menschen, in Wirkungen und Gegenwirkungen geratet, von denen deine Seele, dein eigentliches „Ich" gar nichts weiß ...

Darin lag für sie das Niederdrückende eines solchen Erlebnisses. Aber allmählich wurde ihr doch wieder frei und leicht zu Sinn. Eigentlich ging sie das ja eben darum gar nichts an — dieser unpersönliche Eindruck auf fremde Augen, der von ihr ausstrahlte, mochte sich mit dem abfinden, wen er traf. Es regte sich in ihr förmlich ein leiser Übermut, ein Triumph, so stark zu sein, ohne daß man es wollte. Und wie seltsam, daß diese Macht sich gerade Helmstorff, den Gönnerhaften, den schönen Mann, den von seiner Gottähnlichkeit Durchdrungenen zum Opfer gewählt hatte ...

Sie schüttelte den Kopf. Es war ihr jetzt auf einmal wieder traurig zu Mut, daß dieser Zwischenfall gekommen und ihr die Stimmung nach dem Examen getrübt hatte. Aber war denn diese Stimmung vorher so rosig gewesen? Das auch nicht! Das hatte sie doch wahrhaftig gestern Abend Hermann Riedinger in aller Deutlichkeit gebeichtet. Man wurde gar nicht mehr klug aus sich selbst. Das wirrte und webte alles durcheinander und eigentlich war doch immer die Leere da. Am besten — man dachte gar nicht mehr daran — dann verlor es sich von selbst. Und damit zuckte Hedwig Solitander die Achseln und ging hinauf in ihr Arbeitszimmer.

IV

Im Laufe des nächsten Tages hatte Hedwig ihre Dankbesuche bei dem Dekan und drei ihrer Professoren abgestattet, die ihr durch das Examen geholfen, und war sich etwas lächerlich vorgekommen, als sie in dem schwarzen Kleid im Wagen saß wie sonst die vor der Prüfung stehenden Jünglinge in Frack und weißer Binde. Nun blieb nur noch Helmstorff übrig. Hoffentlich waren recht viel Menschen dort, morgen in seiner Sprechstunde, und sie sahen sich gar nicht unter vier Augen — auch nicht die halbe Minute, die ihre Aufwartung ja nur dauern würde. Aber peinlich blieb es doch. Sie wünschte, es wäre schon vorbei gewesen und damit dann alles zu Ende. Denn inzwischen quälte sie das Ganze immer noch und ging ihr im Kopf herum. Zuweilen machte sie sich Vorwürfe. Sie sann darüber nach, ob sie nicht etwa doch irgendwie in aller Gedankenlosigkeit ihn einmal, wenn auch nur durch einen verlorenen träumerischen Blick ermutigt und zu einem Mißverständnis verleitet habe. Aber sie fand nichts — rein garnichts. Es sah ihr auch so wenig ähnlich. Es war ihr auch noch nie passiert, obwohl sich doch wahrhaftig schon so mancher in sie verschaut hatte. Sie blieb sich ja immer gleich und kühl und zurückhaltend nach außen hin.

In der Kapuzinergaſſe drängte ſich bei ihrer Rückkehr das Volk erwartungsvoll um den in der ganzen Nachbarſchaft in dieſem Semeſter berühmten „Schtink-Kaſchte" herum, das weißlackierte Automobil, das einem der Studenten oben in der Butterweck'ſchen Wohnung gehörte. Eben kam er die Treppe herab, jung, unförmlich dick, ſeinen Pelz über dem vom vielen Trinken aufgeſchwemmten Leib zuknöpfend, und muſterte mit einem verwöhnten Lächeln auf dem bartloſen, roſigen Geſicht, in deſſen fetten Wangenpolſtern die langen blutfarbenen Narben der Schmiſſe glühten, die ehrerbietig lächelnde Menge. Er war der Stolz der Kapuzinergaſſe und die Abfahrt des Automobils das alltägliche, große Ereignis. Hier gab es keinen Brotneid. Hier galt das klaſſiſche Wort: „Die Schtudente ſind halt unſere Nutzküh!!" Je mehr ſie hatten und hergaben, deſto beſſer. Ein jeder durfte einmal heran und mitmelken.

Hedwig hatte Mühe, ſich hindurchzudrängen. Oben im Hausgang flirtete, als ſie vorbeikam, ein anderer ſchnurrbärtiger hübſcher Studioſus aus Leibeskräften mit einem Haufen Bürgerstöchter aus der Nachbarſchaft. Die kicherten und lachten und waren böſe über das, was er ihnen ſagte, und quetſchten ſich doch immer näher um den Hahn im Korbe und ſchwatzten weiter von der nahenden Faſtnacht. Nur eine, ein kleines Ding mit braunem Zottelkopf, wurde zornig und lief weg und ſchrie wütend im Hof zu Käthchen Butterweck, die dort im Abenddämmern mit ihrem Schloſſer Schilling ſtand: „Hoſcht gehört, Käthche? Er ſächt: ich könnt' kei' Bokatſchio net mache uff'm Danzball in der Schtadthall' — ich hätt' ſcheppe Bei' . . .! No — heut üwwer

vierzehn Täg' wird sich's ja zeige, wer scheppe Bei' hot! . . ."

Die anderen lachten, und die hübsche Lisett', die Tochter des Rindsmetzgers Stadelberger, die eigentlich schon etwas Besseres war und nur in den Abendstunden, wenn das Geschäft am stärksten ging, sich dazu herbeiließ, selbst Lyonerwurst und Schinken für die Kunden zu schneiden, sagte nachdenklich: „Sie hat doch welche . . ." und die Tochter von dem Barbier Göckler, die Damen außer dem Hause frisierte und sich zuweilen in einer Anwandlung von Größenwahn „Manicure" nannte, fügte hinzu: „Ach . . . die redd' ja auch bloß so, daß m'r irr wird! Ich weiß doch, wie sie kummt: als Königin der Nacht!"

Die neben ihr, die ‚in's Boos', bei dem Flaschner unten, zu Hause war, aber meist, weil es da lustiger zuging, in dem Tabakladchen ihres Schwagers um die Ecke den Studenten Zigarren verkaufen half, stieß sie derb in die Rippen. Sie hatte Hedwig gesehen. Alle grüßten und wurden still, bis die Tochter des Hausherrn vorbei war, dann erst begann das Gekicher und Gequietsche und Gewisper von neuem und begleitete sie, bis sie die Türe ihrer Wohnung aufschloß.

Oben in Hedwigs Zimmer dämmerte es. Sie hatte noch reichlich Zeit. Der „Doktorschmaus" bei dem Geheimrat Trenkle sollte erst um sechs Uhr sein. Aber doch fing sie schon jetzt an, sich dafür herzurichten. Die Festlichkeit war ja ihr zu Ehren. Da fühlte sie die Verpflichtung, sich so hübsch zu machen wie möglich. Und während sie ihr nur zu seltenen Anlässen aus dem Schrank geholtes Staatskleid zuhakte — ein langgefäl-

teltes, wallendes Gewand im Empireschnitt, dessen mattes Elfenbeinweiß den besten Widerschein zu dem feurigen Rotgoldglanz ihres Hauptes gab — während dieses beinahe feierlichen Vorgangs dachte sie immer wieder: ein Segen, daß die kleine Gymnasiastin in Karlsruhe die Influenza gekriegt hat und zur Erholung hier ist und ihre Eltern deswegen nicht kommen! Das wäre ihr schrecklich gewesen, dem Geheimrat von Helmstorff heute zu begegnen. Sie wollte sich das gar nicht ausdenken, wie gräßlich dieser Abend dann in ihrer Erinnerung gestanden hätte. Und sie hätte nicht einmal absagen können — als Mittelpunkt des kleinen Festes. Da gab es keinen Vorwand und keine Möglichkeit.

Nun hing sie noch den Schmuck um — ein altertümliches doppeltes Goldkreuz an ebensolcher Kette, das sich seit Jahrhunderten in der Solitanderschen Familie vererbt hatte, und zeigte sich, ehe sie auf dem Flur Kopftuch und Mantel umnahm und in die Galoschen fuhr, der Baas und der eben heimkommenden Suse Trautvetter, um sich zu vergewissern, daß sie auch wirklich leidlich aussehe. Beide waren in hohem Maße befriedigt. Die Baas meinte, da würden sich die anderen „verschlupfen" können vor dem Fräulein Hedwig — die sei alleweil die Schönscht'! — und die gottlose kleine Medizinerin schlug ihr, nachdem sie sie mit ihrem wohlgefälligsten, pausbäckigen Kindergesichtchen gemustert, aufmunternd auf die Schulter und sagte: „Gut — Fräulein Solitander! So können Sie bleiben! Nun ziehen Sie hin und verdrehen Sie den alten Eseln die Köpfe!"

Unter „alten Eseln" verstand Suse Trautvetter stets

einen unbestimmten Sammelbegriff von Professoren, mochten das nun ihre eigenen Lehrer sein oder wildfremde von einer anderen Fakultät. Hedwig lachte. Aber es gab ihr doch einen Stich ins Herz. Sie mußte auch dabei wieder an Helmstorff denken und diese Erinnerung verließ sie nicht mehr, während sie die Treppen hinabstieg und durch die Kapuzinergasse ging und sich dann in die Straßenbahn setzte und zu dem Geheimrat Trenkle fuhr.

Die Gesellschaft war schon fast vollzählig, als sie eintrat und mit einem allgemeinen Ah! und Lachen und Glückwünschen und Händegeschüttel begrüßt wurde. Nicht viel Menschen und lauter bekannte Gesichter. Der alte Trenkle war von Haus aus ein Lebenskünstler und hatte sich in den langen Jahren seines Witwertums noch mehr dazu entwickelt. Freilich mehr nach der materiellen Seite hin — sein Essen und namentlich seine Weine waren berühmt — aber es war doch immer etwas Durchgeistigtes in diesen Genüssen — alte Kultur — mehr achtzehntes als zwanzigstes Jahrhundert. So sah er auch aus — glattrasiert — immer einige Körnchen Schnupftabak auf der Oberlippe — frommes, schlicht in der Mitte gescheiteltes und hinten langwallendes Greisenhaar, aber darunter ein paar feuchte Äuglein, die jetzt noch freudig leuchteten, wenn er eine hübsche Frau sah. Man mußte sich in acht nehmen, sobald er einen nach Tisch vertraulich in eine Ecke zog. Das waren oft ganz unmögliche Geschichtchen, die er da in aller Unschuld auskramte. Und dabei blickte er einen so treuherzig an, daß man nie wußte, ob man lachen oder böse werden sollte. Auch jetzt tätschelte er Hedwigs Hand ein bißchen zu väterlich und zu lange, während er sie festhielt, und

sie lächelte dazu wohlwollend und ergeben. Sie wußte ja auch, daß sie heute mit Absicht besonders hübsch aussah.

Von den anwesenden fünf oder sechs älteren und jüngeren Geheimrätinnen, Hofrätinnen und sonstigen Professorengattinnen kam jedenfalls keine gegen sie auf. Höchstens die Doktor Nadjeschda von Lwowa, Assistent am physiologischen Institut. Ob sie wirklich Nadjeschda hieß, war nicht ganz sicher. Der alte Trenkle pflegte all die vielen russischen Studentinnen, deren verwickelte Namen er nicht behalten konnte, kurzweg seine Nadjeschdas zu nennen, besonders wenn sie so hübsch waren wie die. Sie hatte ein lebendiges, kluges, slavisches Gesichtchen von weichem und feinem Schnitt. Aber sie trug meist einen Zwicker. Und wenn sie den abnahm, kniff sie wegen ihrer Kurzsichtigkeit beim Sprechen die Augen zusammen. Das tat ihrer Wirkung Abbruch.

Dann waren noch einige alte Freunde des Hausherrn da, natürlich Ordinarii der Ruperto-Carola gleich ihm, voll Wissens- und Leibesfülle und bei aller ihnen beiwohnenden Gelehrsamkeit und Würde bedächtige Feinschmecker wie er. Auch ein paar von Hedwigs Examinatoren befanden sich darunter. Endlich waren noch zwei Privatdozenten anwesend. Die lud der alte Trenkle immer paarweise ein. Anders, erklärte er, könne man mit den „Jünglingen", wie er die dreißigjährigen Herren nannte, nicht fertig werden. So aber lächelten und schwiegen sie sich gegenseitig aufs beste an.

Und Hedwig redete. Laut und vergnügt. Nach allen Seiten. Ein jeder bestürmte sie mit Fragen, mit einem nochmaligen Glückwunsch, mit einer kleinen Neckerei,

oder auch mit einer ganz ernſthaften, ſtrittig gebliebenen Erinnerung aus der Prüfung — und ſie gab rechts und links Beſcheid und war fröhlich und auch ein bißchen geſchmeichelt, der Mittelpunkt dieſes Abends zu ſein.

Und während ſie ſo ſprach, hörte ſie hinter ſich eine Stimme — die eines Neuangekommenen — und ſtockte kaum eine Sekunde und fuhr fort — aber ſie wußte kaum mehr, was ſie ſagte — die Worte formten ſich ihr ganz mechaniſch auf der Lippe — und als ſie dann ſchwieg, vernahm ſie deutlich: ... „Gott ... Influenza ... das Mädel iſt wieder pudelwohl ... Alwine bleibt doch bei ihr — da bin ich auf einen Sprung herüber — das heißt — wenn es dir recht iſt, Vater!"

„Optime!" ſagte der alte Trenkle. Hedwig drehte ſich herum wie die anderen auch. Da ſtand Helmſtorff dicht vor ihr, im Frack, der ſeine Geſtalt ſchlanker, eleganter machte als der bequeme Alltagsanzug, weltmänniſch wie immer, eher einem Diplomaten als einem Gelehrten ähnlich, wenn auch ſein blonder Vollbart das reiche Ordenskettchen in der Klappe des Aufſchlags faſt ganz verdeckte. Er war tadellos bis zur Spitze der Lackſtiefel — es war ein Hauch um ihn, wie von Hofluft — oder von Berlin — oder auch von fernen Ländern, von ſeinen Reiſen her. Und es ſchoß Hedwig durch den Kopf: Wie iſt der nur auf mich geraten! Der lernt doch wahrhaftig Frauen genug kennen — überall! Ich bin doch ſchließlich nur eine kleine Heidelberger Motte ...

Er flößte ihr jetzt eine finſtere und feindſelige Neugier ein. Eine ohnmächtige Wut bebte in ihr, während ſie ihm wie alle Welt unbefangen die Hand geben und

„Guten Tag" ſagen und für ſeinen Glückwunſch danken mußte. Was hatte er nun doch herzukommen und ihr den Abend zu verderben und durch ſeine Nähe zu beklemmen! Das war ein Zeichen, daß er nichts von dem Beſuch ſeiner Frau bei ihr wußte. Sonſt hätte er das wohl nicht für nötig befunden, ſeinem Schwiegervater erſt abzuſagen und dann doch zu erſcheinen. Natürlich wegen ihr. Er hielt es daheim nicht aus. Er wollte ſolch eine Gelegenheit, ſie ein paar Stunden zu ſehen und zu ſprechen, nicht verpaſſen — Gott weiß, was das nun eigentlich für ein beſonderer Genuß für ihn iſt!, dachte ſie erbittert. Ganz blind und verrannt mußte er ſein. Inwendig. Äußerlich merkte man ihm nichts an. Da war er ganz wie ſonſt — ganz Lächeln, Liebenswürdigkeit, Klugheit eines vielbeweglichen, unruhigen Geiſtes, der durch die unwillkürliche Gönnerhaftigkeit und Selbſtgefälligkeit ſeines Weſens hindurchleuchtete — ja, er hatte die Stirne, den Anweſenden noch einmal zu wiederholen, ſein Töchterlein, die Gymnaſiaſtin, ſei eigentlich ſchon wieder ganz munter. Die wolle ſich nur noch ein bißchen bei Muttern pflegen. Einen Rieſenhunger habe ſie den ganzen Tag. Das ſei das beſte Zeichen. Und er, Helmſtorff, habe plötzlich vorhin auch Menſchenhunger bekommen. Der faſſe ihn zuweilen jählings, wenn er, wie jetzt, Abends in ſeiner Nachbarſchaft eine Reihe erleuchteter Fenſter ſähe. Nun, und da habe er eben ſeinen Frack angezogen und ſei herübergegangen.

„Komm zu Tiſch, mein Lieber!" ſagte der Alte behaglich und bot Hedwig den Arm, um ſie zu führen. „Du ſollſt auch links neben unſerer Doktorandin ſitzen!"

Und wieder hatte Hedwig Mühe, ein Zusammenzucken zu verbergen. Natürlich — das ging ja gar nicht anders. Er mußte ja, in seiner Stellung als Schwiegersohn des Hausherrn, den Platz auf ihrer anderen Seite einnehmen. Aber warum war er nur erschienen? Das erfüllte sie mit Erbitterung. Nur, um diese dumme Komödie zu spielen, als ob sie ihm ganz gleichgültig sei — und sie so gut zu spielen, daß niemand Argwohn fassen konnte — ja, daß sie selbst stutzig wurde, ob das wirklich eine Maske sei und wirklich etwas anderes dahinter? . . .

Denn er widmete sich ihr gar nicht weiter, nach einigen oberflächlichen Redensarten und einem Scherz darüber, wie ängstlich sie neulich im Examen, als einer der Professoren selbst seine Frage beantworten wollte, gerufen hatte: „Nein — nein — warten Sie! Ich weiß!" — sondern sagte lebhaft und rasch, wie es seine Art war, zu der ihm gegenübersitzenden und ihn träumerisch durch ihre Zwickergläser musternden Nadjeschda: „In den nächsten Tagen muß ich Ihre Güte noch einmal in Anspruch nehmen, Fräulein von Lwowa! — Wegen einer Übersetzung aus dem Russischen! . . . Ich habe da wieder ein paar bogenlange Mitteilungen bekommen aus Petersburg, die ich nicht entziffern kann!"

„Gerne. Wann Sie wollen . . .," versetzte die hübsche Russin in ihrer schwermütigen Betonung des Deutschen. Man sagte auch ihr, wie so mancher, eine leichte Schwäche für Helmstorff nach. Hedwig dachte daran, während sie stumm ihre Suppe löffelnd von der Seite sein Profil betrachtete. Er war ja auch wirklich ein auffallend schöner Mann — trotz der etwas zu weichlichen Züge und der

leichten Neigung zum Fettansatz. Aber ihr war er in dieser Stunde geradezu verhaßt.

Und von drüben her erkundigte sich etwas schüchtern der eine der beiden Privatdozenten: „Da handelt es sich wohl um die neue große Tibetexpedition von Norden her, Herr Geheimrat?“ und Helmstorff nickte nur und schwieg wie einer, der gewisse Dinge als selbstverständlich voraussetzt, und hier in diesem Kreise wußte ja auch jeder, daß er eine seiner erfolgreichsten Studienreisen gerade in das Innere Zentralasiens gemacht hatte. Das war nun schon lange her. Er war überhaupt im ganzen nur fünf oder sechs Jahre Forscher in außereuropäischen Ländern gewesen — von seinem Doktorexamen bis etwa zu seinem dreißigsten Jahr, wo er sich fast zugleich habilitiert und verheiratet hatte. Aber diese Reisen, zu denen ihm, ganz anders wie sonst jungen Gelehrten, überreiche Geldmittel dank der väterlichen Brauerei in Bayern zur Verfügung gestanden, hatten seinen Namen rasch bekannt gemacht und ihm den Eintritt in seine glänzende seitherige Laufbahn geebnet.

Nadjeschda von Lwowa meinte: „Ich an Ihrer Stelle ginge selber mit nach Tibet, Herr Geheimrat! Man würde Sie gewiß bei uns mit Freuden begrüßen!“

„Man hat mich sogar offiziell dazu aufgefordert!“ sagte Helmstorff lachend. „Aber dazu bin ich zu alt!“

„Zu alt!“ schrie eine kleine Professorin ganz entsetzt auf und wurde dann ein bißchen rot.

„Nun ja — gnädige Frau — wenn man schon zwei fast erwachsene Kinder daheim hat! Mein Gretchen wird vierzehn! In vier, fünf Jahren kann ich schon Großvater sein!“

Großvater! Alles lachte. Er mit — selbstgefällig, wie Hedwig sich zornig dachte. Natürlich — das paßte ihm, wenn er so im Mittelpunkt der Unterhaltung stand und von sich reden konnte. Das war er ja gewohnt. Dann war förmlich etwas Weibliches an ihm. Etwas um die Wirkung seines Wesens Buhlendes. Da warf er dann geschickt solch einen Gegensatz wie einen Angelköder ins Gespräch — er hier, der heitere, noch jugendliche Mann und die Vorstellung, die man sich von einem Großpapa machte! Da mußten sie ihm ja Schmeicheleien sagen.

Aber er selbst wurde jetzt ernster und fuhr fort: „Nein — nein — wirklich: ich bin kaum mehr in den Jahren, wo man ganz sicher ist, solchen Reisestrapazen bis zum Ende zu trotzen."

„Und im Reichstag bist du auch unentbehrlich!" meinte der alte Trenkle und kniff das eine Auge zu. Das war immer ein Zeichen, daß er das Gegenteil von dem sagte, was er dachte, und sein Schwiegersohn wußte das und erwiderte leichthin: „Unentbehrlich natürlich nicht — sonst könnte ich nicht viele Wochen lang dort fehlen, wie jetzt leider wieder! Das würde mich nicht hindern, aber alles sonst. Wenn man 'mal so weit ist wie ich, dann heißt's: Bleib im Lande und nähr dich redlich! Dann muß man das Bunte und Unerwartete im Leben der Jugend überlassen."

War es ein Zufall, daß dabei sein Blick Hedwig streifte? Wahrscheinlich wohl! — Aber er wandte sich jetzt zu ihr, wie um ein Versäumnis gut zu machen, und begann sich, während das Gespräch um sie her allgemein wurde, mit ihr allein zu unterhalten. Oder vielmehr — er erzählte.

Immer noch von Tibet. Ihr schien, daß er einen Vergleich zwischen den Leistungen Prschwalskys und Sven Hedins zog. Genau begriff sie es nicht. Sie konnte nicht recht zuhören. Sie war zu sehr von ihren eigenen Gedanken gehemmt. Sie sagte sich, beim Klang seiner weichen und wohltönenden Stimme, die mit der Geschmeidigkeit eines geübten Redners an ihr Ohr schlug: Ach ... das sind Worte! Die macht er, wie er sie zu jeder machen würde, die ihm das Schicksal zur Tischnachbarin beschert hat. Solch ein Wesen will nun einmal unterhalten sein. Da arbeiten seine Lippen ganz von selbst. Aber was denkt er dabei insgeheim, so wie ich mir hier mein Teil denke?

Das quälte sie immer mehr, auch als sie längst schon von näherliegenden Dingen miteinander redeten — wieder einmal von ihrem Examen und ihrem Studiengang und ihren Professoren und ihrer Dissertation, lauter Fragen, die sie in ihrer ewigen Wiederholung aus jedem Munde nachgerade schon zur Verzweiflung brachten — und was sie nun zunächst zu tun gedenke?

„Das weiß ich wirklich noch nicht, Herr Geheimrat!" sagte sie kurz und müde. Ihre Blässe, ihre Wortkargheit, ihre ablehnende Art mußte ihm doch allmählich auffallen. Aber nein — jetzt eben goß er ihr Wein ein und sie sah ihm dabei aus nächster Nähe ins Gesicht — mitten in die Augen — und die hielten ruhig ihren Blick aus. Es war keine Spur von Zwang und Verstellung an ihm — nirgends — und er meinte nur, aber in einem freundlichen, wohlwollend-besorgten Ton: „Sie sollten vor allem einmal gründlich ausspannen, Fräulein Solitander! Sie sind überarbeitet und ein bißchen mit den Nerven

herunter — man merkt es wohl! Sie haben ja die Möglichkeit, sich Schonzeit zu geben — anders wie so ein armer Arbeitssklave wie ich."

Dabei wandte er sich wieder an die Russin ihm gegenüber. Es war ihm noch etwas Neues für seine Petersburger Korrespondenz eingefallen — eine Stelle aus einem Werk, die sie ihm übersetzen sollte — und wie gewöhnlich, wenn er seine Stimme auch nur ein wenig erhob, verstummten allmählich die anderen und er beherrschte bald wieder allein die Unterhaltung und erzählte von einem großen Empfang bei dem Reichskanzler, dem er in Berlin beigewohnt, und was alles für Leute, die berühmt waren oder sich dafür hielten, dort gewesen. Seine eigene Eitelkeit schimmerte dabei kaum merklich — für Hedwigs Augen und Ohren — durch sein weltmännisch leichtes Geplauder. Er hatte es ja auch nicht nötig, sich erst in Szene zu setzen. Hier in dieser Tafelrunde war er ja ganz selbstverständlich der erste. Der einzige, der mit ihm hätte in Wettbewerb treten können, der Hausherr, sprach überhaupt nicht viel beim Essen. Das war für ihn eine viel zu wichtige Sache. Stirnrunzelnd prüfte er jedes Gericht und war nie ganz zufrieden und entschuldigte sich bei den Gästen und aß doch, wie viele Gelehrte, eine ganze Menge. Unterdessen mochte sein Schwiegersohn reden. Das sättigte den, wenn er seine eigene Stimme hörte.

Und Hedwig staunte im stillen immer nur über das eine, daß Helmstorff auch in ihrer Gegenwart so ganz der selbstsichere, unbefangene Plauderer sein konnte wie sonst. Und allmählich wurde in ihr, während sie so da-

ſaß und ſann, ein Verdacht rege und wuchs immer mehr und dabei wich eine Laſt ihr von der Bruſt: am Ende war das alles gar nicht wahr ... dieſe ganze dumme Geſchichte ... Frau von Helmſtorff hatte ſich das einfach eingebildet — oder eigentlich das doch nicht völlig — das ſah ihr nicht gleich. Dazu war ſie zu geſund und vernünftig, hyſteriſche Anwandlungen gab es bei ihr wohl kaum — es mochte ſchon ſein, daß ihr Mann ſie vernachläſſigte, daß ſein ganzes Intereſſe ſich auf jemand anderen gerichtet hatte — nur ſie, Hedwig, war dieſe Dritte nicht! Darin war Frau von Helmſtorff auf falſcher Fährte! Sie hatte auch gar nichts Beſtimmtes vorgebracht — nur ſo Allgemeines: er ſpräche viel von ihr — und auch das jetzt nicht mehr — er dächte immer an ſie — er käme ſo aufgeregt aus dem Kolleg, in dem ſie geſeſſen oder nicht geſeſſen — lieber Gott — das waren Beobachtungen, aus denen man, wenn man ohnedies ſchon unruhig und in gereizter Stimmung war wie ſeine Frau, einer jeden einen Strick drehen konnte.

Es blieb nur die Geſchichte mit der Photographie als einziger Anhaltspunkt. Wenn die wahr war! Und nicht bloß eine Falle, die jene ſich ausgeſonnen, um durch eine Überrumpelung ihren Verdacht von Hedwig beſtätigen zu laſſen. Aber das ſah ihr gar nicht ähnlich. Sie war doch ein anſtändiger Menſch. Und das Bild war doch wirklich abhanden gekommen ...

Hedwig verwirrte ſich immer mehr in dieſen Gedanken. Sie wäre ſo gerne von dem neben ihr losgekommen — nicht nur äußerlich — das war noch nicht ſo bald zu erwarten — denn ein richtiges Heidelberger Profeſſorendiner alter Schule dauerte ſeine zwei bis

drei Stunden — sondern auch innerlich — für immer — so daß dies unsichtbare Band gar nicht mehr vorhanden war, das jetzt zwischen ihnen bestand und sie immer mehr mit Zorn und Abneigung gegen ihren Nachbar erfüllte.

Und diese Erbitterung stieg noch, als er sich wieder ganz ihr widmete und ihr lachend, ein wenig vom Wein angeregt, alle möglichen Geschichten erzählte, um ihr, wie er sagte, den wissenschaftlichen Ernst aus den Augen zu vertreiben — gerade wie wenn gar nichts wäre. Und vielleicht war wirklich gar nichts. Aus diesem Zwiespalt kam sie nicht heraus und sann immer wieder: Wenn ich darüber heute nicht sicher werde, werde ich es nie! Denn dann kommen wir ja nie mehr zusammen! Und ich schleppe mich vielleicht jahrelang ganz unnötig mit der Erinnerung an eine dumme Geschichte, die überhaupt nur im Hirn einer eifersüchtigen Frau bestanden hat und mache mir nachträglich Vorwürfe ohne jeden Grund . . .

Und dabei blieb ihr, wenn sie nicht auffallen wollte, nichts übrig, als auf seinen scherzenden Ton einzugehen und mit ihm zu lachen und eine Maskerade zu spielen, die sie immer mehr mit Beschämung erfüllte. Und da kam das tollste: Er sagte plötzlich leichthin im Gespräch: „Ach ja — ehe ich's vergesse, Fräulein Solitander — meine Frau läßt Sie natürlich schön grüßen! Es hat ihr so leid getan, daß sie heute nicht kommen konnte. Aber hoffentlich machen Sie uns bald 'mal wieder das Vergnügen, nicht wahr?"

Sie schwieg. Was sollte sie darauf antworten? Und er fuhr fort: „Gerade jetzt, wo meine Kleine aus

Karlsruhe da ist! Daß solch ein halbwüchsiges Ding einmal leibhaftig jemanden sieht, der schon am Ziel ist. Und das Mädel hat just für Sie eine schwärmerische Bewunderung! Mir vertraut sie natürlich solche Backfischgeheimnisse nicht an. Aber meine Frau — die kann Ihnen ein Lied davon singen!"

„Das hat sie mir gestern schon erzählt!" sagte Hedwig ganz ruhig. Jetzt war sie auf einmal fest entschlossen. Nun wollte sie Gewißheit haben.

„Gestern?" Er machte ein erstauntes Gesicht.

„Ja gewiß! Sie war bei mir. Wohl eine gute Stunde!"

Das waren ein paar alltägliche Sätze. Und auch völlig in gewöhnlichem Ton gesprochen. Niemand aus der Nachbarschaft, der sie etwa mit halbem Ohr hörte, konnte etwas daran finden. Aber dabei sah Hedwig den Geheimrat von Helmstorff an und er sie, und es war ein Schweigen. Und plötzlich bemerkte sie, wie eine Bläße sich von den Schläfen aus über sein ganzes Gesicht verbreitete, ohne daß dessen Ausdruck sich dabei irgendwie veränderte, und bis unter den Bart hin auf den Wangen verlief — bis zum Hals herunter. Es war wie eine weiße Welle und zugleich fühlte sie, wie sie selbst ganz bleich wurde, in nachträglicher Reue und Angst: So! — nun war das wirklich geschehen! Nun hatten sie beide glücklich ein Geheimnis miteinander vor aller Welt — ausgenommen seine Frau — es gab ein wahrhaftiges Band zwischen ihnen . . .

Es fuhr ihr durch den Kopf: Es war doch dein gutes Recht. Wo er dich wieder in sein Haus eingeladen hat — nicht von dir lassen will und sich dabei

noch vor dir verſtellt — daß du ihm gezeigt haſt, daß du ihn durchſchauſt, das war doch ſogar deine Pflicht — gerade auch Frau von Helmſtorff gegenüber —!

So dachte ſie ſich. Aber ihr war nicht wohl zu Mute. Und ihre Unruhe verwandelte ſich mehr und mehr in abſichtlichen feindſeligen Trotz! Es war doch gut, daß ſie ihn ſo brüskiert hatte! Was brauchte er ihr nachzulaufen? Was ging ihn ihr rotes Haar an? Und weiter wußte er ja nichts von ihr. Von ihr ſelbſt, von ihrem inneren Menſchen gar nichts.

Die beiden ſauberen Hausmädchen waren erſchienen — der Gaſtgeber verabſcheute die üblichen Lohndiener, die jeder Geſellſchaft einen Teil ihres perſönlichen Gepräges nähmen — und ſervierten Champagnergläſer. Und nun erhob ſich der alte Geheimrat Trenkle und hielt eine ſeiner ſcherzhaften kleinen Reden auf das Geburtstagskind, wie er Hedwig nannte. Sie ſei ja viel zu hübſch für einen Doctor philosophiae — dieſe Hadwiga Solitander Heidelbergensis — „bitte ſie nur anzuſehen, verehrte Anweſende — gerade jetzt, wenn ſie ein bißchen rot wird und beſcheiden die Augen niederſchlägt — ſehr nett? Nicht? —" und er wolle nicht unterſuchen, wie viele Verheerungen ſie in aller Stille in den Auditorien der Ruperto-Carola bei alt und jung angerichtet — „ich müßte ſonſt am Ende noch in die eigene Bruſt greifen, meine Verehrteſten! Aber" — und nun wurde der bis dahin behaglich ſpaßende Ton des alten Herrn ernſter und wärmer, „hinter dieſer, wie geſagt, erfreulichen Hülle birgt ſich etwas noch viel Erfreulicheres — nämlich ein voller und wahrhaftiger Menſch, der redlich gerungen hat, um mehr aus ſich zu

machen, als es den meisten ihres Geschlechtes vergönnt ist. Das wissen wir, ihre Lehrer, unter deren Augen sie ihren Bildungsgang bis zu dem vorgestrigen Abschluß durchschritten hat, am besten. Wir haben immer mit Freude und Genugtuung ihr unermüdliches Streben — ihr tapferes Excelsior! verfolgt und nun mit dem Doktorhut krönen dürfen. Und glauben Sie mir, liebe Freunde und Freundinnen — das macht einem mehr Spaß als so mancher Jüngling, der müde gebüffelt und widerwillig ins Examen wankt, wie zu seinem letzten Stündlein! Also ... ich schlage Ihnen vor — machen wir jetzt im Geist die Augen zu! Erheben wir unsere Gläser, nicht gegen die an sich, wie ich gerne zugebe, äußerst anziehende Erscheinung zu meiner Rechten, sondern gegen den tapferen Jünger der Wissenschaft, gleichviel, ob er sich sein cum laude im Frack oder in einer Art von schwarzem Reformgewand geholt hat — also, mein lieber allerjüngster Doktor — wir trinken auf Ihr Wohl. ...."

Hedwig lächelte dankbar und stieß mit ihm an. Dann ging sie von ihm der Reihe nach weiter zu den anderen, um jedes Glas mit dem ihren zu berühren. So geschah es, daß sie erst ganz zuletzt an Helmstorff kam. Aber die ganze Zeit über, während sie den anderen zunickte, hatte sie an ihn gedacht, rachsüchtig und mit einer tiefen Befriedigung über die Rede seines Schwiegervaters. Der hatte es ihm gezeigt, — der hatte gütig und väterlich auf den Menschen in ihr hingewiesen — auf das, was sie wirklich war und sein wollte, nicht eine Puppe mit rotem Haar, in die sich jeder nach Belieben vergaffte.

Sie hätte es gerne vermieden, ihren Kelchrand auch an den seinen klingen zu lassen, aber es ging doch nicht gut anders. Sonst kam ja wieder das Aufsehen, das gefürchtete Aufsehen. Am liebsten hätte sie erbittert aufgelacht, als sie sich ihm näherte. Aber dann, als sie sich gegenüberstanden und anstießen und dabei einander in die Augen sahen, war sie doch ernst — feindselig ernst — und ebenso seltsam blickte er sie an und war immer noch ganz bleich. Und eine Beklommenheit legte sich über sie beide. Sie wußten etwas, was die anderen nicht wußten, und schwiegen. Auch nachdem man sich längst wieder gesetzt hatte und das allgemeine Gespräch wieder seinen Gang nahm, blieben sie stumm. Hedwig war froh darüber. Sie war entschlossen, ihm überhaupt nicht zu antworten, wenn er jetzt wieder, als wäre nichts geschehen, mit einer seiner weltläufigen Allgemeinheiten anfing. Aber er tat das nicht und das empfand sie fast mit Dankbarkeit und hatte nur Sorge, man möge die plötzliche Kühle zwischen ihnen bemerken. Zum Glück war das Ende der Tafel nahe. Sie atmete auf, als der alte Geheimrat sich erhob und ihren Arm nahm, um sie in das Nebenzimmer zu führen. Dort, bei dem Händegeschüttel nach rechts und links, erwartete sie, als letzte Prüfung dieses Abends, Helmstorff noch einmal vor sich zu sehen. Aber er hielt sich fern — wie durch Zufall. Niemand bemerkte es in dem Durcheinander und Stimmengewirr. Nur sie. Und nun erst wurde ihr wirklich frei ums Herz. Nun war sie ihn los. Sie setzte sich absichtlich in eine Ecke neben Nadjeschda von Lwowa und noch ein paar Damen und Herren, zwischen denen keine weiteren Sessel mehr frei waren, und drehte sich halb zur

656122

Seite, so daß sie den gegenüberliegenden Teil des Gemaches, in dem er im Gespräch mit einem geschmeichelt und befangen lächelnden jungen Privatdozenten stand, nicht mehr sehen konnte. Eine aufgeregte Lustigkeit erfaßte sie. Sie hatte nur das eine Glas Champagner getrunken. Aber sie war so leichtlebig und leichtblütig geworden, als hätte sie deren vier oder fünf im Leibe, und ihre grauen Augen glänzten und sie lachte herzlich zu den etwas wundersamen, wenn auch für Damenohren gemilderten Geschichtchen, die der Geheimrat Trenkle bei Mokka und Havanna erzählte und selbst mit seinem knifflgen glattrasierten Altsündergesicht beschmunzelte, zu dessen Seiten die weißen Haarsträhne so fromm herabhingen.

Die hübsche Nadjeschda verstand die Spitzen dieser Anekdoten meist nicht. Dazu konnte sie doch nicht gut genug deutsch und blieb ernst, während die anderen um sie kicherten oder in lachender Empörung abwinkten. Und allmählich kam dabei in ihre sonst lebhaften Schwarzaugen unter dem Zwicker ein müder, verlorener Schein. Die Welt hatte kein Interesse mehr für sie. Das fiel Hedwig auf. Sie ahnte den Grund. Unauffällig beugte sie sich, um ihre Kaffeetasse wegzustellen, zurück und sah dabei: Helmstorff war nicht mehr da! Er mußte sich unbeobachtet entfernt haben, wie er das, von Geschäften überhäuft, im Hause seines Schwiegervaters oft tat — schon um nicht dessen Gäste durch sein Weggehen zum Aufbruch zu bewegen.

Nun sah sie ihn nur noch einmal, morgen — amtlich in seiner Sprechstunde. Und dann war alles gut. Ein sonderbarer Zwischenfall zu Ende. Und während Hedwig

— viel temperamentvoller als sonst — weiter lachte und schwatzte, fühlte sie deutlich, was eigentlich der Anlaß dieser fiebrigen Stimmung in ihr war. Es war, bei allem verächtlichen Trotz gegen einen Mann, der nur ihr Äußeres sah und bewunderte, doch auch wieder ein leises Selbstgefühl von Genugtuung, daß er — gerade er, dieser Halbgott — dem Weib in ihr unterlegen war. Es war doch auch wieder schön, so stark zu sein, auch wenn man es gar nicht wollte.

Und dann erhob sich Nadjeschda von Lwowa, die die ganze letzte Zeit sehr geistesabwesend dagesessen, und zugleich rückten überall die Stühle. Man empfahl sich und dankte für den Abend. Hedwig am herzlichsten. Und der alte Trenkle hielt ihre Hände lang in den seinen und schaute sie prüfend und wohlgefällig an und sagte endlich bedächtig: „Nun also viel Glück und Mut zum neuen Leben, liebes Kind. Ihr eigentliches Leben fängt ja jetzt erst an!"

Über diese letzten Worte sann sie nach, während sie, in ihren Mantel eingemummelt, heimwärts schritt und gar nicht aufpaßte, was der eine Privatdozent, der sie nach Hause brachte, ihr voll Galgenhumor über die drei Hörer seines Kollegs in diesem Semester erzählte, von denen der eine krank, der andere verreist und der dritte nicht vorhanden war. Gewiß: jetzt trat sie in einen neuen Abschnitt ihres Daseins. Aber was der brachte — wie er aussah — das lag alles im Dunkel der Zukunft. Es standen da lauter unbestimmte Geheimnisse im Kreise, so ganz anders als bisher, wo man seinen Studiengang so klar und säuberlich vor sich geschaut und an nicht viel anderes gedacht hatte. Und

ein jedes dieſer Geheimniſſe konnte ſich loslöſen und auf ſie zuſchreiten. Eigentlich bangte ihr ein bißchen und ihre ganze luſtige Laune war wieder verflogen und ihr Antlitz weiß und blaß und ernſt wie ſonſt geworden, als ſie vor ihrem Hauſe dem Privatdozenten die Hand zum Abſchied reichte.

V

Am nächsten Morgen hatte der Winter der Pfalz noch einen kurzen Besuch abgestattet. Bei Sonnenaufgang war alles weiß gewesen — die Berge, die Dächer der Stadt, selbst die Straßen. Aber lange hielt das jetzt zu Ende Februar nicht stand. Nur an geschützten Stellen blieben ein paar Flocken zurück. Die kleine Madonna unter dem vorspringenden Erker des Solitanderschen Hauses trug ein Mützchen von Schnee, das ihr ganz kokett stand, und der bärtige heilige Laurentius in der Hausnische gegenüber betrachtete mit einem noch gezwungenerem Lächeln als gewöhnlich seinen über und über bereiften glühenden Rost.

Gryphius Solitander, der seiner Tochter beim Mittagsmahl gegenüber saß, war in allerhand alte Erinnerungen versunken. Er erzählte ihr von dem seligen Gallus Meier, dem Paukarzt der Heidelberger Korps, der im Völkerfrühling von 1849 Zivilkommissar der republikanischen Regierung Badens gewesen. Drüben auf dem Markt vor der Heiliggeistkirche habe er gehalten — Mieroslawski und die anderen polnischen Generale buntgeputzt zu Pferde daneben — und gegenüber in langen Reihen die Freischärler — Studenten und Bauern aus dem Odenwald mit Sensen und Dreschflegeln und aufrührerische Dragoner in voller Montur, zwischen ihnen

er ſelbſt, Gryphius, die phrygiſche Mütze auf dem Kopf, den Degen an der Seite, das Gewehr zur Hand, ſo wie er damals das ganze Frühjahr über ins Kolleg gegangen, und von der Rheinebene her hatte es dumpf gegrollt, als ſtünde ein Gewitter über der Pfalz. Das war der Kanonendonner von Ladenburg, der erſte Sieg der Freiſchärler und ihr letzter . . .

Ja . . . damals . . . Der alte Achtundvierziger brach ab und träumte vor ſich hin. Je greiſenhafter er wurde, deſto näher ſchienen ihm jene Ereigniſſe, deſto ferner die Gegenwart. Aber ſchließlich merkte er doch, daß Hedwig heute wieder ſo gut wie nichts aß, und machte ihr Vorhalte darüber. Zu guter Letzt würde ſie ganz verkümmern und nur noch aus einem Haufen roter Haare und ein bißchen Haut und Knochen beſtehen. Und was denn los ſei? Sie würde doch nicht krank werden?

„Ach wo, Papa!“ ſagte Hedwig kurz. Ihr war nicht zum Sprechen zu Mut. Sie hatte fortwährend Herzklopfen. Und eine Beklommenheit — eigentlich war es richtige Angſt. Ihr war die Vorſtellung ſchrecklich, daß ſie in einer Stunde ſpäteſtens den Geheimrat von Helmſtorff wiederſehen und mit ihm ſprechen ſollte, als wäre nichts geſchehen. Und das mußte ſein! Nicht nur weil es Brauch war, — ſie wollte ihm auch nicht durch ihr Fernbleiben Grund zu der Annahme geben, als ob ſie ſich vor ihm fürchtete oder ein ſchlechtes Gewiſſen hätte. Aber ihre Erregung vermochte ſie doch nicht zu bemeiſtern, und war froh, daß man bald von Tiſch aufſtand und ihr Vater ſich zurückzog. Nun ging ſie müßig durch die ſtillen Zimmer — immer mit dem

alten Pochen in der Bruſt — und ſah ſich da das Bild ihres ſtreitbaren Urahnen, des reformierten Predigers Markus, an und dachte an die alte Familienüberlieferung, wie er einmal den Pfalzgrafen höchſtſelbſt, der ihm trunken am „Faulen Pelz" begegnete, ingrimmig vermahnt, „ſich des heydniſchen Voll- und Zuſauffens zu enthalten, ſtatt daß Er's rühmet und für Mannheit anzeucht!" — und wie er dann am gleichen Abend zur Freude des ganzen Hofes ſelbſt nicht mehr feſt auf den Beinen geſtanden habe — und dann betrachtete ſie die alten Kupferſtiche daneben, verſunkene Zeiten — eine vergeſſene Welt — da ein Fackelzug der alten Landsmannſchaften mit Adjutant, Sprecher und Chapeau d'honneur, und dort die Rückkehr der Studentenſchaft aus ihrem Lager bei Neuenheim im Juli 1804, je zwei und zwei, mit türkiſcher Muſik, der Rauch von Böllerſchüſſen der Bürgerſchaft von den Höhen, Syndikus und Profeſſoren an der Spitze, um den Zug in aulam zu begleiten, aus deren Fenſtern andere Profeſſoren Beifall winkten — und auf der anderen Seite ein Bild des letzten ſolchen Maſſenſtreiks, der große Auszug der akademiſchen Bürger nach Frankenthal in der Pfalz, wo ſie ihre eigene Hochſchule, die Ruperto-Carola, verblendet genug, auf drei Jahre in Verruf erklärt hatten, und darunter die vielſagende Grabſchrift: Hic jacet libertas academica. Den 14. Auguſt 1828.

Und endlich ging Hedwig, nur um nicht mehr allein zu ſein, hinüber zu den beiden Studentinnen, deren Stimmen ſie aus Olga Ritters Zimmer vernahm. Die kleine Trautvetter war bei ihr und ſtieß ſich eben eine

Nadel durch Hut und Haarschopf, und machte dazu ein sehr vergnügtes Gesicht. Man konnte nicht fleißiger als sie beim Studium sein, aber ebenso rastlos bummelte sie in den Freistunden. Jetzt stand sie im Begriff, einen Nachmittagsausflug nach Neckarsteinach zu machen, sie „und ein paar andere", wie sie beiläufig bemerkte — und Hedwig und Olga lächelten dazu. Man kannte die sieben Getreuen Suse Trautvetters, lauter Studenten, mit denen sie umherstieg. Einer war meist der Auserwählte. Der durfte neben ihr gehen. Ein anderer befand sich gewöhnlich in Ungnade, war eigentlich ausgeschaltet und bewegte sich trübsinnig am Ende des Zuges. Doch pflegte diese Konstellation sehr rasch zu wechseln. Suse Trautvetter hielt ihre Freunde sehr streng. Aber sie konnte nicht ohne sie auskommen. Und als sie jetzt sehr fidel „Mahlzeit, Kinders — Mahlzeit!" rief und auf die Uhr sah und aus dem Zimmer rannte — sie war natürlich schon wieder in Verspätung — da sagte Olga Ritter nur seufzend: „Sieben ist weniger als eins! Sie kann froh sein!" und Hedwig wußte, was das bedeutete. Olga Ritter hatte heißes Blut in den Adern, so wenig schön sie eigentlich war. Mit dem lag sie ständig im Kampf. Das verwirrte und verschob ihr alles vor den Augen. Das raubte ihr auch die Ruhe zu dem Studium. Irgend ein Mann beherrschte immer ihr Leben — er brauchte ihr innerlich gar nicht besonders nahe zu stehen — aber er war eben da und sie war hilflos. Und machte sich umsonst die gräßlichsten Vorwürfe und machte den Freundinnen verzweifelte Geständnisse — sie konnte nicht anders sein als sie war. Und Hedwig war froh, daß

sie sie diesmal ohne eine längere Beichte in ihr Zimmer zurückschlüpfen ließ. Dort, in der Einsamkeit, war ihr doch viel wohler als unter den Gefährtinnen. Die alle vermochten ihr nicht zu helfen. Sie sehnte sich jetzt auf einmal nach Hermann Riedinger. Wenn man mit ihm ein, zwei Stunden zusammen gewesen war, dann war einem immer vielleicht nicht freudiger, aber klarer im Kopf, gleichviel, wovon man gesprochen hatte. Man fühlte sich wieder im Besitz seiner reinen Vernunft, und alle Rätsel lösten sich in nichts auf, sobald man sie unter die Lupe seiner Logik nahm.

Sie hatte sich schon so manches Mal, oft selbst in Arbeitspausen verlorenen Sinnens über ihren Büchern, gefragt, ob sie eigentlich Hermann Riedinger liebte, und nie eine rechte Antwort darauf gefunden. Und heute quälte sie dieser Zweifel mehr denn je und wollte nicht aus ihrem Kopf.

Sie kannte ihn doch so genau. Und doch war er ihr in so vielem unverständlich. Und wollte sie ihm da näher kommen, dann stießen die Härten und die Einseitigkeit in seinem Wesen sie ab und führten sie auf sich selbst zurück, daß sie wieder frei dastand. Er hatte überhaupt lange nicht mehr so viel Macht über sie wie früher, eigentlich gar keine mehr. Und das stimmte sie heute traurig. Anders wäre es besser gewesen. Aber wo war da ein Wille und ein Zwang in solchen Dingen? Das meiste in einem geschah doch unbewußt. Man lebte doch nur zum allerkleinsten Teil klar. Man merkte gar nicht, was sich in aller Stille da innen veränderte und entwickelte, bis es auf einmal da war und man es sah. Und dann war es zu spät. Dann

mußte man sich eben damit abfinden, wie's auch kam. Am besten, man dachte nicht daran, überhaupt an nichts Unangenehmes, das bevorstand — wie der Besuch bei dem Geheimrat von Helmstorff, der sie immer wieder so beunruhigte, daß ihr förmlich der Atem ausblieb.

Und nun war es nach ein paar derart verträumten Viertelstunden allmählich Zeit zu dem schweren Gang oder vielmehr zu der Fahrt. Denn unten hielt bereits der Wagen, und Hedwig hakte eben mit bebenden Fingern das schwarze Examenskleid zu, ihren Frack, wie sie es sonst im Spaß nannte. Aber heute war sie nicht zum Scherzen gestimmt, sondern ging ernst und blaß mit raschen Schritten den Flur entlang und öffnete die Türe und stieß dabei auf Hermann Riedinger, der draußen stand. Durch ein Wunder des Himmels waren heute wenig Patienten in seiner Sprechstunde gewesen. Da war er gekommen, um sie noch rasch zu einem Spaziergang abzuholen.

„Und gerade jetzt kann ich nicht, Hermann!" sagte sie betroffen. Es tat ihr wirklich leid. Er hatte so wenig Zeit. Und nun machte sich das gerade wieder so schlecht. Aber sie wußte, daß er, der ja selbst zum Lehrkörper der Universität gehörte, es verstand, wenn sie erklärte: „Ich muß zu Helmstorff, mich bedanken! Es ist wirklich die höchste Zeit — heute —" und er nickte. Das billigte er durchaus, wenn es auch ärgerlich war.

„Schade", meinte er langsam. „Ich hätte dir so manches mitzuteilen, Hedwig . . ."

Es lag ein Ton in seinen Worten, auch ein Aus-

druck in seinem Gesicht — verschlossen wie alles an ihm, aber für sie doch deutlich — wenigstens ahnungsvoll deutlich ... Hedwig sah nicht mehr nach Riedinger hin und hatte die Empfindung, als müsse auch er zur Seite blicken, während sie stumm nebeneinander die Treppe hinabgingen und unten Abschied nahmen. Da in der frischen Luft, vor den Menschen, gewannen sie die alte Kameradschaftlichkeit wieder und mußten lachen, — ein bißchen befangen — und er reichte ihr die Hand und sagte: „Also ein andermal, Hedwig! Vielleicht, daß ich mich morgen ein Stündchen frei machen kann!" Und sie nickte: „Ja — tu das doch!" und stieg in den Wagen.

Den ließ sie bei der Ankunft nicht unmittelbar vor dem Helmstorffschen Hause, das sich breit und prunkend inmitten eines großen eigenen Gartens erhob, sondern etwas abseits halten. Ihre Hauptsorge war, möglichst nicht mit Helmstorff unter vier Augen zusammen zu sein oder wenigstens nur ganz kurze Zeit. Das ließ sich am besten machen, wenn zufällig noch andere Akademiker da waren. In dem allgemeinen Kommen und Gehen schlüpfte sie dann so mit durch. Darauf wollte sie warten und sah auch alsbald eine Gruppe von Damen, Mappen unter dem Arm, auf das Haus zugehen und dort verschwinden. Aber die letzte von diesen schlug das Tor gerade vor ihr zu. Sie mußte noch einmal klingeln und ziemlich lange harren, bis ein Diener, ein korrekter, bartloser, flüsternder Mensch, wie man ihn etwa in einem gräflichen Schlosse vermutet hätte, ihr aufmachte und sie in das große Studierzimmer führte.

Der Raum war leer. Die anderen waren schon

nebenan. Von dort hörte man auch Helmstorffs helle, ein wenig nervöse Stimme und weibliche Widerrede in gebrochenem Deutsch, das auf Rußland oder Russisch-Polen hinwies.

Hedwig kannte die Zähigkeit dieser Sorte „Kursistinnen", die mit Hilfe ihrer in Deutschland nicht gültigen Zeugnisse um jeden Preis als Hörerinnen zugelassen werden wollten, um dann womöglich noch durch ihre östlichen Sitten die Umgangsformen zwischen Studenten und Studentinnen zu verschlechtern.

Das konnte eine lange Auseinandersetzung da drinnen geben. Sie stand ratlos und erbittert über ihr Mißgeschick da und ging dann langsam in dem Riesenraum auf und nieder, der durch eine offene Türe noch den Blick in weitere, stumm und reich daliegende Zimmer freiließ, bis zu dem Allerheiligsten ganz hinten, dem „Beinhaus", wie es Helmstorff scherzend nannte. Denn es war angefüllt mit Menschen- und Affenschädeln, die in Reihen nebeneinander standen und von denen ein jeder säuberlich ein Zettelchen, worauf sein Nam' und Art verzeichnet war, zwischen den Zähnen hielt, daß es schien, als streckten sie alle grinsend die Zunge heraus. Und Haufen von Knochen lagen dort auf dem Boden und Stöße von Photographien und Tabellen waren in Mappen aufgeschichtet.

Hedwig kannte das alles von ihren früheren Besuchen in diesem Hause — vom Vorflur ab, wo eine lebensgroße Bronzegöttin eine jetzt schon, an dem trüben Winternachmittag, leuchtende elektrische Kugel hochhielt, daß in ihrem bläulichen Glanz die Seidenteppiche an

dem pompejanischen Rot der Wände flimmerten, bis zu den feierlichen Reihen schweinslederner Bände hier innen, den mit Silber eingelegten indischen Waffen über den Türen, den Schnörkeleien mittelalterlicher deutscher Holzschnittkunst unter den Fensterbrettern. Es interessierte sie nicht, wenigstens nicht in dieser Stimmung und in dieser Stunde.

Sie schaute müßig hinaus in den Hof, wo der Kutscher ein Paar Wagenpferde striegelte, und auf das Warmhaus nebenan, aus dem eben der Gärtner ein Palmbäumchen herübertrug, und dann musterte sie wieder in dem Zimmer selbst mit einem leisen spöttischen Lächeln die in der marmornen Visitenkartenschale wie durch Zufall obenauf liegenden Namen deutscher und ausländischer Fürstlichkeiten, und beschaute die seitwärts in Masse aufgestapelten, an den Abgeordneten Dr. von Helmstorff adressierten Drucksachen des Reichstags und die Menge von Dissertationen und Zuschriften aller Art, die er als Professor der Hochschule empfing, und sie dachte sich in zornigem Hin- und Hergehen: Der Mann hat es doch so gut! Der hat doch alles im Leben! Rang und Reichtum und Ruhm — Frau und Kinder — Gesundheit — Selbstbewunderung — wozu braucht der eigentlich noch mich? ...

Und da erwachte in ihr wieder ein sonderbares Gefühl von Stolz — von Angst vor einer ihr eigenen und doch fremden, in ihr wohnenden Macht — Angst überhaupt. Am besten, sie ging jetzt wieder weg. Schließlich war sie doch da gewesen. Der Diener hatte ja ihre Karte. Aber in diesem Augenblick öffnete sich die Türe zu dem Seitenkabinett. Zwei von den russischen

Polinnen kamen heraus, bedrückt und störrisch ausschauend, und verschwanden fast ohne Gruß. Die dritte aber blieb stocksteif drinnen im Zimmer stehen. Und Helmstorff wandte sich, nachdem er rasch ein verbindliches: „Guten Morgen, Fräulein Solitander! Darf ich bitten?“ gerufen, noch einmal zu der Ausländerin und sagte: „Sie werden nicht zugelassen und wenn Sie noch zehn Stunden hier ausharren! Ich habe kein Mittel, eine Dame zum Verlassen meiner Räume zu zwingen. Also bleiben Sie, wenn Sie wollen — aber verlangen Sie nicht, daß ich noch weiter von Ihrer Anwesenheit Notiz nehme!“

Dabei schob er Hedwig einen Stuhl hin und setzte sich ihr am Schreibtisch gegenüber. Es kam ihr so vor, als sei er etwas blaß. Aber das mochte auch Zufall sein. Jedenfalls war sein Benehmen ganz unbefangen, während er sie heiter frug, wie ihr der gestrige Abend bekommen, und um Entschuldigung bat, daß er sich auf französisch empfohlen. Und hoffentlich habe der alte Trenkle sich nachher nicht den Damen gegenüber zu unpassend benommen. Seine Frau habe deswegen immer Angst, wenn sie nicht dabei sei.

Er lachte zu diesen Worten und Hedwig lachte mit in der neuen Komödie, die sie diesmal vor der gelblichen und häßlichen kleinen Kurfistin spielten, die im Hintergrund des Zimmers stand und genug Deutsch konnte, um ihren Wortwechsel zu verstehen. Hedwig war diesem fremden, fünfhundert Meilen weit herbeigereisten Wesen so dankbar, daß sie sie vor einem Alleinsein mit Helmstorff bewahrte. So gingen die paar Minuten Gespräch leichter dahin. Man konnte sich ein

paar Höflichkeiten sagen, sich gegenseitig nach dem Wohlergehen der Angehörigen erkundigen, schließlich gar noch eine Bemerkung über das Wetter machen, das sich inzwischen aufgehellt — dann erhob sie sich und er begleitete sie hinaus, durch den großen Saal, in dem schon wieder ein Student wartete, bis zum Tor des Treppenhauses. Hier stand der Diener bereit. Sie waren nicht einen Augenblick allein, auch jetzt nicht, als sie sich — vielleicht zum letztenmal im Leben, wie sich Hedwig aufatmend dachte, die Hand reichten.

Dann fiel die schmiedeeiserne Pforte dröhnend hinter ihr ins Schloß und sie hätte, als sie in der frischen Luft durch den Vorgarten ging, am liebsten laut: Gott sei Dank! gerufen. Aber da erschrak sie von neuem. Da kam ihr gerade Frau von Helmstorff von der Straße her entgegen, zwischen ihren Kindern, rechts die Gymnasiastin, ein stämmiger, blühend gesunder Backfisch, der bei ihrem Anblick vor Freude und Verlegenheit ganz rot wurde, links ihr Sohn, ein hübscher, halbwüchsiger, dem Vater auffallend ähnlicher Junge, das Schulränzel auf dem Rücken. Und plötzlich hatte Hedwig etwas wie ein schlechtes Gewissen. In diesem äußerlich so glücklichen Familienleben war sie das Unheil und konnte doch nichts dafür. Und Frau von Helmstorff lächelte ihr liebenswürdig zu, wie zum Zeichen, daß niemand — am wenigsten die beiden jungen Menschenseelen um sie — von dem Geheimnis zwischen ihnen etwas ahnen dürfe, und die andere dachte, schon ganz matt und überdrüssig: o Verstellung über Verstellung! und sagte rasch: „Guten Tag, gnädige Frau! Eben habe ich Ihrem Herrn Gemahl meinen

pflichtschuldigen Dankbesuch nach dem Examen abgestattet . . ."

Frau von Helmstorff erwiderte etwas Freundliches und drehte um und begleitete sie noch bis zum Gartenausgang hin. Dort verabschiedete sie sich von ihr mit einem verbindlichen Händedruck. Das konnte jeder sehen — die Dienerschaft im Hause — die Leute auf der Straße — wer nur vorüberging — so war es ihr gerade recht. Und nur ihrer beider Augen verstanden sich in einem kurzen Blick.

Und nun ging Hedwig endlich allein weiter ihres Wegs. Nun war das alles überstanden. Es hatte doch merkwürdig auf ihr gelastet — so unfrei fühlte man sich, wenn man mit jemandem wider Willen durch solch Geheimnis verbunden war, aus aller Arglosigkeit und Ruhe herausgerissen, völlig von sich selber abgelenkt.

Sie war entschlossen, sich jetzt die ganze Geschichte aus dem Sinn zu schlagen. Es ging sie auch eigentlich gar nichts an. Mochte Helmstorff sehen, wie er damit fertig wurde. Das war seine Sache. Er hatte ja auch wahrhaftig genug Ersatz dafür in seinem buntscheckigen Dasein. Jetzt wurde sie allmählich wieder ganz heiter, förmlich ausgelassen, gerade wie gestern als er gegangen — offenbar immer, wenn er mit Gottes Hilfe fort war — so daß sie im raschen Ausschreiten vor sich hin trällerte. Und da das Wetter klar war, so machte sie noch einen langen Spaziergang über Schloß und Molkenkur und hatte, als sie endlich müde im Abenddämmern in das Solitandersche Haus zurückkam, wirklich ihren Besuch bei Helmstorff halb vergessen.

Im Flur ſtieß ſie auf Suſe Trautvetter. Die kleine Medizinerin kehrte juſt auch von ihrer Landpartie nach Neckarſteinach zurück, ſehr vergnügt, mit noch roſigeren Unſchuldswangen als gewöhnlich. Ehe Hedwig ſich verſah, gab ſie ihr ohne alle Veranlaſſung einen ſchallenden Kuß und ſagte dann wie zur Entſchuldigung: „Ach Gott — das Leben iſt doch ſchön!“ und die andere wiſchte ſich den Mund und meinte ein wenig mißtrauiſch: „Ich glaube wirklich, Suschen: Sie ſind unterwegs auch noch eingekehrt?“

„Sind wir auch!“ beſtätigte die Kleine harmlos. „In der Griechiſchen Weinſtube in Neckargemünd haben wir geſeſſen und Achaja-Malvaſier getrunken!“

„Schämen Sie ſich denn nicht?“

„Ja — Gott — es ſind doch nette Leute!“ Für Suſe waren eigentlich alle Menſchen nett! Sie war nicht wähleriſch. „Was iſt denn da ſchließlich dabei? ... ’s iſt ſo hübſch! Man iſt dann ſo verſöhnlich geſtimmt. — Und jetzt an die Arbeit! O weh — wenn nur die nächſte Woche ſchon vorüber wäre ...“

„Was iſt denn da Schreckliches?“

Die pausbäckige Medizinerin ſchaute ſich ſcheu um, als wolle ſie ein düſteres Geheimnis verraten, und flüſterte dann: „Ach Gott ... da kommt doch der situs viscerum.“

„Wer kommt?“

„Der situs viscerum! In der Anatomie — im Sezierſaal! Da wird die Bauchdecke geöffnet und man muß mit der Hand hineingreifen, um zu fühlen, wie die Eingeweide liegen — nun kommt das Dings doch aus dem Spiritus — ſchon ſeit Wochen oder Monaten,

alle sagen's: es ist das Greulichste, was man hat! Mir wird ganz weh, wenn ich daran denke! Brrr!"

Sie schüttelte sich förmlich und verzog kläglich das Gesicht. Die ahnungslose Zufriedenheit, die es sonst so behäbig und drollig machte, war ganz weg. Hedwig tat sie leid. Das kam ihr auch widerwärtig vor — wenn sie die schmalen kleinen Mädchenhände da sah, die in den Leib einer Leiche hineinfahren sollten. „Was werden Sie denn da nun machen?" frug sie.

„Erst schimpfen und dann es tun!" sagte Suse Trautvetter ehrlich. „Zum Vergnügen studiert man doch nicht Medizin! Ich hab' einen Vetter — so 'nen kleinen dummen Leutnant — der hat mir 'mal erzählt: In einer preußischen Kriegsschule — da stände im Eßsaal an die Wand geschrieben: ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται! — ob's wahr ist, weiß ich nicht — aber 's stimmt: Geschunden muß der Mensch werden, sonst wird nichts aus ihm! ... also mach' ich halt den situs viscerum! Und nächsten Sonntag wird's fein! Da fangen wir Frösche!"

„Was!"

„Frösche! Bei Handschuchsheim, in einem Graben, hat's welche! Die chloroformier' ich erst, damit's ihnen nicht weh tut, und dann wird seziert! Der Professor will's! Wenn Sie Lust haben, können Sie zusehen! Es ist wirklich riesig interessant!"

„Nein — danke!"

„Na — ihr seid eben Bücherwürmer!" sagte die Kleine mitleidig und ging. In ihrem Zimmer rumorte sie noch eine Weile herum und pfiff nach ihrer Gewohnheit durchdringend einen Gassenhauer. Und Hedwig

hörte aus ihrem Gemach, wie Suſes Nachbarin, die Philoſophin Olga Ritter, die das in ihrer Diſſertation über die Myſtik des Meiſter Eckhart ſtörte, nervös durch die Türe rief: „Herrgott, Fräulein Trautvetter: ſind Sie ein Schuſterjunge oder was ſonſt? Laſſen Sie doch um Gottes willen das greuliche Pfeifen ſein!"

Daraufhin wurde es dort ſtill. Man vernahm von dem Fenſter, an dem Hedwig Solitander lehnte und über die grauen, im Abenddämmern verſchwindenden Dächer der Stadt hinwegſah, nur noch den Lärm der Gaſſen. Bald kam die volle Nacht und Dunkel über den Dächern, Lichterhelle in langen Streifen über den von oben unſichtbaren Straßen. Am Himmel glitt der Vollmond, als habe er es ſehr eilig, durch den niederen Nebelflug der Wolken, ein großes Geſtirn — der Abendſtern vielleicht — ſpähte einen Augenblick ſcheu durch eine Lücke im Dunſt auf die Erde hernieder und war dann raſch ebenſo verſchwunden, wie all die anderen Sterne. Drüben über dem Fluß ſtand wieder die große, dunkle Maſſe des Heiligenbergs, helle Fenſter und Laternen unten am Ufer davor. Ihr Schein verdoppelte ſich zitternd in den Wellen, von denen man gerade noch ein Stückchen ſah — die kurze, raſche Strömung hinter dem Bogen der alten Brücke. Da tanzten die Lichterblitze auf dem Wogenſchlag unruhig wie goldene Schuppen. Schon als Kind hatte ſich Hedwig immer gedacht, da unten müſſe eine große Schlange hauſen — eine Märchenſchlange mit einer Krone auf dem Kopf, die ſich Nachts in dem Waſſer ringele und ſpiele. Und bei Tag war dann nichts mehr von dem Spuk übrig als badende Buben am Gemäuer und ein von oben ſchimpfender

Polizeidiener und junge Engländer, in ihren Seelentränkern paddelnd, und Schiffer und Fischer ...

Und in ihr war, wie sie da hinausschaute, solch eine Erwartung, eine fröhliche Ungeduld. Sie freute sich darauf, Hermann Riedinger wiederzusehen. Und dann hatte sie die Angst: Wenn er nun morgen nicht erschiene?

Sie machte Licht, setzte sich hin und schrieb in langen flüchtigen Zügen: „Ich bitte Dich — sei so gut und komme morgen bestimmt wieder!! Es wäre mir herzlich lieb. Hedwig."

Den Brief trug sie in die Küche, wo die Baas eben schrubbte, und gab ihn ihr zur Besorgung, gerade um die Ecke herum, in seine Sprechstunde. Sie war ganz erregt und klatschte, da die Alte allzu umständlich ihr Umschlagtuch um den Kopf wickelte, aufmunternd in die Hände: „Hurtig, Baas — hurtig — pressier' Sie sich!" und als jene brummelte: „Alleweil soll mer schpringe mit dene lahme Knoche!" schob sie sie eigenhändig zur Türe hinaus: „Brockel' Sie nachher, Baas!" und ging dann wartend im Zimmer auf und ab, bis die Alte nach zehn Minuten wieder erschien. Sie hatte Riedinger gerade noch gefunden. Er hatte eben den letzten Patienten mit bloßen Füßen auf einer Glasplatte im Elektrisierstuhl sitzen gehabt — einen katholischen Geistlichen — das konnte die Baas von hinten an der Tonsur sehen — und nur ganz abgehetzt und unwirsch durch den Türspalt geschaut und den Brief gelesen und anfangs nichts gesagt, sondern „norr so e Schnut' gemacht!" wie sie sich ausdrückte.

„Na — und dann?" Hedwig mußte über die Schnute der Baas lachen.

Dann hatte er gesagt: „'s ist gut! Ich komm' morgen gegen fünf, wenn ich irgend kann!" Und während er die Türe zugeworfen, hatte er noch so was gebrummelt: „wenn mich die Patienten bis dahin nicht ganz verrückt gemacht haben!" Genau hatte das die Baas nicht mehr gehört.

„Das tut auch nichts! Die Hauptsache ist, daß er kommt!" sprach Hedwig. Sie lachte dabei wieder. Ihr war jetzt frei und fröhlich ums Herz.

VI

Um das Solitanderſche Haus, das ſich altväteriſch breit und wuchtig, ausgebaucht und hochgegiebelt als ein Patrizier aus der ärmlichen Kleineleutenachbarſchaft der Kapuzinergaſſe erhob, war der übliche Lärm des Werktagnachmittags und in ihm und um es herum ging Pfälzer Leben und Treiben ſeinen gewohnten Gang. Die Wagen raſſelten, die Peitſchen knallten, vom „Scheppen-Eck" her tönte das Pochen eines friſch angeſtochenen Faſſes, die Handwerker hämmerten und hobelten und ſägten, die Kinder ſpielten im Hof und auf der Straße und ſchrieen einander mit gellenden Stimmen ihr ſtehendes: „O du Vieh!" und „O — halt 's Maul!" — die Hälfte ihres ganzen Sprachſchatzes — ins Geſicht, die Hunde bellten, vom Neckar her brüllte der Schlepper — Hedwig hörte das kaum. Sie war an all den Lärm von Jugend auf gewöhnt. Sie ſtand am Fenſter ihres Erkerſtübchens und ſchaute über Heidelberg hin. Der Abend graute allmählich. Das war ihr ſchon als Kind immer die liebſte Stunde geweſen, wenn die bei Tag ſo unanſehnlichen Hausgiebel und Mauern und Dächer in ein geheimnisvolles Dämmern verſchwammen und aus ihm eine ganz neue, unbekannte Welt emporzuwachſen ſchien. An Hedwigs Zimmerwand hing ein uralter Kupferſtich in wurmzernagtem Rahmen: Merians

Heidelberg im Jahre 1680, vor der Zerstörung. Solange sie zurückdenken konnte, hatten ihre Augen auf dem geruht und sich daraus das Bild einer verschollenen, wie auf dem Meeresgrund versunkenen Stadt geschaffen in der Mannigfaltigkeit ihrer Menge von grauen Türmen und Zinnen, der wappengeschmückten Edelhöfe des Neckaradels, der Klöster und der Badstuben am heißen Stein, der Mühlen und Kaufhäuser und all der seltsamen, alten, von Franzosenhand eingeäscherten Gebäude, deren Namen selbst wie Tournierhaus und Neckarzollburg und die Elende Herberge zu St. Annen und der Adelige Freihof und Luginsland und Trutzbayer und Trutzkaiser längst dem Gedächtnis entschwunden waren — und über dem allen stand, damals ein finsteres, furchtbares Zwinguri auf ganz kahlem Berghang, das Heidelberger Schloß ...

Und während sie so sann und träumte, war ihr Sinn fröhlich — ein Aufatmen, daß nun seit gestern jede weitere Beziehung zwischen Helmstorff und ihr abgebrochen war. Vielleicht sahen sie sich bei Gelegenheit einmal auf der Straße und sie erwiderte seinen Gruß. Das war aber auch alles und war nicht schlimm. Das Eigentliche kam nicht mehr zur Sprache. Das hatte dann nur zwei, drei Tage in ihr Leben hineingeleuchtet und war wieder verschwunden wie ein Meteor. Anfangs war man ein bißchen betäubt — ein bißchen erstaunt — dann vergaß man es allmählich — und es war gewesen. Sie hätte gewünscht, es wäre schon so weit. Denn bis jetzt mußte sie immer noch an Helmstorff denken, wenn auch mit dem Gefühl der Genugtuung, von ihm los zu sein und einer nachträglichen Feind-

seligkeit gegen ihn, daß er überhaupt in ihr Dasein eingebrochen war. Sogar jetzt, bei ihrer Versunkenheit in das mittelalterliche Heidelberg, hatte sie durch eine unterirdische Gedankenverbindung plötzlich einen langen Zug der Professoren der Ruperto-Carola vor Augen gehabt, der sich in wallenden dunklen Talaren und den farbigen Abzeichen der Fakultäten an den viereckigen Baretten, das gestickte Universitätsbanner, von schlägertragenden, bunt aufgeputzten Studiosen geleitet, an der Spitze, dahinter die Pedelle, die Magnifizenz und der weitere Senat, von der Aula durch die altertümlichen Gassen zur Peterskirche bewegte. Aber es war gar kein Bild aus dem Mittelalter gewesen. So war erst neulich der Lehrkörper wirklich bei Gelegenheit einer Hochschulfeier längs der Grabengasse hingewandelt und sie, Hedwig Solitander, hatte mit vielen anderen Studentinnen von den Fenstern der Universität aus zugesehen und über den Geheimrat von Helmstorff lachen müssen, der als Dekan an der Spitze der Blauen, der Philosophen, schritt, jeder Zoll eine prächtige Bühnenerscheinung in der fremdartig malerischen Hülle, ein Dr. Faustus voll männlicher Schönheit, aber auch dieser Schönheit sich voll bewußt, in einer Haltung, einer Würde, als führe ein Hoheprieſter die Jüngerschaft zum Altar. Hinten waren dann im Gewimmel alltäglicher schwarzer Fräcke die Extraordinarii und Privatdozenten gekommen — unter ihnen auch Hermann Riedinger. Der hatte sein gewohntes stilles, aber niederträchtiges Gesicht bei solchen Gelegenheiten gemacht und über den Zwicker hinüber ironisch nach vorn geschaut, als fände da eine Maskerade statt und er,

ein vernünftiger, sachlicher Mensch, trabe notgedrungen hinterher.

Wenn er nur schon käme, dachte Hedwig. Er hatte es ihr ja gestern auf ihren Brief hin zugesagt. Aber er konnte selbst nie wissen, wann seine Sprechstunde zu Ende war, und es dämmerte inzwischen immer stärker.

Sie schaute aus dem Fenster nach ihm aus. Sie hatte Sehnsucht nach ihm. Sie wollte ihn jetzt haben. Sie brauchte ihn. Gerade weil sie doch noch ein bißchen unruhig war — hinterher, nach überstandenem Schrecken, ein wenig zitternd über die Helmstorffsche Geschichte und ihre Ahnungslosigkeit dabei und daß gerade sie solchen Eindruck auf ihn gemacht ... Zu merkwürdig war das ... verrückt war es ...

Und wieder bog sie den goldrot leuchtenden Kopf in die Abendluft hinaus und spähte. Umsonst. Von Riedinger war nichts zu sehen und zu hören. Drüben im Hause schrie der betrunkene Dienstmann Seppl, ein Studentengünstling, aber er hielt nicht seine berühmte Bierrede auf die „aktive und inaktive Semeschter, die Herre Füchse und das schönere Geschlecht", mit der er seit dreißig Jahren auf jedem Kommers Lorbeeren erntete, sondern er scharmützelte, den Besenstiel in der Hand, wider seine Frau, eine resolute ältliche Hebamme, die ihn erhitzt und mit einem ständigen: „Wart norr, Alterle — ich kumm' dir!" im Zimmer herumjagte, und unten vor dem Butterweckschen Lädchen schrie die Käthchen so laut, daß die Nachbarschaft zusammenlief, zu ihrem Vater: „Ah bah, Babbe — ich hab' kei Mucke im Kopf — ich will bloß den Schilling — und wenn's zu arg wird, geh' ich zur Tant' nach Neuenheim. Ich

find' gleich e Stellung — mit mei'm Engliſch und mei'm gute Deutſch und Maſchineſchreibe ... ich mag net bloß wege eurer Schtudente hier auf der Welt ſein! Ich will net werde wie das Philippinche — ſo — jetzt wißt ihr's!"

Das Philippinche, die älteſte Tochter, das war der dunkle Punkt der Butterweckſchen Familie. Als blutjunges Ding hatte ſie ſchon mit den buntbemützten Herren, die oben in den ſchönen Vorderzimmern zur Miete wohnten, zu liebeln angefangen und es war ein ſtehendes Geſchrei der Kinder im Hofe geweſen: „Philippinche — mach Aage!" wenn einer der Studioſen vorbeiging. Endlich war ſie ganz aus dem Hauſe gezogen und eine leichtſinnige Kellnerin geworden, von der ſchlimmſten Sorte. Und dann hatte ſie ihr Glück gemacht und den Beſitzer des Cafés, in dem ſie diente, geheiratet. Jetzt ſtand ſie oft als Madame vor ihrer Wirtſchaft, in der die Studenten die halbe Nacht durch ſaßen, blaß und keck, immer noch ſehr hübſch, die Hände in den Taſchen ihrer weißen Schürze. Von ihren Angehörigen wollte ſie nichts mehr wiſſen. Hedwig ſah ſie oft, wenn ſie vorbeikam.

Sie ſchloß die Scheiben und trat zurück. Es war ſchon dunkel geworden. Kaum konnte man noch das nächſte, am Fenſter hängende Bild unterſcheiden: die Federzeichnung eines Haſen und darunter die Worte: „Louis Philippe" — eine Erinnerung an die akademiſche Freijagd in den Neuenheimer Wäldern vor achtundvierzig, auf der es ſchließlich der Sage nach eben nur noch dieſen einen Haſen gegeben, der Louis Philippe geheißen, allen Nachſtellungen ſich entzogen und hochbetagt an Altersſchwäche geendet hatte.

Da läutete es. Ihr Herz pochte. Jetzt kam Riedinger. Nun merkte sie erst, was für Angst sie bei aller inneren Heiterkeit doch gehabt hatte — Angst nach ihm und auch Angst vor etwas — was, das wurde ihr nicht ganz klar, aber es schoß ihr doch dabei jedesmal jäh durch den Kopf: Gottlob, daß das alles mit Helmstorff vorbei ist!

Allein das war nicht Riedingers bebrilltes, spöttisches Gesicht, das da im Türrahmen erschien — das waren blasse, schöne Züge mit verschleierten müden Augen — weiße Haubenflügel um sie her — das war die Schwester aus seiner Klinik, Demut von Behla. Und zugleich wußte Hedwig schon: er konnte nicht kommen und sie hatte es übernommen, das im Vorübergehen zu bestellen. Und so war es auch. Riedinger war ganz plötzlich zu einem dringenden Fall nach auswärts gerufen worden.

„Ach so!" sagte Hedwig und wandte sich ab. Im ersten Augenblick war ihr die Nachricht noch beinahe gleichgültig gewesen — derlei ereignete sich so oft — auf Riedinger konnte man nie mit Bestimmtheit rechnen — er war nun einmal nicht Herr seiner Zeit — aber nun wuchs und wuchs langsam die Enttäuschung — und mehr noch als das — ein tiefer Gram — eine Verbitterung gegen ihn. Gerade heute mußte er kommen! Er tat ihr so not! Er war der einzige Mensch, den sie brauchte. Einmal konnte er doch seinen Beruf hintenansetzen und erst ihrer Seele helfen und dann hinterher irgend einem fremden Leib und Leid. Aber nein — da fuhr er in seinem Automobil zu irgend einem kranken Bauern oder Hopfenhändler oder Gastwirt in die Pfalz hinaus und ließ sie hier allein ...

Demut von Behla hatte Eile. Sie mußte nach der Klinik zurück. Dort warteten ihrer die Kranken. Sie erzählte beim Aufbruch etwas von ihren rhachitischen Spitalkindern, denen es schon besser ginge — oder waren es kleine Epileptiker — Hedwig hörte nicht recht darauf hin. Stumm begleitete sie die Schwester Demut bis zur Treppentüre und verabschiedete sich dort von ihr.

Und dann hörte sie, wie sie auf den Flur zurücktrat, noch einmal von draußen deren Stimme: „Guten Abend, Herr Geheimrat! ... Jawohl ... Fräulein Solitander ist oben! Ich komme eben von ihr!" und dann, zu ihr gewandt, durch den noch offenen Türspalt: „Fräulein Solitander ... da ist Besuch für Sie!"

Hedwig konnte sich nicht bewegen. Sie stand da und wollte dem nicht trauen, was ihre Augen nun sehen würden, und war zugleich doch schon überzeugt, daß es wirklich so war! Er kam — er kam zu ihr — da tauchte seine Gestalt auf dem Treppenabsatz auf, im dunklen Mantel, und lüftete den Hut und es war wirklich Helmstorff ...

Und die Dritte, die langsam die Treppe hinabstieg, war doch immer noch da. Solange sie es hören und sehen konnte, durfte da oben nichts geschehen, keine Abweisung, kein rasches Schließen der Türe, nichts, was der gesellschaftlichen Form widersprach. Hedwig mußte es dulden, daß er mit einem Gruß in die Wohnung trat. Und hier, wo sie unbeobachtet waren, versetzte er sofort, ohne erst ihren Empfang abzuwarten, in einem ruhigen, gedämpften Tone: „Meine Frau weiß natürlich von diesem Besuch, Fräulein Solitander. Ich habe mich

mit ihr ausgesprochen — ganz — gestern abend — und sie hat eingesehen, daß ich einmal noch — ein einziges Mal, zu Ihnen kommen muß!"

Und da sie ganz erstaunt schwieg, setzte er eindringlich hinzu: „Glauben Sie mir — es geht nicht anders — um meinetwillen! Ich bitte Sie darum. Sie werden kein Wort von mir hören, das Sie nicht hören dürften, nachdem Sie nun doch schon einmal alles wissen! Und nochmals: meine Frau weiß, daß ich in diesem Augenblick bei Ihnen bin!"

Hedwig öffnete stumm die Türe zum Wohnzimmer und ließ ihn eintreten. Drinnen lagen schon die Schatten des Abends über dem Altväterhausrat und den verblaßten Erinnerungen vergangener Jahrhunderte an den Wänden. Er sah sich unschlüssig auf der Schwelle um. Sie verstand das und schüttelte den Kopf. „Es ist niemand da — auch mein Vater nicht — ich bin ganz allein in der Wohnung . . ."

Das waren die ersten Worte, die sie zu ihm sprach. Dann verstummte sie wieder schweratmend. Es dämmerte so stark, daß sie Helmstorffs Gesicht kaum mehr unterscheiden konnte. Es war ihr, als habe es einen leidenden Zug, den sie früher nie an ihm bemerkt.

Er blieb stehen und wartete, bis sie ihm mit einer wortlosen Handbewegung einen Stuhl anwies. Dann setzte sie sich selbst — weit von ihm weg. Das schien er auch ganz begreiflich zu finden. Sie hatte die Hände vor sich in den Schoß gelegt und starrte zu Boden und wartete, was er ihr sagen würde.

Und da begann er, immer halblaut, immer bemüht, ruhig zu bleiben — aber doch mit einem Beben in der

Stimme. „Dieſe Ausſprache jetzt tat mir not, Fräulein Solitander. Wenn auch alles zu Ende iſt — oder vielmehr — wenn auch überhaupt nie etwas war, ſo möchte ich doch nicht ſo von Ihnen gehen und in Ihrer Erinnerung bleiben — ich meine — in dem Licht, in dem Sie mich jetzt ſehen müſſen — nach dem, was man Ihnen neulich geſagt hat ..."

Er brach ab und ſuchte nach Worten. Er war verwirrt ... er ... Helmſtorff — das war ein Zuſtand, in dem ihn ſicherlich ſeit vielen Jahren kein Menſch geſehen. Hedwig dachte das, aber ſie hob die Augen nicht zu ihm auf. Sie ſchwieg und harrte, bis er fortfuhr.

„Denn eigentlich ... ich muß Sie um Verzeihung bitten, Fräulein Solitander — das iſt meine Pflicht — mein Wunſch ... ich will gerechtfertigt vor Ihnen daſtehen! Aber nicht in dem alltäglichen Sinn ... ſo wie die große Herde ſo etwas auffaßt — ich meine, nicht dafür will ich mich entſchuldigen, daß Sie dieſen Eindruck auf mich gemacht haben ... das liegt mir ferne. Da kann ich nichts dafür. Das iſt über mich gekommen. Unrecht wäre es nur geweſen, wenn ich das irgendwie verraten hätte. Aber ſelbſt Sie haben nichts davon geahnt ... hätten es, ſoweit an mir lag, nie erfahren! In der Hinſicht kann ich von mir wohl ſagen: Ich hab' einen guten Kampf gekämpft! — leicht war er wahrlich nicht ..."

Hedwig rührte ſich nicht. Ihr Haupt blieb geſenkt. Sie dachte ſich: Wo will er denn nur hinaus? Aber ſie fand keine Antwort.

Dunkler und dunkler war es um ſie geworden. Sie hörte ihn jetzt mehr als ſie ihn ſah, ſo leiſe er auch ſprach:

„Nein ... Fräulein Solitander ... das, was Sie mir vorwerfen können — das ist die Frage: Was ist denn dieser Eindruck? woher kommt er? Doch nur vom Äußerlichen! Wir kennen uns ja doch kaum. In diesen Minuten sind wir zum ersten Male im Leben überhaupt einmal unter vier Augen zusammen und sprechen über ernste Dinge ... die ernstesten, die es gibt. Bis dahin habe ich Sie doch nur *gesehen*! Kaum gehört! Und sehen Sie ... diese Vorstellung ... daß es nur *das* ist ... bei mir ... Ihnen gegenüber ... eben nur das ... sagen wir Allzumenschliche ... wenn Sie diese Vorstellung von mir mit sich in Ihr weiteres Leben nehmen würden ... das bedrückt mich so ... das beschämt mich so ... das muß ich zerstören! Es ist zu verkleinernd ... für Sie und vielmehr noch für mich ..."

Nun schaute sie doch auf und versetzte langsam: „Gerade das, was Sie da sagen — das hab' ich mir gedacht, sowie ich es erfuhr. Und es kann ja auch gar nicht anders sein. Sie geben ja selbst zu, daß Sie mich gar nicht kennen ..."

Es war ihr lieb, daß die Dämmerung die Entfernung zwischen ihnen noch vergrößerte — nicht nur räumlich, sondern auch geistig, weil sie sich nicht mehr in die Augen sehen konnten. Dadurch fühlte sie sich geschützter und setzte hinzu: „Und wenn Sie meinen, Sie können nichts dafür — ja ... *ich* ... weiß Gott ... noch weniger!"

Er stand auf. Sie hatte Angst, er würde auf sie zutreten. Aber er blieb stehen und beugte sich nur über seinen Stuhl, dessen Lehne er mit beiden Händen erfaßt hatte, um so desto eindringlicher zu ihr zu sprechen.

„Das möchte ich ja eben ausschalten ... das alles, wenn wir jetzt darüber reden. Nicht als ob sich Seele und Leib bei einer Frau trennen ließen ... auch bei Ihnen nicht ... das ist gewiß ... und ... ich darf natürlich diese Stunde nicht mißbrauchen ... darf Ihnen jetzt nicht Dinge sagen ... die Sie ja selbst wissen ... die Ihr Spiegel Ihnen sagt — die Sie ja doch gewiß auch als ein Stück Ihres Selbst empfinden ... als seinen äußeren Schmuck ... seine schöne Hülle ... also natürlich: auch das hatte bei mir seinen Anteil ... ich bin ein Mann ... aber es war nicht das Entscheidende in mir ... nicht das Eigentliche ... das, was mein Wesen von Grund aus umgewälzt hat, so daß ich ganz anders geworden bin durch Sie!"

Jetzt sah ihn Hedwig fest an — sie konnte ihn nur noch unbestimmt in einiger Entfernung von sich erkennen, wie sich seine Gestalt von der Helle des Fensters abhob — und versetzte: „Ich kann Ihnen nicht folgen, Herr Geheimrat! Das sind viele Worte. Und die Sache bleibt doch eben die, daß Sie mich nicht kennen."

„Glauben Sie denn nicht, daß man einen Menschen auch ahnen kann?"

Diese Frage schien ihr so seltsam, daß sie nichts darauf erwiderte. Und er hub gedämpft wieder an. „Aber ... um das alles zu erklären, müssen Sie mir erlauben, von mir zu reden, ... so von mir zu reden, wie ich es vielleicht noch nie zu einem Menschen getan hab'! Ich fühle es: ich bin es Ihnen schuldig! Solange ich das nicht hinter mir hab', bleibt und bleibt eine Last auf meinem Leben. Die trag' ich so nicht mehr ..."

Nun hatte sich auch Hedwig erhoben und nahm die

Glocke von der Lampe auf dem Tisch, um Licht zu machen. Sie konnten nicht länger so in halber Nacht beisammen sitzen. „Also bitte — sprechen Sie!“ sagte sie dabei leise und ihre Hand, die den Zylinder hielt, zitterte. „Ich höre.“

Der Raum erhellte sich. An den Wänden traten die alten Gemälde und Kupferstiche aus dem Schatten hervor — die Vergangenheit Alt-Heidelbergs lebte auf, zwei Jahrhunderte rückwärts, und nebenan, von der Bibliothek, schaute der grimme Urahn Markus, der Antipapist, aus funkelnden, kleinen Stieraugen herunter zu den beiden. Die hatten sich jetzt wieder gesetzt. Einander gegenüber wie vorher, so als handle es sich um einen ganz alltäglichen Besuch. Und ebenso ruhigen Tones sagte Helmstorff, im Gespräch fortfahrend: „Ich kann Ihnen das alles nur aus der Stimmung heraus erklären, in der ich seit Jahren bin, Fräulein Solitander! Ich bin ein armer, sogar ein sehr armer Mann ...“

„Sie?“

„Jawohl — ich ...“

„Aber Sie gelten doch für so reich ...“ Sie begriff ihn nicht.

Er zuckte die Achseln. „Mein Gott — das ...! Brauereiaktien besitze ich in Menge — von meinem seligen Vater her ... natürlich ... ich könnte mir auch einen Viererzug halten statt des Landauers, über den man sich hier so aufregt — und drei Diener statt einen ... über solche Äußerlichkeiten rede ich doch nicht ...“

„Ja — aber doch auch sonst ... ich bitte Sie ... alle Welt beneidet Sie doch ...“

„Ja ... alle Welt ...“

„Aber Sie haben doch auch wirklich alles!“ Sie

wollte fortfahren: Frau und Kinder — aber da besann sie sich: von Frau von Helmstorff wollte sie nicht sprechen und zudem — das war ja bekannt, daß das mehr eine Vernunftheirat gewesen war, wenigstens von seiner Seite. Sie mochte sich wohl in den schönen, damals eben von abenteuerlichen Reisen zurückgekehrten Mann verliebt haben — für ihn hatte wahrscheinlich mehr die alte Erfahrung gegolten, daß in Deutschland aus dem Schwiegersohn eines Professors am leichtesten wieder ein Professor wird. Jedenfalls hatte man den Eindruck, daß die beiden mehr nebeneinander hinlebten. Es wäre auch schwer gewesen, sich vorzustellen, wie sie in dem ewigen Trubel des Helmstorffschen Hauses, seiner Geselligkeit, seinen Reisen zum Reichstag, den Verpflichtungen an allen Ecken und Enden einander dauernd hätten nahebleiben können. So vermied Hedwig darauf einzugehen und sagte, fast schon spöttisch: „Arm! Wenn man Ihre Stellung in der Welt hat!"

Er nickte. „Gewiß. Wenn ich siebzig bin, kann ich auch noch Exzellenz werden! Es gibt noch so ein paar bunte Fetzen auf dem Jahrmarkt der Eitelkeit, die ich noch nicht hab'! Das schlimme ist ja nur, daß man schon die übrigen besitzt!"

Jetzt mußte sie wirklich beinahe lachen — trotz des Ernstes dieser Stunde. Das aus dem Munde Helmstorffs — dieses eitelsten aller Menschen, die sie kannte. Das machte sich wie eine schlecht gespielte Komödie.

Er fing ihren ungläubigen Blick auf und sagte — ganz einfach, ruhig: „Nicht wahr — das wundert Sie, Fräulein Solitander? Aber so geht es einem, wenn man in das Schwabenalter kommt! Seit meinem vierzigsten

Jahr — das ſind nun vier, bald fünf Jahre — iſt allmählich die Erkenntnis in mir aufgedämmert ... da hab' ich ein Stück von dem, was um mich iſt, nach dem andern verloren ... jetzt ſtehe ich ganz mit leeren Händen da!"

„Ich begreif' das nicht!" Sie wurde faſt ungeduldig. „Sie haben doch das alles!"

„Nein, denn es iſt mir nichts mehr. Ich habe ſeine Nichtigkeit erkannt. Und in den paar Worten liegt mehr Tragik, als Sie auf den erſten Blick ahnen können, Fräulein Solitander — und mehr als irgend ein Menſch auf der Welt weiß. Denn das hab' ich noch nie jemandem geſagt. Ich werd' mich hüten. Damit verleugne ich ja meinen ganzen Lebenslauf und mich ſelber mit ..."

Er hatte ſich wieder erhoben, und nun trat er dicht zu ihr und ſprach zu ihr hinunter, die Hände auf dem Rücken, den Kopf leicht vorgebeugt. „Können Sie ſich das vorſtellen, was das heißt: immer ein Egoiſt geweſen zu ſein — immer nur nach dem Äußeren im Leben gejagt zu haben? Ich war nicht ſolch ein Streber, wie man mich allgemein hinſtellt ... denn ich war es unbewußt ... ich folgte nur meiner Natur — aber in der Sache blieb es ſich gleich und das Schickſal, das ſonſt ſo ſpröde iſt ... mir hat es nichts verſagt. Was ich wollte, das hab' ich erreicht ... ohne jede Mühe ... förmlich ſpielend ..."

„Da ſeien Sie doch froh!" ſagte Hedwig halblaut und dann hörte ſie ihn ebenſo leiſe ... bang ... gequält: „Und nun ſeh' ich: es iſt nichts! nichts! nichts! Nun — wo ich ein gereifter Mann bin, halt' ich Spielzeug in der Hand ... Orden ... Titel ... Würden ... und dafür

hab' ich mich eingesetzt. Nie in meinem Leben habe ich eine Sache um ihrer selbst willen getan — immer hab' ich nur auf den Erfolg hingearbeitet und bin daran gealtert und daran matt und müde geworden ... und bin darüber hinaus ... bis zum Ekel ... so überdrüssig all des Treibens ... ja — das klingt sonderbar, wenn ich das sage ... nicht? aber es ist wahr!"

Er machte ein paar große Schritte durch das Zimmer und blieb wieder vor ihr stehen. „So schonungslos hat mich noch kein Feind seziert, wie ich mich mit den Worten! Es kann's auch keiner! So tief laff' ich keinen dringen. Nach außen hin wahr' ich schon meinen Ruhm! Es bleibt mir ja auch nichts anderes übrig. Ich kann mich ja nicht auf die Straße hinstellen und erklären: ‚das ist alles Lüge!' — aber ich fühle es und ändere mich. Es kommt bei mir allmählich ein ganz anderer Mensch heraus — je älter ich werde — einer, der mit all diesem Kram gar nichts mehr gemein hat ... der geradezu Widerwillen davor hat ..."

„Ja, aber schließlich, Herr Geheimrat!" sagte Hedwig, die jetzt sehr ernst geworden war, „schließlich zwingt Sie doch niemand dazu. Sie können doch leben, wie Sie wollen ..."

„Und was bleibt dann von mir übrig?" frug Helmstorff, immer so seltsam gelassen, als spräche er von einem dritten, ihm ganz fremden Menschen. „Nicht nur, daß die Eitelkeit einem allmählich in Fleisch und Blut übergeht ... aber hinter der Eitelkeit kommt, wenn man sie in meinen Jahren erst abtut, die Einsamkeit."

Er setzte sich ihr gegenüber und dabei zog er

seinen Stuhl etwas heran und fuhr fort: „Und diese innere Einsamkeit, die ich mit mir herumschleppe und nicht los werd' ... im Gegenteil ... sie wächst immer mehr ... sie wird immer mehr zu einer Reue, wie ich mein Leben verpfuscht hab' ... und zu Galgenhumor, wenn ich vor den Leuten immer noch der von früher bin ... also diese innere Einsamkeit — das ist mein Schicksal. Daran leide ich! Seit Jahren. Und wenn man nun in die Mitte seines Lebens kommt ... und darüber hinaus, wie ich jetzt, Fräulein Solitander ... das ist der Wendepunkt, wo man nicht mehr die Menschen braucht, sondern den Menschen. Und der fehlt dann. Da will man ihn und sucht man ihn. Aber man darf ja nicht. Es ist ja alles um einen festgelegt und eingeschränkt und wohlgeordnet — man hat es sich ja selbst so eingerichtet, daß man nie wieder heraus kann.

„Und aus der Stimmung kommt dann eine Sehnsucht ... eine Menschenseele braucht man ... so wie man jetzt ist — finden wird man sie ja doch nicht mehr — früher hätte das sein können ... wenn man eben früher anders gewesen wäre. Jetzt ist das alles verspielt und vertan. Man muß schon in seiner Bahn bleiben ... bis zum Ende ... aber man wünscht sich heimlich, man wäre noch einmal jung und könnte noch einmal von vorne anfangen und machte alles dann viel besser als das erste Mal ... Und dann, in der Stimmung war einmal, wie ich bei Beginn des Semesters wieder meine Vorlesungen angefangen hab', unter mir — mitten in den Bankreihen — ein Kopf ... der leuchtete mit seinem Tizianschen Haar ... Sie fielen mir gleich auf ... wie

jedem ... aber ich dachte, Sie kämen nur dies eine Mal ... aus Neugierde ... oder eigentlich ... ich dachte überhaupt nach Schluß des Kollegs nicht mehr daran. Aber Sie hatten bei mir belegt ... Sie kamen immer wieder ... Sie kamen in mein Haus ... ich sah Sie jede Woche viermal im Hörsaal sitzen ... und manchmal starrten Sie vor sich hin ... ins Blaue ... ein bißchen müde ... ein bißchen leer ... das las man deutlich in Ihren Augen ... und Sie waren ja auch immer so blaß. ...

„Und nun sehen Sie, ... das hab' ich vorhin einen Menschen ahnen genannt. Ob mit Recht oder Unrecht ... das tut nichts zur Sache. Ich meine nur ... das rein Sinnfällige ... die äußere Erscheinung ist da nicht entscheidend ... es geht da ein anderer, unsichtbarer Einfluß hin und her ... was das nun ist ... ob irgend eine Erinnerung von Gott weiß wann ... vielleicht gar aus einem früheren Leben ... oder ein Naturgesetz aus der eigenen Entwicklung: — das, woran man im Leben vorbeigegangen ist, erscheint einem in Ihnen wie ein Gleichnis — ich verliere mich da in Worten und Worten und Worte sagen da doch so gar nichts ... da hört ja eben der Verstand auf ... alles Denken — da ist die Endschwelle für unsere Vernunft — dahinter liegt eben das Unfaßbare ...

„Und in dieser Stimmung hab' ich immer wieder gedacht, ich hätte etwas mit Ihnen gemein! Warum ... das kann ich nicht sagen ... aber das ist gewachsen und gewachsen und hat mein ganzes Innere erfüllt ... Sie waren mir ja nicht mehr fremd ... obwohl wir doch höchstens einmal gleichgültige Worte miteinander wechselten ... Sie waren mir vertraut wie sonst kein

Menſch ... ich möchte ſagen ... wenn Sie das verſtehen ... es iſt ſchwer zu verſtehen ... ich war damals gerade in der Verfaſſung, daß ich vor mir ſelber fliehen mußte — ohne daß ich eine Menſchenſeele hatte, die mir half — und da bin ich zu Ihnen geflohen ... ohne daß Sie es ahnten ... aber ich ſchuf mir ein Bild von Ihnen ... ſo wie ich mir jetzt, in meiner Reue, das Glück meiner Jugend dachte ... und darin lag ein rätſelhaftes Glück, eine Weite ... eine Befreiung vom Leben ... ich hatte keinen Halt mehr im Leben ... den fand ich jetzt außerhalb von mir ... in dieſer ..."

Er zögerte. Dann verſetzte er ruhig: „Ich dürfte das Wort Liebe nicht ausſprechen. Ich will es nur dies eine Mal tun. Zum Abſchied. Denn es ſagt alles. Und alles, was ich Ihnen bisher geſagt hab', ſagt nichts. Denn da gibt es keine Erklärung. Es iſt ſo. Glauben Sie mir das und verzeihen Sie mir, Fräulein Solitander ..."

Er bückte ſich und nahm ſeinen Hut, den er neben ſich auf den Boden geſtellt. „Und nun will ich gehen und bin eine ſchwere Laſt los, weil ich Ihnen das hab' ſagen dürfen. Und ich hoffe, es bleibt Ihnen nun doch etwas Reineres, weniger Alltägliches in der Erinnerung an mich. Das wollte ich doch hinter mir laſſen, ehe ich für immer aus Ihrem Leben ſcheide. Ich hinterlaſſe da keinen Eindruck — das weiß ich — und ich will Sie auch gar nicht zum Schluß fragen, wer Sie ſind. Ich behalte Sie vor mir ... auf Lebenszeit ... ſo wie ich Sie ſah! Und meine Überzeugung ſagt mir: ſo ſind Sie auch wirklich! ... Ich wahre mir mein Bild.

Das kann kein Trug ſein. Dazu iſt es zu ſtark. Es hat mein ganzes Daſein umgeworfen ... äußerlich freilich geht das weiter ... wie bisher ... immerzu ... das muß ja ſo ſein ... leben Sie wohl, Fräulein Solitander. ..."

Er drückte ihr haſtig, ſchwer, die Hand und ging hinaus. Sie hörte ihn den Flur entlang ſchreiten — die Treppe hinabſteigen. Sie hatte ſich nicht rühren, ihm nichts erwidern können. Erſt jetzt, in der Einſamkeit der lampenhellen Stube, kam ſie allmählich wieder zu klaren Sinnen. Aber ganz ſich ſammeln konnte ſie noch nicht. Sie dachte ſich nur immer wieder: alſo das warſt du ihm! — Und das biſt du — und das biſt du nicht — und das biſt du doch — denn nicht nur dein Erdenteil — dein Äußeres — iſt darin, ſondern auch etwas von deiner Seele. Oder kennſt du die große Sehnſucht nicht? hat nicht auch dich das unbefriedigt gelaſſen, was du vom Leben erwartet und errungen haſt? Stehſt du nicht auch mit leeren Händen und müdem Herzen da? Ob das in deinem engen Kreiſe geſchieht — ob auf Helmſtorffs Höhen — was iſt denn groß und klein? ...

Sie ſchritt langſam durch das Zimmer und dabei wurde ein Stolz in ihr frei. Sie hob den Kopf und atmete tief auf, dankbar, im Beſitz eines geheimen Reichtums, der ihr, nur ihr, vor allen, zugefallen. Und ſie ſagte ſich: Ich allein kenne Helmſtorff. Ich allein weiß, wer er iſt.

Dabei fiel ihr Blick auf einen weißen Umſchlag auf der Tiſchplatte. Der hatte da früher nicht gelegen. Sie öffnete ihn. Ihre Photographie war darin — die, die

damals in jenem Wartezimmer abhanden gekommen. Helmſtorff mußte ſie mitgebracht und ſtill, ohne daß ſie es merkte, zurückgelaſſen haben. Das war wie eine ſinnbildliche Handlung. Er gab ihr ihr Eigentum wieder, an dem er keinen Teil hatte und haben durfte, ſo wenig wie an ihr ſelbſt . . .

Sie ſetzte ſich an den Tiſch und nahm das Bild in die Hand. Nachdenklich betrachtete ſie die feinen, müden Mädchenzüge. Es ſprach daraus zu ihr: das biſt du! — Und ſie hatte auf einmal Angſt vor ſich und Glück über ſich, daß ſie ſo reich war und reich machen konnte. Und plötzlich kam ein tiefes Weh über ſie. Sie preßte die Stirne auf das Bild und verſchlang die Hände über ihr Haupt und ſchluchzte leiſe auf. . . .

VII

„Alleweil ſchteht die Welt awwer net mehr lang!“ ſagte die Baas des Morgens, als ſie vom Markt heimkam, aufgeregt zu Hedwig. Die hörte nicht recht darauf. Die alte Hausunke pflegte ſeit vielen Jahren bei allen nur möglichen und unmöglichen Gelegenheiten den Erdenuntergang zu prophezeien und hatte dadurch ihre Sehergabe bei der Mitmenſchheit allmählich in Verruf gebracht. Erſt als ſie beharrlich wiederholte: „Dees wann ich Ihne erzähle wollt', Fräule Hedwig, was ich alleweil geſchaut hab' . . .“ hob jene halb fragend den Kopf und hörte nun: „Alſo ich ſchteh' Ihne bei dene Hendſchemer Gemüſeweibern und kauf' Spinat . . . vierzig Pfennig koſcht's — hör' ich! . . . ‚was?‘ kreiſch' ich do. ‚Ha — is ſie dann närriſch?‘ und die Alti ſächt: . . .“

„Bas . . . komm' Sie raſcher zum End' der Welt!“ ſagte Hedwig müde und ſtützte den blaſſen Kopf auf die Hand. „Was war's denn nun ſchon?“

„E Zylinderhut! Ganz e neuer — ſchwarz und blank! Und wer hot ihn uff g'habt! Der Doktor Riedinger! Jetzt denke Sie norr an: der und e Zylinderhut . . . 's hot ihm aach alles nachgeguckt . . . In ere Chaiſ' hot er geſeſſe und Viſite gemacht und zwei Herre hawwe ihm nachgerufe: ‚Gratuliere, Herr Kollege!‘ und er hot mit der Hand gewinkt und gelacht. Sell

wäre Professore gewest, sächt mir die Fraa Knorzin, die Monatsfrau von da owwe, die an der Eck geschtanne und dischkoriert hot ... jetzt — was hot denn dees zu bedeute?"

„Das heißt, daß Riedinger Professor geworden ist, Baas!" sagte Hedwig und stand auf. Ihr bisher trübes und verträumtes Gesicht belebte sich ein wenig.

„O mei'!" Die Baas schlug die Hände zusammen. „Do kummt er wohl bald her?"

„Wahrscheinlich!" Hedwig wandte sich ab. Und da die Alte noch keine Anstalten machte, sich hinüber in die Küche zu trollen, sondern ganz unvermittelt eine andere Neuigkeit auskramte — von unten, bei Butterwecks, ... da sähe es wüst aus — das Käthche sei richtig fortgeloffe, zur Tant' nach Neuenheim — versetzte sie ungeduldig: „Das weiß ich längst, Baas — und mit Ihrem Geschwätz ist das zu arg. Geh' Sie jetzt, bitte! Ich muß Ruhe haben!"

Die Baas schüttelte kummervoll den Kopf, während sie nach der Türe schlurfte. „Jo — in Ihne schteckt was, Fräule Hedwig! dees merk' ich doch ... schon seit zwei, drei Täg' ..."

Und Hedwig blieb stumm. Heute nachmittag war es drei Tage, daß der Geheimrat von Helmstorff bei ihr gewesen war ...

Als sie allein war, freute sie sich doch für Riedinger. Sie wußte, wie viel ihm an dem Professortitel lag — nicht aus Ehrgeiz — sein wissenschaftlicher Ruf und seine Praxis standen ja sowieso fest — aber wegen seiner Kampfstellung den Kollegen gegenüber und dann auch um der Eltern willen. Für die war das der letzte

große Merkſtein ihres Lebens. Sie erhielten vom Staate und vor aller Welt die Beſtätigung, daß ſie nicht umſonſt alle ihre Spargroſchen, ihr halbes Daſein, ihre ganze Liebe an ihren Einzigen verwandt hatten.

Hedwig hatte Riedinger in dieſen Tagen nicht geſprochen, ſondern nur einmal am Sonntagnachmittag mit ſeinen Eltern ſpazierengehen ſehen. Das ließen ſich die Alten um keinen Preis nehmen. Er, der weißbärtige Lokomotivführer a. D., legte zu dieſem Anlaß immer einen langſchößigen ſchwarzen Leibrock an, das eingeſchrumpfte, obwohl kaum ſechzigjährige Mütterchen an ſeiner Seite trug einen verſchoſſenen Kaſchmirſchal nach uralter Mode als Umſchlagtuch, und ſo wandelte man dann die Wege, die der Heidelberger Bürgersmann bei ſolchen Gelegenheiten einſchlug — den Neckar entlang zur Stiftsmühle oder in den Wald zum Speyerer Hof — und trank dort Kaffee und traf ſich mit Verwandten und Freunden und allerhand Gevatterſchaft kleiner Leute und ſchwatzte über dies und jenes, und Hermann Riedinger, den ſie alle noch als Buben gekannt, ſaß mitten zwiſchen ihnen und beſprach mit ihnen die Dinge, die ihr kleiner Horizont umſpannte — wer da geſtorben war und dort die ſilberne Hochzeit gefeiert hatte und vom neuen Bahnhof und der neuen Stadthalle und der Eingemeindung von Handſchuchsheim und der dritten Neckarbrücke — und fand ſelbſt gar nichts daran, daß er hier in dieſen Feiertagsſtunden wieder ein Kind des Volkes wurde, aus deſſen Tiefe er ſtammte.

Und Hedwig war, als ſie ihn da geſchaut, wie er teilnahmsvoll auf das Geplapper der beiden greiſen Leutchen an ſeiner Seite hörte, wieder der Gedanke ge-

kommen: ein ſo guter Sohn iſt ſicher auch ein guter Menſch — trotz all ſeiner ſpöttiſchen Art und ſeiner Schärfe. Da brauchte man auch nur ſeine Kranken zu fragen — namentlich die dritter Klaſſe. Die wußten das am beſten.

Und doch hatte ſie jetzt Angſt vor ſeinem Kommen. Sie war in einer willenloſen, aber gar nicht unangenehmen Traumſtimmung, in dieſen letzten Tagen, ſeit Helmſtorffs Beſuch — eine ſonderbare, geheimnisvolle Trübung beherrſchte ihre Stunden, wie der Einfluß eines fremden Geſtirns ... eine Verſchiebung alles Bisherigen ... Helmſtorff war doch ſo ganz anders, als ihn die Menſchen ſahen. Da wandelte er nun mitten unter ihnen in der kleinen Stadt — alle beſchäftigten ſich mit ihm und belauerten ſeine Schritte — ſie lobten und tadelten ihn — ſie beneideten ihn vor allen Dingen — aber wer er war, das wußte keiner. Das wußte ſie allein. Und dies heimliche Gefühl der Überlegenheit über die Blinden umher — das war es, was ſie die ganze Zeit erfüllte. Man konnte es nicht wohl Stolz nennen. Es war mehr ... etwas Gehobenes ... Weihevolles ... die Mitwiſſerſchaft um ein großes, verborgenes Leid eines in ſeiner Art doch großen Menſchen ...

Und Mitwiſſerſchaft um eine große, verborgene Liebe. Jedesmal, wenn ſie mit ihren Gedanken ſoweit kam, erſchrak ſie. Da war eine Grenze. Da fühlte ſie eine Gefahr. Die lag in der Gemeinſamkeit zwiſchen ihm und ihr durch ſeine Beichte. Dieſe Gemeinſamkeit blieb, auch wenn ſie ſich jetzt zehnmal trennten und nicht mehr ſahen und nicht mehr ſprachen. Die hatten ſie vor allen Menſchen voraus, ſie beide. Dadurch hatte

er ſie an ſich gebunden, gerade in dem Augenblick, wo er ihr lebewohl ſagte. Das war grauſam von ihm geweſen. Aber er hatte eben nur an ſich gedacht. Und er hatte ja auch gewußt, daß er damit bei ihr kein Unheil anſtiftete. Denn er war ihr ja ſo völlig gleichgültig geweſen bisher — beinahe komiſch. Ja ... ſie hatte oft über ihn lachen müſſen. Sie entſann ſich wohl. Jetzt begriff ſie das nicht mehr. Es war doch keine Kleinigkeit, das Schickſal eines Mannes zu ſein ... eines Mannes, wie Helmſtorff ...

Und wenn ſie ſich dann dachte: Gott weiß, was er in mir ſieht! Wahrſcheinlich etwas ganz anderes, als ich bin! Er würde ſchön enttäuſcht ſein, wenn er mich in meiner Unzulänglichkeit erkennen würde — und ſtatt deſſen hat er, der vom Leben ſo unbefriedigte, in ſeinem Reichtum ſo verarmte Mann mich nach ſeinem Bild erſchaffen — wenn ſie ſo dachte, dann kam in ihr ein leiſer Widerſpruch: ich bin wohl nicht ſo, wie er glaubt ... aber darin hat er doch recht: auch mein Daſein iſt leer ... auch ich bin vom Schickſal enttäuſcht ... ich hab' ſo wenig vom Leben gehabt, wie er zu viel ... darum iſt auch in mir das große Sehnen nach etwas Unbekanntem ... Beſſerem. ... Das habe ich bloß bisher nicht ſo gewußt und mir klarmachen können ... aber nun iſt es wach ... und zugleich noch etwas Neues: Das Bewußtſein meiner Macht. Das hat er erweckt. Nun entwickelt ſich das alles vor einem, aus einem ſelber heraus, gegen den eigenen Willen ... ohne daß man es hindern kann.

Sie ſann weiter und weiter und fühlte einen Zorn gegen die Menſchen, die Helmſtorff verkannten, und auch gegen

ihn, daß er vor vielen Menschen immer noch eine falsche, eine unwürdige Rolle spielte — sich, wie er früher gewesen. Und er tat ihr leid und sie hätte ihm gern geholfen. Und dann ging sie wieder unruhig durch das Zimmer hin und her und sagte vor sich zum hundertsten und aberhundertsten Mal: ich will aber doch nicht an ihn denken. Ich soll doch nicht. Es hat ja keinen Sinn. Es ist doch alles aus . . .

Aber sie konnte aus dieser Stimmung nicht heraus. Es gab keine Ableitung dafür — niemanden, zu dem sie sich hätte flüchten können. Ihr Vater — lieber Gott — ja, wenn es sich um einen Totenkopfschmetterling oder einen Kellerwurm gehandelt hätte. Aber nur die Tochter! Die konnte selber sehen, wo sie blieb. Und die Freundinnen! Hedwig wußte aus all den Jahren ihres Studiums, wovon die immer und immer wieder redeten — ob man nächstes Semester besser nach Leipzig zum Professor Müller oder nach Breslau zum Professor Schulze ging und ob wohl der hiesige Geheimrat ihnen eine Empfehlung für ihre Dissertation an den dortigen Fakultätskollegen mitgeben würde und ob man sich nicht doch lieber in Gottes Namen seinen Doktorhut in Zürich holte statt des so viel schwereren Berliner Examens. Das war das äußere Leben. Und innerlich rangen sie fast alle — Hedwig kannte das aus vielen Beichten — um ihre Stellung gegenüber dem Mann. Da kamen immer neue Zweifel und Sorgen und vor allen Anfechtungen — Stürme, von denen kein Außenstehender etwas ahnte . . . Abwechslung der Gedanken, neue Eindrücke vermochte man sich da nicht zu holen, am wenigsten, wenn man seiner selbst nicht mehr so

ganz bewußt und ſicher war wie ſonſt. Und Hedwig war, zu ihrem eigenen unbeſtimmten Bangen, immer wieder zu Mute, als habe ſeit dem Geſpräch mit Helmſtorff neulich ein neuer Lebensabſchnitt für ſie angefangen. Den verſtanden ihre Menſchen von bisher nicht. Da konnte keiner hineinreden und raten.

Plötzlich merkte ſie, daß etwas in ihr wach war — eine Frage — ein Zweifel: Wenn Helmſtorff nun unverheiratet wäre ... oder Witwer ... was würde dann? wie würde ſich dann alles geſtalten? Und nun wurde ſie wirklich zornig auf ſich ſelbſt und verbot ſich dieſe Phantaſien ... heftig, unwillkürlich die Fäuſte ballend vor Unmut, daß ſie ſo wenig ihrer Herr war und ſich ſo weit verirren konnte. Sie ſchämte ſich. Die Tränen waren ihr nahe.

Da klingelte es draußen und Hedwig erkannte gleich an dem kräftigen, ungeduldig wiederholten Druck der Schelle: das war Riedinger. Und gleich darauf ſtand er im Flur und trug wirklich, wie die Baas geſagt, das Zeichen des nahen Weltuntergangs auf dem Haupt. Aber der Zylinder, den er nun abnahm und an den Nagel hängte, paßte ihm nicht, ebenſowenig wie der ſchwarze Leibrock und die ſchwarze Binde. Das gehörte nicht zu ihm. Das war ihm nicht nur fremd, ſondern machte ihn auch ſelbſt fremdartig, und er wußte es ſelbſt wohl und entſchuldigte ſich halb lachend: „Verzeih den Aufzug, Hedwig — eigentlich fängt ja der Faſching erſt Ende des Monats an. Aber die Leute wollen es nun ja mal ſo!“

Sie war ihm aus dem Zimmer entgegengegangen. Jetzt geleitete ſie ihn hinein und ſagte da ernſt, ihm

in das Gesicht schauend: „Also ich gratuliere dir von Herzen, Hermann!"

Er nickte. Er war sehr heiter. „Dank' schön! Daß ein außerordentlicher Professor nicht gerade was Außerordentliches ist, das wissen wir ja. Ich werde ja nun nicht sofort in Größenwahn verfallen und mich auch schon gleich für einen hiesigen Hofrat halten, solche Überhebung liegt mir fern. Aber meine Eltern hättest du sehen sollen! Wahrhaftig — sie haben vorhin beinah' geweint, wie ich mit meiner Angströhre auf dem Kopf als Professor zu ihnen gekommen bin! ... Ich hör' förmlich, wie mein Vater jetzt über die Gasse geht und da und dort beim Nachbar stehen bleibt und so ganz beiläufig sagt: ‚Ja — mei' Sohn, der Professor!' — als ob sich das ganz von selbst verstünde. Vorhin war schon ein Lokomotivführer bei ihm. Der hat erklärt: ‚Jetzt loßt er sei' Bub aach schtudiere!'"

Dabei war aber doch ein warmer Schimmer in seinen Augen, wie er von Vater und Mutter sprach. Sie wandte sich von ihm ab. Auf einmal, ganz unverhofft, kamen ihr die Tränen in die Augen, die sie vorhin unterdrückt. Er war ein so guter, redlicher Mensch — man mußte ihn nur kennen ... dann wußte man das — treu wie Gold. Das dachte sie und war dabei zum Fenster getreten und weinte.

Er hatte sie erstaunt angesehen. Dann war er ihr gefolgt und legte, hinter ihr stehend, die Hand um das steinerne Scheibenkreuz, das noch die verwitterten Kugelspuren des Kampfes aufwies, den die österreichischen Ulanen um 1800 mit den Franzosen um den Besitz der alten Neckarbrücke ausgefochten. So beugte er sich von

hinten über ſie. Er ſah nur den ſchweren feuergoldenen Flechtenknoten im Genick — einen Pfeil quer durch — und rechts daneben einen Streifen ihrer Wange. Und ihm ſchien, als röte ſich deren Weiß leiſe im Bewußtſein ſeiner Nähe. Aber an dem Zucken ihres Körpers merkte er, daß ſie dabei immer noch ſchluchzte.

Das war etwas, war er bei ihr kaum für möglich hielt! Tränen! ... „Ja — um Gottes willen, Hedwig — was haſt du denn nur?“ frug er gedämpft und ratlos.

Sie zuckte die Achſeln und ſagte nur: „Ach — nichts ... laß nur ... es geht vorüber ...“

„Aber es muß doch einen Grund haben!“

„Nein — gar keinen! Das iſt ja eben das Dumme!“

Nun drehte ſie ihm ihr Antlitz zu. Die Wimpern waren noch feucht. Aber ſie verſuchte zu lächeln. Das gab einen ſchmerzlichen Zug um ihren Mund. „Du mußt nicht böſe ſein ... ich bin ſo ſchrecklich nervös ... ſeit dem Examen ...“

Er ſah ſie ſcharf an. Dieſen ſachlich kühlen, unerbittlich prüfenden ärztlichen Blick hielt ſie nicht aus. Da ſchüttelte er den Kopf. „Ach was, Hedwig! ... das Doktorexamen iſt das nicht — da kenne ich dich beſſer ...“

Sie ſchwieg.

Nun bat er, leiſe — mit einem weichen Klang — wie ein Freund: „Hedwig ... ich weiß ... du biſt ſonſt ſolchen Stimmungen nicht unterworfen. Bei dir bedeutet das etwas! ... Hab doch Vertrauen zu mir ... willſt du's mir nicht ſagen?“

„Nein — das darf ich niemandem ſagen!“

„Aber mir doch!"

„Auch dir nicht!"

Sein Gesicht verdüsterte sich. Es lag ihm eine rasche Antwort auf den Lippen. Aber er hielt an sich und versetzte nur, wie im gewöhnlichen Gespräch: „Hör mal — Hedwig ... frei bin ich nun einmal heute ... wollen wir nicht ein bißchen ausgehen? Ich möchte dir was sagen ... und hier in diesen muffigen vier Wänden und den Zylinder womöglich in der Hand ... da kommt das ganz töricht heraus ... so unnötig feierlich .... anders als es doch zwischen uns steht ..."

Und um ihnen beiden über die Befangenheit hinwegzuhelfen, wies er auf einen alten Kupferstich neben ihnen an der Wand — der Geisterturm zu Weinsberg bei Heilbronn und darunter ein paar Zeilen von Justinus Kerners eigener Hand an seinen Amtsbruder im Badischen, einen längst vergessenen und verschollenen Pfarrer Solitander — und sagte dabei gutmütig und halb lächelnd: „Du schaust heute wahrhaftig wie die Seherin von Prevorst selber aus, Hedwig — mit der Feuchte in den Augen und dem rätselhaften Gesicht ..."

„Ja — vielleicht weiß ich auch etwas, was ihr alle nicht wißt ..."

Er antwortete nicht darauf und wartete, bis sie sich zum Gehen fertig gemacht hatte.

Beide waren sehr ernst geworden, als sie die Treppe hinabstiegen. Es fielen nicht viel Worte zwischen ihnen und die waren absichtlich gleichgültig. Innerlich sammelten sie sich alle zwei.

Unten im Flur saß der Meister Butterweck in seiner unordentlichen kleinen Werkstatt und lamentierte zum

Steinerweichen. „Dees hot m'r jetzt von ſei' Kinnern! Doderzu hot m'r ſie groß gezoge und is e Vadder geweſt, wie er im Buch ſchteht! Und jetzt erlebt m'r nix wie Schimpf und Schand' von euch alle! Verkaaft der Schote" — er wies auf den vor ihm ſtehenden Hundehändler Jean „e Pudde, wo in Darmſchtadt geſchtohle is, an die Schtudente!" Und als ſein Sohn verlegenpfiffig blinzelte: „O — heul net, Babbe! An ſo vierzehn Täg' is noch keines geſchtorbe! Die Herre Schtudente kumme aach als emol nach Raſchtatt uff die Feſchtung! — Ich bin unſchuldig!" — da klagte der Alte weiter: „Oh — lüg' net ſo ſchtark! Sprech net vum Gefängnis wie vum Danzball. Jo — die Schtudente! . . . 's Käthche hawwe ſie mir auch aus dem Haus getriebe . . . un vum Philippinche, vun der ſchlechten Krott', will ich gar net erſcht redde! Ha — da ſolle die doch die Kränk' kriege, die Schtudente — mit ihre bunte Faſchtnachtsmütze!" Und von hinten ſchrie tränenerſtickt die Madame Butterweck: „Philipp — verſündig dich net! Wovon ſolle m'r denn leewe? Du ſchaffſt ja nix — du biſcht ja ſchon anfangs rein doddelig vum ewige Trinke . . ."

Hedwig wollte das alles heute nicht hören. Sie machte, daß ſie mit Riedinger weiterkam, durch die Stadt und über die Brücke längs des Neckars hin bis zur Hirſchgaſſe. Dort war Menſurtag geweſen. Zahlreiche Wagen kehrten zurück — vielfach nur eine einzige farbige Kappe in ſolch einem großen, zweiſpännigen Landauer — die Kutſcher knallten, große Hunde ſprangen freudig bellend hinterher, ganze Gruppen von Studenten kamen zu Fuß, mit den Spazierſtöcken in der Luft

fuchtelnd und die wichtigsten Zwischenfälle des harmlosen Blutbads nachholend — man hatte Mühe, durch sie hindurch- und die steile Hirschgasse emporzukommen, bis endlich der alte Fechtboden hinter den beiden lag. Da war es auf einmal ganz still und friedlich und Waldesatem umfing sie. Und dann eröffnete sich ihnen weiterhin, von der Höhe des Philosophenweges der Blick über die Stadt tief unten mit ihrem rauchenden und lärmenden Häusergewirr, über das vom Regen der letzten Tage lehmgelbe Band des Flusses, über die rotschimmernde Ruinenpracht des Schlosses und seinen Hintergrund, die jetzt noch kahl-bräunlichen Hänge des Königstuhls. Und nach vorn hin schaute man weit über die Rheinebene, bis zu den blauen Schatten der Vogesen, und von dort, von Westen her, fuhr es in Sturmstößen, die die Wolken am Himmel jagten, über das Land, ungestüm, aber lau — föhnartig — frühlingverkündend.

Und wie Maienboten schlüpften überall, nach der Not des kurzen Winters, die Schwarzamseln aus ihren Lieblingsverstecken, den Tannenzweigdeckungen über den Gartenbeeten, und umflatterten die Rebenpflanzungen und wirtschafteten an den Feigenhecken, an denen noch kleine, grüne, im vorigen Hochsommer nicht mehr reif gewordene Früchte hingen, und wiegten sich in den dünnen Zweigen der Mandelbäume, der ersten, die in kurzem aus den schwellenden Knospen ihre rosigen Blüten entfalten mußten. Bald folgten dann die anderen, bis zum letzten Nachzügler, dem alle Hänge der Bergstraße deckenden, blendend weißen Schnee des Apfelblusts. Der Lenz war da. Und sein Ahnen und Wehen ging jetzt schon durch die frische, aber doch wohltuend weiche Luft.

Während des Aufwärtssteigens hatten Riedinger und Hedwig geschwiegen. Es ging zu steil. Nun, wo sie oben auf ebenem Pfade weiterschritten, hub er an: „Ich kann gar nicht mehr ordentlich an meine Patienten denken, Hedwig — so sehr dreht sich mir das, was du mir neulich nach dem Examen gesagt hast, im Kopf herum. Ich bin auf die Weise dazu gekommen, einmal über mich selber nachzudenken. Solches Spintisieren ist sonst nicht meine Sache. Das weißt du. Aber jetzt habe ich mir vorzustellen gesucht, wie ich dir erscheinen und auf dich wirken muß, ohne etwas dafür zu können, und da hab' ich gefunden — aber langweilt's dich nicht, darf ich darüber reden?"

„So rede doch nur!" sagte Hedwig beinahe ungeduldig.

„Ja — also sieh . . . ich bin sehr einseitig — das geb' ich zu — das ist heutzutage die notwendige Folge, wenn man was leisten will. Da schrumpft einem alles auf einen einzigen winzigen Punkt zusammen. Auf den allein muß man seine ganze Kraft einsetzen. Sonst kommt man nicht vorwärts . . ."

Sie nickte. Sie hörte zu und doch auch wieder nicht. Sie mußte dazwischen immer wieder an Helmstorff denken. Und dann vernahm sie neben sich Riedingers Stimme weiter. „Des ferneren: — das muß ich ja selbst zugestehen — meine Art zu zweifeln — nicht die kleinste Kleinigkeit zu glauben, die ich nicht logisch beweisen kann — mir ist das angeboren . . . meine natürliche Denkweise — aber daß das auf andere, die das täglich hören und sehen müssen . . . daß das auf die einen entmutigenden und verwirrenden Einfluß ausübt, . . . und namentlich also auf dich . . . das ist ja sehr begreiflich!"

Sie schwieg und dachte sich: Zweifle du nur — aber ich mache das nicht mehr mit!

„Und drittens ist viel unnötige Grobheit in mir!" fuhr Hermann Riedinger fort. „Auch das weiß ich. Das hat mir das Leben anerzogen. Das haftet an denen, die sich von unten haben heraufkämpfen müssen. Ist man einmal so weit, wie ich jetzt bin, dann ist's ja gut. Dann sind die Leute einander gleich. Dann gibt's überall, in allen Berufen, nur noch zwei Sorten Kerle, die Könner und die Nichtkönner. Na — und ich bin ja unter den ersteren. Aber bis dahin — die Lehrjahre — weißt du — man muß eben doch viel hinunterschlucken, wenn man der Sohn eines Lokomotivführers ist. Im Gymnasium — dem alten noch, da unten, wo der Hexenturm steht — da ist mir in der Freiviertelstunde zuerst eine Ahnung von der Ungleichheit der Welt aufgegangen, wenn die reichen Buben sich vom Schuldiener ihre heißen Würstchen gekauft haben und ich hab' mir mein Stück Schwarzbrot aus der Tasche geholt und hineingebissen und hab' den Dümmsten unter ihnen in Sekunda und Prima noch Nachhilfestunden geben müssen, um ein bißchen was zu verdienen. Und dann gar auf der Universität — das Herumlaufen und Bitten der Eltern bei Hinz und Kunz — das mit dem Hut in der Hand Dastehen und Warten bei Professoren und Stadträten, bis man endlich das Stipendium hatte und die Stundung der Kollegiengelder — und dann immer die anderen neben sich zu sehen, die Reicheren, die behaglich die Dinge im Leben an sich herankommen lassen können, wo ich jeden Zoll vorwärts, ich möchte sagen: mit Nägeln und Zähnen hab' erringen müssen, und

dabei die ewige Angst: ‚O weh — wenn du krank wirst oder ein dummer Kerl bleibst und das alles war umsonst? — Das überleben die armen Eltern ja nicht!‘ Ja, siehst du, Hedwig — das alles hat mich verbittert — wie sehr, das hab' ich eigentlich erst recht gemerkt, als ich's allmählich hinter mir hatte. Und das macht mich oft so unnötig skeptisch und ironisch. Weil ich eben der Welt gegenüber noch nicht im Gleichgewicht bin, durch meine schwere Jugend. Aber je älter ich werde, desto besser wird das natürlich . . ."

Hedwig konnte sich gar nicht erinnern, daß Hermann Riedinger je so lange hintereinander von sich selbst gesprochen. Gewöhnlich beschränkte sich seine Rede überhaupt auf zwei, drei Sätze eines scharfen Urteils und dann kam ein kühles Schweigen und sein ironischer Blick über den Zwicker hinüber als Antwort auf alle weiteren Einwendungen. Aber heute ruhten seine Augen ernst, weich, halb fragend auf ihr. Er schien zu warten, ob sie antworten würde oder ob er fortfahren solle, und sie sammelte ihre Gedanken und versetzte rasch: „Was du mir da gesagt hast, Hermann, ist mir nichts Neues! Ich dank' dir dafür! Ich weiß, du tust so etwas nicht leicht. Aber so, wie du dich da eben geschildert hast, — genau so hab' ich dich auch immer gesehen und bin mit dir Freund gewesen — von jeher! . . ."

„Umso besser!" sagte er. „Denn siehst du — ein Charakter wie meiner bedarf gerade, weil er einseitig ist, der Ergänzung — gerade, weil er so skeptisch ist, eines Menschen, der noch an was anderes glaubt — gerade, weil er so schroff ist, eines Nächsten, der ihn kennt und ihn versteht. Es darf

kein Fremder ſein. Nicht das gerade Gegenteil. Dazu bin ich nicht biegſam und auch nicht mehr jung genug, ſo weit einer anderen Seele entgegenzukommen und mich mit ihr einzuleben. Man müßte ſich auf halbem Wege treffen ... zwei geiſtig verwandte Menſchen ... in der gleichen Stadt geboren und aufgewachſen ... an derſelben Hochſchule gebildet ... aus nicht zu himmelweit verſchiedenen bürgerlichen Verhältniſſen ... wenn natürlich auch die Solitander eine ganz andere Familie ſind als meine armen Eltern ... kurz ... zwei Menſchen, die nicht blind vor Liebe ſind, ſondern ſich ganz genau kennen und eben darum lieben ... ich wenigſtens ... du weißt's ja, Hedwig ... du haſt's ſchon lang gemerkt, wie ſich das allmählich in den Jahren zwiſchen uns verſchoben hat, aus der früheren Kameradſchaft heraus, ohne daß wir's voreinander wahr haben wollten ... aber nun ſchien mir's der rechte Augenblick, ganz ehrlich zueinander zu ſein — und das Entſcheidende auszuſprechen ... eben jetzt, wo wir beide in dieſen Tagen, du als Doktor, ich als Profeſſor an einem neuen Lebensabſchnitt angekommen ſind ..."

Er brach ab. Es war eine kurze Stille zwiſchen ihnen. Währenddeſſen ſchaute er ſie ſo wenig an wie ſie ihn. Beide blickten, im raſchen Gehen gegen den Frühlingswind, vor ſich auf den Boden. Dann fuhr er fort: „Ich kenne dich, Hedwig — vielleicht beſſer als du ſelbſt — und darum glaube ich: du machſt dir vielleicht jetzt nicht ſo klar, was ich dir bin, weil du viel zu ſehr unter der Gewohnheit meiner Nähe ſtehſt. Ich bin ja immer bei der Hand. Du brauchſt ja nur über die Gaſſe zu ſchicken, da komm' ich. Und eigentlich kannſt du dir, wenn du jetzt einmal nach-

denkst, dein Leben ohne mich doch nicht gut vorstellen. Und ebenso geht es mir. Ich weiß wenig von Frauen. Ich habe nie Zeit und Lust gehabt, etwas Ernsteres mit ihnen zu erleben, selbst wenn nicht immer die Not hinter mir gestanden und mich angetrieben hätte, an den Broterwerb zu denken. Die Frau in meinem Leben — das bist du — warst du immer — keine andere hat darin sonst eine dauernde Rolle gespielt. Und was dich betrifft — du hast auch keine schweren Stürme durchgemacht. Du bist auch fest und besonnen deines Weges gegangen. Darum meine ich, daß ich der Mann für dich bin ... und wenn du das so fühlst wie ich ... dann wird es stark genug sein, um uns zu einen ..."

Es entstand eine lange Pause. Dann sagte Hedwig leise: „Ich möchte dich um etwas bitten, Hermann: gib mir Zeit! Nur zwei Tage! Übermorgen bekommst du Antwort von mir ... ganz gewiß ..."

Er schwieg. Sie sah an seinem Gesicht, daß ihre Erwiderung ihn verstimmte. Endlich versetzte er: „Wie du willst. Aber das versteh' ich nicht: Ist dir denn wirklich meine Anfrage so überraschend gekommen, daß du da noch Bedenkzeit haben mußt? Das war doch schon lange zwischen uns ... unausgesprochen ... ich dachte, du wärst dir schon klar darüber geworden ... so oder so ..."

„Ach ... ich und klar ..." Sie hatte gegen aufsteigende Tränen zu kämpfen und setzte hastig hinzu: „Gewiß hab' ich's kommen sehen — aber ganz genau wußt' ich doch nicht, ob du sprechen würdest ... und wann ... und unter welchen Umständen ... sei mir nicht böse ... gönne mir nur die zwei Tage, mit

mir ins reine zu kommen. Das bin ich dir und mir ſchuldig . . ."

Hermann Riedinger nickte kurz und ſagte nur: „Alſo gut! Überleg's dir! Solange du willſt! Und dann ſchreib mir oder laß mich rufen! Und bis dahin wollen wir nicht mehr darüber reden!"

Das war ganz er — nüchtern — ſachlich — beſtimmt! Aber ſie merkte doch: ein leichter Stachel war in ihm zurückgeblieben. Das reute ſie. Sie hatte ihn gerade in dieſem Augenblick ſo lieb — nur nicht ſo, wie er es meinte — ſondern wie einen Freund, einen brüderlichen Berater, bei dem man Schutz ſuchen konnte vor ſich und anderen. Aber ſie durfte ihm ja nichts von dem ſagen, was ihr das Herz beſchwerte . . .

So verſtummte ſie, trübe vor ſich hinblickend. Eine Strecke Wegs hatten ſie ſchweigend zurückgelegt. Dann zog er ſeine Uhr und ſagte: „Wenn es dir recht iſt, Hedwig, gehen wir ein bißchen ſchneller. Ich muß ſchauen, daß ich zu meinen Patienten komme."

Das gab ihr wieder einen Stich ins Herz. Nun eilte er ſich, ihr Beiſammenſein abzukürzen! Er tat ihr leid. Sie hätte ihm ſo gerne ein liebes Wort geſagt, ihm raſch einmal die Hand gedrückt, aber ſie hatte heimlich Angſt, er würde ſie jetzt, in dieſer Stimmung zwiſchen ihnen, womöglich gar nicht nehmen. Schließlich ſtreckte ſie ſie ihm doch zögernd hin — in ihren feucht gewordenen Augen war eine ſtumme Bitte: Zürne mir nicht! Ich kann nichts dafür, daß ich gerade heute ſo bin . . . — und er ließ ihre Rechte in ſeiner Linken ruhen und blieb ſtehen und ſchaute ihr mitten ins Geſicht und frug noch einmal, einfach und herzlich: „Hedwig

— du haſt etwas — etwas, was früher nicht war — du kannſt dich ja nicht verſtellen. Willſt du es mir wirklich nicht anvertrauen?"

Sie ſchüttelte leiſe, ratlos den Kopf.

„Bedenke doch, Hedwig, wie viele Menſchen mir täglich ihre Geheimniſſe offenbaren. Und nun gar du! Das iſt doch bei mir aufgehoben wie auf dem Grund des Meeres . . ."

„Ich kann aber nicht, Hermann . . ." Ein Beben von unterdrücktem Weinen überlief ſie. „Ich bitte dich: quäle mich nicht! Ich bin ſo ſchon elend genug und ganz auseinander . . ."

„Aber warum kannſt du denn nicht?"

„Weil ich nicht darf! Und ſelbſt wenn ich dürfte, weil ich gar nicht weiß, was ich dir eigentlich ſagen ſollte! Das iſt mir ja alles ſelbſt ſo im ungewiſſen — ſo hin und her wie im Nebel — ich finde keinen feſten Punkt. Das kann ich dir nicht erklären. Du denkſt ſelber viel zu klar für ſolche Dinge! Sei froh!"

„Nun — dann komm!" ſagte er ruhig und ſie gingen raſcher dahin. Und während Hedwigs umflortes Auge die weite Rheinebene vor ihnen überflog, da dachte ſie: nur ein Wort . . . nur eine Silbe — und mein Leben fließt friedlich weiter für alle Zukunft. Es wird dann kein Unglück geben — und auch kein himmelſtürmendes Glück. Wir wiſſen ja zu genau voneinander, wer wir ſind — er und ich! — wir erwarten voneinander keine Überraſchungen und pilgern gemeinſam dahin — gut Freund, bis wir einmal ſterben und die arme Seele Ruh' hat . . .

Und nun ſprach eine Lockung in ihr: Tu's! Tu's gleich! Verſorge dich für den Reſt deines Daſeins. Wer weiß,

wie bald du ſonſt ganz einſam daſtehſt — allein in dem großen Solitanderſchen Hauſe in der Kapuzinergaſſe — fremde Menſchen um dich — die Bilder der Verſtorbenen deine einzige Geſellſchaft. Es iſt ja nur ein Hauch von deinen Lippen — aber der entſcheidet deine künftigen Tage. Und der neben dir wird froh ſein und alles iſt gut ...

Aber ſie konnte nicht. Sie dachte ſich auch: So darf ich vor Riedinger nicht daſtehen! Erſt mir Bedenkzeit erbitten und gleich hinterher doch ja ſagen! Es geht ja auch nichts verloren. Heute über zwei Tage iſt ja alles ſo wie jetzt. Und ich ſelbſt bin inzwiſchen hoffentlich geſammelter und vernünftiger geworden ... und dann iſt's ja ganz klar, was ich zu tun hab' ... und dann wird's mir viel leichter ...

Sie hatten die neue Brücke erreicht. Der Lärm umfing ſie, das Schüttern und Rollen einer langen Reihe mit Porphyrſchotter beladener Lowries mit einer klingelnden Lokomotive vorne an, das Wagengeraſſel, das unaufhörliche gellende Peitſchengeknall müßiger Fuhrknechte, und mitten in dieſem Gedränge und dieſer Unraſt für Auge und Ohr ſagte er, am anderen Ende, auf der Heidelberger Seite, ſtehen bleibend und nochmals ihre Hand ergreifend, ruhig, aber ſehr ernſt: „Ich muß in das Haus da drüben, Hedwig. Da hab' ich einen Patienten liegen. Ich möcht' dir nur eines heute noch ſagen: Je länger ich jetzt das Leben mit Vernunft anſchau', deſto deutlicher iſt mir *das* geworden: Es kommt *einmal* an jeden die Möglichkeit, glücklich zu ſein — das heißt, auf die Dauer das zu haben, was er braucht ... nach ſeiner Natur. Vielleicht nicht mehr. Aber in

der Hoffnung auf dies Mehr — darin liegt die Gefahr, daß man sein eigentliches Glück übersieht! Und ich glaube, der Augenblick zu diesem Glück ist für dich jetzt da — für mich ja selbstverständlich ... Du verstehst, wie ich das meine, Hedwig ...?"

„Ja — ich versteh' dich!" erwiderte sie mit erstickter Stimme und hielt unwillkürlich seine Hand fest. Und er drückte die ihre noch einmal, hart und männlich, und sagte lauter: „Also auf übermorgen, Hedwig!" und schaute ihr voll ins Gesicht. Und ein schwaches, hoffnungsvolles Lächeln war dabei auf beider Lippen und sie schieden als Freunde ...

VIII

„Sie haben's gut!" sagte Hedwig am nächsten Tag mit einem seltsamen Lächeln auf dem blassen Gesicht zu dem alten Hauptmann a. D. Evangelist von Thiengen, der, wie jede Woche einmal, bei ihnen zu Tisch gewesen war und nun im Begriff stand, den noch nebenan kramenden Gryphius Solitander auf seinem Spaziergang nach dem Schloßgarten zu begleiten. Und da er sie erstaunt ansah, fügte sie hinzu: „Sie sind fromm. Ich wollt' ich könnt's auch sein! Nicht wahr — wenn Sie in der Kirche waren und gebetet haben, dann sind Sie ganz klar — mit Gott und sich und der Welt eins — dann gibt Ihnen das Leben gar kein Rätsel mehr auf?"

„Nein — Fräulein Hedwig — Gott sei Dank!"

„Sehen Sie — das wollt' ich auch, daß mir jemand sagte, was ich zu tun und zu lassen hätte. Aber meine Bücher — wenn man die wirklich braucht, dann sind sie stumm ..."

Der kleine, greise Hauptmann war ernst geworden. Die weltlich-behagliche Stimmung verflog, die ihn sonst nach dem guten Essen im Solitanderschen Hause überkam. In dem Blick, den er auf sie richtete, lag stilles, freundliches Mitleid — jene leise Gotteskindschaft des Auserwählten, die ihn, wo er ging und stand, umwehte. „Was soll ich da drauf erwidern, Fräulein Hedwig?

Ich bin ein ungelehrter Menſch — zu meiner Zeit, unter dem ſeligen Bundestag, da haben die Offiziere hier zu Land noch nicht ſo viel lernen müſſen wie jetzt. Da war's genug, wenn man ſeine Mannſchaft hat abrichten können und ordentlich Säbelfechten verſtanden hat. Drum red' ich hier in Heidelberg gar nicht mit! Es hört ja doch jeder nur zu, was die Profeſſoren ſagen. Ich auch. Und ſehen Sie ... da muß ich manchmal nachher ſo ein bißchen lächeln und geh' ſtill in den Wald hinauf ... und ſchau mir einen Grashalm an ..."

„Was für einen Grashalm?"

„Den erſten beſten. Und dann denk' ich mir: Man kann jetzt unſichtbar durch die Luft telegraphieren und ſieht mit den Röntgenſtrahlen durch die Mauern und hat das Radium und ſieht die Cholerabazillen in einem Tröpfchen Waſſer zappeln und zerlegt einen Stern auf tauſend Millionen Meilen in ſeine chemiſchen Elemente und hat es verbrieft und verſiegelt, daß der Menſch vom Affen abſtammt — ja — liebes Fräulein Hedwig — und dicht daneben ſteht nun ein winziger Grashalm und das kann mir kein Weiſer erklären, wer den geſchaffen hat und warum er vertrocknen und verſchwinden und vom Schaf gefreſſen werden und im nächſten Frühjahr wieder daſein wird, als ſei nichts geſchehen —"

„Das behaupten wir ja auch nicht, daß wir das wiſſen."

„Dann müßt ihr aber auch nicht ſo ſtolz auf das bißchen ſein, was ihr wißt, mein' ich — in meiner Einfalt. Da fällt mir immer ein: Wie wir Buben waren, meine Brüder und ich, und mein Vater Amtmann — unten im Schwarzwald — da haben wir zu

Ostern im Garten bunte Eier gesucht. Die hatte der Vater da und dort versteckt und wir haben gejubelt und uns gestritten und waren stolz, wenn wir wieder eins fanden. Aber an die Vaterhand, die uns die farbigen Dinger so verborgen hatte, daß wir sie schließlich sehen mußten — an die haben wir nicht gedacht. Die war uns selbstverständlich! Das ist ein halbes Jahrhundert her und länger. Und hier unter den Gelehrten, da muß ich oft im stillen lächeln und an meines Vaters Garten denken und den blauen Himmel darüber. Sie werden ja nun für sich die Achseln zucken und sich sagen: Ach ... der Alte ... wo stellt er sich denn seinen Herrgott vor? Wir haben doch schon den ganzen Himmel mit unseren Fernrohren durchstöbert und ihn nicht gefunden. Liebes Kind: Gott muß man eben im Menschen suchen! In jedem Menschen ist ein Stückchen von ihm. Das sehen heißt fromm sein. Das ist mir nie klarer geworden, als wie ich vor vielen, vielen Jahren, als junger Leutnant in Mainz, eben meine kleine Frau geheiratet hatte, die ja auch nun schon lange nicht mehr bei mir ist ... da war mir jeder Tag ein neues Wunder. Wenn ich sie angeschaut hab', dann hab' ich anfangs immer ganz andächtig und feierlich gedacht: ‚Also das bin ich! ...' so eins war ich mit ihr ... so sehr hab' ich sie lieb gehabt. ... Sie sind viel zu kühl und zu verständig, Fräulein Hedwig: lieben Sie einmal ordentlich ... blindlings ... aus ganzer Seele und aus ganzem Gemüt ... dann wird Ihnen das Leben erst aufgehen ... dann wird es Ihnen wie Schuppen von den Augen fallen ... dann werden Sie auch glauben lernen ... das fließt ja alles in eins

zuſammen — aber darüber ſoll man nicht reden ... das muß man leben! ... ich meine nur: ... wenn man Ihnen nach der altmodiſchen Art das Herz ganz erzogen hätte, ſtatt, wie es heutzutage Brauch iſt, den Kopf zur Hälfte — dann wäre Ihnen jetzt vielleicht viel wohler ..."

Während er ſo ſprach, ſchaute der fromme kleine Hauptmann ſie ein wenig ängſtlich und unſicher von der Seite an. Und endlich legte er ihr leicht die Fingerſpitzen auf den Arm und frug: „Sie ſind mir doch nicht böſe, Fräulein Hedwig?" Da drehte ſie ſich zu ihm herum. Ihre Augen waren voll Tränen. Sie ſchüttelte ihm die Hand und ging haſtig aus dem Zimmer und weinte dabei immer ſtärker. Und der Greis blickte ihr traurig nach und war noch geraume Zeit wortkarg und in ſich verſunken, als er, neben dem mit ſeinen langen Beinen ausgreifenden Gryphius Solitander mühſam einhertrippelnd, den ſteilen Schloßweg hinaufſtieg.

Hedwig aber ſtand in ihrer Erkerſtube oben und hörte noch ſeine Worte: „Lieben Sie einmal ordentlich! Dann wird Ihnen alles klar!" und dachte ſich verſtört, mit einem irren, lächelnden Zug um den Mund: Er weiß nicht, was er mir rät! Vielleicht bin ich ſchon mitten darin — aber anders, als er glaubt. ...

Nur nicht daran denken ... nicht daran denken ... auch daran nicht, daß ſie zu morgen Riedinger die Antwort ſchuldete, und heute ſo weh und wirr im Kopf war wie geſtern, unfähig, ſich zu entſchließen und zu handeln. Sie hatte immer nur Luſt, ſich ſelber zu entfliehen. Und in dieſer Stimmung ſtellte ſie ſich vor, wie ſchön es jetzt in den Bergen ſein müßte — die Bäume

weiß bereift — alles ruhig und still. Kein Mensch. Vielleicht kam da oben in der Einsamkeit die Ruhe und Klarheit über sie.

Sie machte sich fertig und stieg die Treppe hinab. Auf der war ein altes Reliefsteinbild eingemauert. Das stammte noch aus der Zeit vor der Zerstörung Heidelbergs, wo hier in der Stadtgegend viel Klöster und Kapellen gewesen. Man konnte noch deutlich die Verse erkennen:

„Gott zu lob in ewigkeit
Ist dieser closter baw bereyt,
Des jahrs do man tusend zalt
Vierhundert dru und achtzig alt,
Als man hie Inn hielt observantz,
Do grunet Mariä rosenkrantz"

Darüber lächelte die Jungfrau Maria mütterlich auf das Kindlein in ihrem Arm herab. Und wie Hedwig jetzt dies altbekannte Bild mit dem Blick streifte, erwachte in ihr ein seltsames Ahnen: In deinem Kinde wirst du dich erkennen. Das bist erst du, was aus dir ist — was nach dir ist! . . .

Das war ein dunkler, geheimnisvoller Zug nach Mutterschaft — das vorbestimmte Frauenschicksal auf Erden. Hedwig erinnerte sich, daß sie vor vielen Jahren einmal, in ihrer herbsten, verschlossen-trotzigsten Zeit, an der Jungfrau vorbeigegangen war und sich gedacht hatte: Ja — wer das haben könnte — Kinder ohne Mann! Das war in dem Abschnitt ihrer Entwicklung gewesen, wo sie außerhalb der Studien möglichst jedem Manne auswich, sich aber zuweilen des Sonntagnachmittags irgend ein ganz kleines Baby aus der Nachbarschaft

auslieh, es liebevoll und mit zärtlichem Ungeschick auszog, wusch, kämmte, wieder ankleidete und der etwas ängstlich harrenden Mutter mit herzlichem Danke zurückgab. Dann, nach dieser Kinderei — ihr schien es nachträglich wie ein komischer Rest von Puppenspiel aus der Kleinmädchenzeit — hatte ihr die Madonna an der Wand weiter gar kein Interesse eingeflößt, bis jetzt, in diese Tage hinein, wo ihr plötzlich alle Dinge sprachen, wo alles Alltägliche und Gewohnte bedeutungsvoll erschien und ein geheimnisvolles Leuchten sie auf Schritt und Tritt begleitete.

Sie raffte sich auf und ging weiter. Unten am Tor stand die Madame Butterweck und klagte: Der Geheimrat von Helmstorff habe, des ewigen Trödelns müde, ihnen seine Kundschaft entzogen und alle seine Bücher abholen lassen. Und der Philipp, ihr Mann, hocke aus Zorn schon wieder drüben im „Scheppen Eck" und schlage mit der Faust auf den Tisch und schimpfe auf die Juddebatzare und die reichen Leut', von denen keiner dem kleinen Mann helfen wollt'. Und ob irgend eine Aussicht wäre, wenn man den Geheimrat verklagen tät'!? Vor Gericht bekäme ein Handwerker doch immer Recht!

Hedwig schüttelte fast wortlos den Kopf und schritt die Kapuzinergasse hinauf — hastig, um dem Ort zu entgehen, um den noch Name und Nähe Helmstorffs schwebte, der ja nur um ihretwillen bisher diesen ärmlichen Laden aufgesucht. Und diese Erinnerung an ihn verließ sie nicht mehr. Nun war sie wieder wach und haftete sich an sie und quälte sie bis zur Verzweiflung. Und sie sagte sich umsonst, während sie schneller und

ſchneller dahineilte: Ich darf nicht an ihn denken. Was ich Riedinger antworte, das iſt das Wichtigſte — die Entſcheidung meines Lebens — und ſchrumpft doch immer wieder zuſammen und verfliegt und wird zu nichts ... und etwas anderes ſteht da ... etwas, was nicht iſt und nicht ſein ſollte ... und beherrſcht mein Wollen und mein Empfinden und macht mich wehrlos, daß ich nicht mehr weiß, wohin das führt ... was aus mir wird ...

Sie hatte die Wölbung des Klingentors hinter ſich, die Berge begannen, die Ruhe des Waldes umfing ſie.

Einmal kam ſie noch an einer Gruppe veſpernder Arbeiter vorbei — die dünne blaue Rauchſäule eines Reiſigfeuers, darum herum die Männer und Burſchen, etwas abſeits der grünröckige Forſtwart — weiter oben begegneten ihr zwei Bübchen, die ſich mit Bündeln von Leſeholz ſchleppten und ihr, nach Art des Volkes hier ohne Gruß, ohne „Bitte" und „Danke", das übliche: „Sie! Wieviel Uhr iſt's dann?" entgegenſchrieen, — dann war ſie ganz allein und um ſie das erſte Fließen und Wallen des Nebels, der an ſolch trübem Wintertag die Kuppe des Königſtuhls umbrandete. Bald befand ſie ſich mitten im Grauen und Brauen. Und wie ſie da vor ſich hinſah und aufwärts ſtieg und wieder an die Worte des alten Thiengen dachte, ging ihr ein lang vergeſſener Spruch aus der Kinderzeit, aus der Religionsſtunde im Gymnaſium, durch den Kopf: Was hülfe es mir, wenn ich die ganze Welt gewänne und hätte der Liebe nicht ...

Damals mußte man das auswendig lernen und aufſagen. Wer's nicht konnte, ſaß nach. Jetzt, zwanzig Jahre ſpäter, fing ſie an, es zu begreifen ...

Sie ging weiter, den Blick auf dem bereiften Boden, ein Lächeln um die Lippen — halb leidvoll — das Widerspiel eines dunklen schwermütigen Sehnens: Einfach Weib sein! — Und dadurch Mensch sein! — Und dadurch alles sein ... Da lag ein Geheimnis im letzten Urquell der Dinge. Das löste kein Männerwissen ...

Vor Hedwig, auf dem Boden, lag ein letztes Schneeklümpchen. Das zerstieß sie, stehen bleibend, mit der Fußspitze und sagte sich dabei in tiefer Bitterkeit: So viel ist das alles wert — mein Examen — mein Leben — ich selber — nicht mehr! Und immer hoffnungsloser wurde ihre Stimmung — so allein war man auf der weiten Welt — so allein — und in der Stille hallte das zurück wie der Fall von Tropfen aus tauenden Tannen oder das Pochen einer Axt aus weiter Ferne: so allein ... so allein ... so allein ... Und ihre Gedanken wanderten, während sie umdrehte und wieder nach der Stadt hinabstieg. Denn es begann zu dämmern und wurde ihr doch etwas bang in den weiten, einsamen Wäldern auf halber Höhe des Berges. Morgen um diese Zeit war ihr Schicksal entschieden, wenn Riedinger ihr Jawort hatte. Und das war doch das Natürliche — das einzig Vernünftige — und war doch kein ganzes Wort und also eine Lüge. Es stand nicht das dahinter, was er von ihr erwarten durfte — es hatte sich alles verändert — etwas Unerklärliches lebte in ihr — durch all die Traurigkeit ihrer Seele hindurch ein geheimer sehnsüchtiger Jubel — eine Ahnung — und um sie her, in der Luft, in ihrem Ohr ein Singen und Klingen wie von Geisterstimmen — ein leises Lachen: Wart

nur ein Weilchen! Da kommt auch deine Zeit ... da grünet Mariä Roſenkranz ...

Sie hatte eine Biegung des Waldes umſchritten und blieb plötzlich erſchrocken ſtehen. Von unten her, langſam ausgreifend kam ihr ein Mann entgegen. Und als ſie den noch von ferne, im Zwielicht erblickte, ſchoß es ihr durch den Kopf: Das iſt Helmſtorff.

Und nun hörte ſie ſchon ſeinen Tritt auf dem hartgefrorenen Boden. Er war es wirklich ...

Seine Augen waren gerade auf ſie gerichtet. Er mußte ſie ſchon erkannt haben. Wenn ſie auch einen Schleier trug — ihr Haar verriet ſie ja von weitem. Das glänzte und gleißte wie ein Stück Sonnenlicht durch den trüben Winterabend.

Sie gingen aufeinander zu. Langſam — unaufhaltſam kam ſie zu ihm herunter, ſtieg er zu ihr hinauf. Ein Ausweichen inmitten des Waldes gab es nicht. Ein Stehenbleiben half nichts. Sie hätte nur umdrehen können und vor ihm den Berg emporflüchten und in die Nacht hinein. Daran dachte ſie auch. Aber ſie tat es nicht. Sie ſchritt weiter und weiter.

Und er auch.

Nun waren ſie ſchon dicht beieinander. Wenn er nun ſtehen blieb und zu ihr ſprach? Sie war auf einmal überzeugt, daß er es tun würde. Dann mußte ſie, ohne ihren Fuß zu hemmen, den Weg fortſetzen. Das war ihre Pflicht. Sonſt begann ihre Schuld.

Er war ſchon ganz nahe. Sie ſchaute nicht mehr hin — oder doch — eine Sekunde — in aufflackernder Hoffnung, daß er es am Ende gar nicht wirklich ſei, ſondern irgend ein Fremder, der ihm ähnlich war. Aber

dieſer Bruchteil von Zeit genügte. Als ob ſie dies Geſicht je verkennen könnte ...

Sie blickte auf den Boden — ſie fühlte nur ſeinen Schatten herankommen, an ihr vorbeigehen — ohne Wort, ohne Aufenthalt — nur ein Arm hob ſich zum Gruß nach dem Hut — ſie neigte das Haupt — immer vor ſich, unter ſich, in flüchtigem Ausſchreiten die bereifte Erde des Fußpfades erkennend, und dachte ſich noch: da liegt ein Griffel im Schmutz — den haben die Kinder des Königſtuhlwirts verloren, auf dem Weg zur Schule ...

Aber gleich hinterher ſchoß ein anderer Gedanke: Jetzt ſchaut er dir nach! Er iſt ſtehen geblieben und ſchaut dir nach — ganz dicht hinter dir — und will, daß du auch ſtehen bleibſt ...

Und ſie fühlte: Wenn er mich anruft, dann bleib' ich auch ſtehen. Da hilft nichts. Da wende ich den Kopf zu ihm und muß das ...

Und da klang ſeine Stimme, wenige Schritte nur entfernt und in ihrem hellen, weichen Ton ganz wie gewöhnlich: „Ach ... Fräulein Solitander ..."

Sie machte halt und blickte ihn an — nun, da die Entſcheidung gefallen, plötzlich ruhig geworden. Es ſchien ihr auf einmal gar nicht mehr ſo etwas Beſonderes — dieſe Begegnung zwiſchen zwei Menſchen, die ſich auf einem Spaziergang trafen ...

Aber dieſe beiden Menſchen hatten doch ihr Wort verpfändet, nicht mehr miteinander zu reden, nicht mehr etwas Gemeinſames zu haben. Wie konnte er da nur herankommen und ihr die Hand reichen? Und warum nahm ſie dieſe Hand? Das tat ſie doch — bebend

zwar — genau wissend, daß es nicht recht war — aber es geschah — das war ein Rätsel und es gab keine Erklärung dafür — sie empfand nur: ich tue es eben, weil er es tut. Ich mache es ihm nach. Er ist nun schon der Stärkere von uns beiden! Wenn er sein Wort bricht, was liegt dann noch an meinem?

Noch hatten sie keine Silbe weiter gewechselt. Nun sagte er, während er langsam ihre Rechte losließ: „Glauben Sie ja nicht, Fräulein Solitander, daß das ein Zufall ist. Ich bin hinter Ihnen hergegangen . . ."

Sie erschrak. Unwillkürlich setzte sie sich wieder in Bewegung — talwärts — sie beschleunigte ihre Schritte — aber er hielt sich an ihrer Seite. Um sie schwieg der Winterwald. Und er fuhr fort, so gelassen, als ob er eine beliebige Nichtigkeit erzählte.

„Wie ich unten vor der Universität stand, kam der dicke Wendel — der läuft neuerdings immer vor seinem Kolleg eine Viertelstunde einen bestimmten Weg bergauf und hinterher auch, um mager zu werden — und sagt: ‚Eben hab' ich doch bei meiner Örtelkur rein gedacht, der Stadtwald brennt, so feurig hat's durch die Büsche geleuchtet. Aber es war nur Fräulein Solitander oder vielmehr ihr Haar: sie ging auf den Königstuhl, ganz in Gedanken. Na — den Brand im Hutzelwald kann man sich noch gefallen lassen . . .' Damit lief er in seine Vorlesung . . . und ich bin hier herauf . . ."

„Ja — aber warum denn?" Es war das erste, was Hedwig sprach, gequält und verstört, in wachsender Angst. Sie konnte ihm nicht entgehen. Kein Ausweichen von dem schmalen Pfad war möglich — rechts und

links das ſteile Dickicht. Sie mußten zuſammen hinunter in die dämmernde Stadt.

Und er antwortete ruhig: „Ich ſage Ihnen ja: um Sie zu ſehen und zu ſprechen . . .“

„Aber das ſoll doch nicht ſein . . .“

Er zuckte die Achſeln. „Verſprochen haben wir's freilich — aber wir können es ja doch nicht vermeiden, uns, wenn auch wider Willen, zuweilen zu begegnen . . . in einer ſo kleinen Stadt . . .“

„O doch!“

„Nun — nehmen Sie zum Beiſpiel in acht oder zehn Tagen . . . da iſt das fünfzigjährige Doktorjubiläum des alten Trenkle, meines Schwiegervaters. Da können Sie gar nicht fehlen, wenn Sie ſonſt geſund in Heidelberg herumgehen, wo er ſeit Jahren Ihre Studien geleitet und Sie promoviert hat — und ich als Schwiegerſohn muß erſt recht daſein. Sehen Sie — da macht uns gleich eine Gelegenheit wehrlos gegen unſer Wort . . .“

Nun übermannte ſie der Zorn. Sie blieb ſtehen. „Seien Sie doch wenigſtens ehrlich, Herr von Helmſtorff! Laſſen Sie die Sophiſtik! Die iſt unſer beider unwürdig. Denn wir wiſſen ganz genau, daß es ſich nicht um ſolches äußerliches Beiſammenſein unter vielen Menſchen handelt, ſondern zwiſchen uns allein . . . ſo . . . wie jetzt . . .“

Er lächelte nur, während ſie noch haſtiger als bisher weiterging. „Gut. Seien wir ehrlich! Sie haben ganz recht! Wozu das Komödienſpiel? Sagen wir offen: ich habe mir viel mehr zugemutet, als ich konnte! Ich habe erklärt, ich wollte Sie nicht mehr ſehen, und halte es

doch nicht aus. Also breche ich mein Gelübde. Was bleibt mir denn sonst übrig?"

Es war etwas Unheimliches in seiner Ruhe — das Starre und Stille einer fixen Idee, die das ganze Innere eines aus seiner Lebensbahn geworfenen Menschen beherrschte. Und Hedwig versetzte mühsam: „Dagegen ankämpfen — das sollen Sie . . ."

„Ach . . . kämpfen . . ." Sein Gesicht war immer noch müde, heiter. „Kämpfen . . . Hedwig . . . ich hab' gekämpft — mein Leben lang . . . um taube Nüsse und Katzengold . . . ich hab's Ihnen ja neulich gesagt — das liegt alles hinter mir — vor mir sind nur noch Sie . . . verzeihen Sie . . . das darf ich ja nicht sagen . . . aber ich denke es mir immer wieder . . . immer wieder . . . in so einer Art Traumstimmung, wo einem das dumme, wirkliche Leben da draußen ganz schattenhaft vorkommt — als ob es eigentlich gar nicht vorhanden wäre . . . und nur das wahr ist, was man sich denkt . . ."

„Aber das sollen Sie doch nicht . . . das dürfen Sie doch nicht! Dagegen haben Sie doch Ihre Willenskraft!"

„Ach . . . Willen . . . den hab' ich früher angespannt, der hat mich mein Leben lang gäfft und im Kreis herumgeführt, bis ins aschgraue Nichts hinein . . . das waren meine letzten Jahre . . . eine einzige müde Lüge . . . aus der will und muß ich jetzt heraus . . . durch Sie . . . da kann ich den anderen nicht helfen, die von mir Versprechungen und was weiß ich haben wollen . . ."

„Ja — und das halten Sie für gar kein Unrecht, so Ihr Wort zu brechen?"

„Gewiß ist es ein Unrecht!"

„Und doch tun Sie's?"

„Ich muß doch, Hedwig . . ."

Er sagte das ganz ruhig, mit einem seltsamen Lächeln, weniger um den Mund, als in den Augen. Ihr bangte. Sie schritt immer schneller. Aber es war noch ein weiter Weg bis zur Stadt.

„Und schließlich . . . Unrecht . . ." begann er nach einer Weile. „Das ist auch nur ein Wort! Alles sind nur Worte. Mit denen spielt man. Ich hab's ja auch getan — mein Leben lang. Aber das Tiefste in einem — das bleibt durch Worte unberührt . . . Nennt das, wie ihr wollt! Mir ist's gleich. Ich bin das alles da draußen so müde . . . so müde . . ."

Sie wußte nicht mehr, was sie antworten sollte. Sie war ganz verstört, ganz betäubt. Sie fühlte sich willenlos werden durch seine Nähe. Von der ging ein heißer, lähmender Hauch aus. Schwindel erfaßte sie. Sie schaute um sich. Da war der kühle, abendgraue deutsche Wald. Aber ihr war, als zitterten Irrlichtflämmchen zwischen den kahlen Bäumen und hüpften wie Elmsfeuer von Ast zu Ast und der Boden unter ihren Füßen war warm und der Wind seltsam lau und lockend und in der weichen Luft tanzten glimmende Punkte vor ihren Augen . . .

„Sehen Sie . . . die Sache ist doch die . . ." versetzte er neben ihr nach einer Pause . . . „die Summe der vielen Lügen, die jemand wie ich sein Leben lang gesagt und getan hat — die muß man zum Schluß gegen eine große Wahrheit umtauschen. Damit rettet man seine Seele. Und diese Wahrheit sind Sie! Und

die laſſ' ich mir nicht mehr trüben und von der komm' ich nicht mehr ab . . ."

Es war immer das alte Lied. Kein Entrinnen. Er hielt ſie feſt. Seine Gedanken ſchlangen den gleichen ewigen Kreis um ſie. Aber ſie raffte ſich noch einmal auf und frug mit gepreßter Stimme: „Und wer ſteht Ihnen denn dafür, daß das nicht die letzte und größte Lüge iſt? Sie kennen mich ja gar nicht. Wahrſcheinlich bin ich ganz anders! Das haben Sie ja ſelbſt neulich geſagt . . ."

Er ſchüttelte leiſe den Kopf, als wolle er das abwehren. Und dann antwortete er: „Nein — das glaub' ich nicht. — Es gibt etwas . . . wenn das in einem iſt . . . das kann nicht täuſchen . . . das fühlt man. . . . Aber ſogar, wenn es ſo wäre: Laſſen Sie mir die Lüge! Sie macht mich ſo glücklich! Und Ihnen tut es ja nicht weh . . ."

Sie zuckte zuſammen unter der Selbſtſucht dieſer letzten Worte. Ihr Kopf wurde wieder klar durch einen plötzlichen heißen Zorn, und ſie konnte nicht anders . . . ſie ſagte raſch und heftig: „Das iſt's ja eben! An mich denken Sie gar nicht! Nur an ſich! Was dabei aus mir wird, das iſt Ihnen, ſcheint es, ganz gleich . . ."

Er ſah ſie an, mit einem Erſtaunen auf dem Geſicht, das ihr zeigte, wie wenig er ſie begriff. Das erbitterte ſie noch mehr und ſie fuhr leidenſchaftlich fort, während ſich ihre Augen wider ihren Willen mit Tränen füllten: „Ich bin doch ſchließlich auch ein Menſch! Ich habe doch auch ein Recht darauf, daß man mir meine Ruhe läßt . . . ſtatt daß ich jetzt nicht aus und ein weiß . . . und wie ich denke, es iſt vorüber, da be-

ginnen Sie aufs neue und stürzen mich wieder in solche Angst und Not und ..."

„Ich?" Er ließ den Blick nicht von ihr. Ein eigentümlicher, forschender Zweifel lag darin. „Ich kann Ihnen doch nichts sein und bedeuten — das ist doch nicht möglich ... ich habe auch nie daran gedacht ..."

In seinen Augen war eine Frage wach geworden ... noch ungläubig ... nur ahnend ... Sie nahm alle Kraft zusammen, um sich nicht zu verraten, und versetzte mit trockener Kehle: „Das kann Sie doch wirklich nicht wundern, Herr von Helmstorff, daß ich so spreche! Ich hab' so ruhig und gleichmäßig dahingelebt ... ganz still bei meinem Vater, mit meinen Studien — da auf einmal sind Sie in mein Leben eingedrungen ... ich weiß doch natürlich wenig von der Welt — das war, als zöge man einen Schleier von den Dingen, ... so Neues und Beängstigendes haben Sie mir auf einmal enthüllt ..."

„Habe ich denn etwas von Ihnen gewollt? Oder will ich jetzt etwas von Ihnen? Nein — nur anhören sollen Sie mich ..."

„Ja eben — was Sie da sagten ... Sie sind doch nicht der erste beste! Sie sind doch ein Mann, der ... das muß doch auf Einen Eindruck machen, wenn man in dessen Leben, sei's auch ohne Wollen und Wissen, derart eingegriffen hat ... und sich dabei schuldig vorkommt und es doch nicht ist ... ich war ganz in Verzweiflung diese letzte Zeit — ganz betäubt bin ich herumgegangen und hab' mich immer nur gefragt: Wie ist das möglich? — und daß ich für Sie und mich keine Erklärung fand, das hat mich immer nur noch unglücklicher gemacht ... mitten in etwas anderem ... der

wichtigſten Lebensfrage, die überhaupt an mich herantreten kann und die ich in dieſen Tagen beantworten muß. Und gerade da, wo alles für mich auf inneren Frieden und Sammlung ankommt, und meine ganze Zukunft davon abhängt, da werfen Sie mir alles durcheinander, daß ich nicht mehr aus und ein weiß, ſondern am liebſten nur daſitzen und weinen möchte —! Und dann, nachdem Sie das alles getan und mich ganz auseinandergebracht haben, dann ſagen Sie auch noch zum Troſt: ‚Nun — Ihnen tut's ja nicht weh!‘ Das klingt faſt wie Hohn! Und den hab' ich wahrhaftig nicht verdient, Herr von Helmſtorff . . .“

Nie, ſeit ſie ihn kannte, hatte ſie ſo lange mit ihm geſprochen. Er hatte ſie ſchweigend angeſchaut und die Betroffenheit wich nicht von ſeinen Zügen. Die wurden immer ſeltſamer . . . wiſſender . . . das große Geheimnis drängte ſich zwiſchen ſie . . . es teilte ſich auch ihm mit . . . ſie glaubte das zu fühlen und hatte doch kein Wort davon geſagt und zitterte doch nachträglich vor Schrecken, daß ſie ſich verraten haben könnte. . . .

Als ob es nicht auch ein Ahnen gäbe. Das lag jetzt deutlich in dem Beben ſeiner Stimme, während er halblaut ſagte: „Hedwig . . . weiß Gott . . . das hab' ich nicht gewußt . . . verzeihen Sie mir . . .“

Sie ſchwieg. Sie hatte genug zu tun, um ihre Tränen zu beherrſchen, daß nicht auch die ſie noch verrieten, und er fuhr fort: „Wenn ich das bei Ihnen gedacht hätte — aber Sie waren ja ſo ruhig . . . ich hab' wirklich nur an mich gedacht . . . daß das auch bei Ihnen ſolch einen Eindruck hervorrufen würde . . . nochmals . . . verzeihen Sie mir . . .“

Er hatte mit einem raſchen Griff ihre Linke erfaßt. Die wollte er drücken. Da überkam ſie ein Schrecken. Nur jetzt nicht von ihm berührt werden! ... Er hatte ſo ſchon alle Macht über ſie. Sie riß ſich los. Sie ſprang bis an die Böſchung des Fußpfads zurück. Dort ſtand ſie, angſtvoll, mit großen Augen. Und er frug immer noch betroffen: „Wollen Sie mir nicht die Hand geben?"

„Nein ... nein ..."

„Zum Zeichen nur, daß Sie mir nicht zürnen ..."

„Nein!"

Sie ſtieß es hervor und ihre Blicke trafen ſich, wie die zweier Feinde. Aber ſie hielt ſeinen nicht aus. Sie ſchaute zu Boden. Sie hätte aufweinen mögen in ihrer Hilfloſigkeit vor ihm. Aber er nutzte die nicht aus. Er ſagte nur nach einer Weile mit ſeltſam veränderter Stimme: „Kommen Sie — wir wollen weitergehen — es wird dunkel ..."

Und ſie gingen. Wie bislang ſchritten ſie nebeneinander her. Äußerlich hatte ſich nichts zwiſchen ihnen verändert. Aber ſie ſprachen beide kein Wort mehr, nachdem ſie die ganze Zeit ſo heftig geſtritten.

Die Dämmerung um ſie wurde raſch ſtärker und zur halben Nacht. Der Wald zu beiden Seiten verſchwand im Grauen, Weſenloſen, aus dem nur dunkle Schattentürme von Edeltannen und Lärchen und blattloſen Eichen ſich undeutlich hoben, und von der Stadt unten war noch nichts zu ſehen. Die lag unter ihrer Nebeldecke. Man ſchritt in das Unbeſtimmte hinein — in das Nichts — und in Hedwig war immer nur die eine bange Frage: Haſt du dich verraten? Weiß er nun zuviel von dir? — das, was er nie wiſſen darf?

Sie konnte es nicht ergründen, denn Helmſtorff blieb ſtumm. Das war vielleicht das Schweigen der Erkenntnis ... oder war er nur verſtimmt, weil ſie ihm ihre Hand entzogen hatte? Sie konnte ja nicht einmal ſein Geſicht mehr ſehen, ſo finſter war es geworden. Wie ein Schatten, wie ein Fremder ging er neben ihr her, und dieſe mildernde, leiſe Nacht um ſie gab ihr etwas mehr Ruhe. Sie fühlte ſich darin geborgen, vor ihm geſchützt — und doch wieder in ſeinem Schutz, mitten in dem einſamen Wald, und glücklich darin und doch voll von Angſt, ſo bald wie nur möglich von ihm wegzukommen — ein Widerſtreit von Stimmungen, bei dem ihr die Tränen der Hilfloſigkeit und Haltloſigkeit über die Wangen rannen. Jetzt konnte ſie ja weinen. Es ſah es keiner.

Aber nun blinkte von hinten ein Lichtſtrahl auf. Das Funkeln einer kleinen Blendlaterne, die ein paar Knaben in der Hand trugen. Sie drängten ſich haſtig vorbei, auf ihrem Rückweg von ihrem Räuber- oder Indianerſpiel in den Bergen. Der eine von ihnen zog im Lauf ſeine Mütze. Dann waren ſie in kurzem außer Hör- und Sehweite.

Und Hedwig bezwang ſich und frug mühſam, um das Schweigen zwiſchen ihnen zu brechen: „Wer war denn das?“

„... Ich weiß nicht. Wahrſcheinlich irgend ein Schulfreund von meinem Sohn!“

Das waren gleichgültige Worte, und doch ſchien ihr ein Unterton mitzuklingen: Wozu die Verſtellung? Wir ſind ja allein in der Nacht. Und meine Seele iſt bei der deinen, wie du bei mir ... jetzt weiß ich es ja ...

Sie konnte nicht weiterreden. Er tat es auch nicht. Sie eilten dahin, so rasch es ging, als fürchtete sich einer vor dem anderen.

Noch einmal lachte und kreischte ein Käuzchen herausfordernd aus dem Dickicht durch das Rauschen eines unsichtbaren Wildwassers, daß Hedwig erschrocken zusammenfuhr, dann öffnete sich der Wald, es blinkte zwischen seinen letzten Stämmen von hellen Lichtern überall durch den Nebel und tönte von gellendem Peitschengeknall — da lag die Stadt und ohne Verabredung blieben die beiden an der letzten, noch ganz dunklen Tannenecke stehen. Weiter durften sie nicht zusammen gehen — niemand durfte sie nebeneinander erblicken. Sie hatten ja ihr Wort verpfändet und gebrochen.

Dies schlechte Gewissen — diese Angst vor den Menschen und vor sich selber — das war wie ein Sündenfall. Es war eine Erkenntnis über ihnen: Sie hatten beide ihre Seelen hüllenlos geschaut ...

Nun raffte Hedwig ihre ganze Kraft zusammen und sagte, so ruhig und bestimmt sie konnte: „Das war das Letzte, Herr von Helmstorff! Und wird sich nie wiederholen! Ich bitte Sie, machen Sie keinen Versuch mehr, in meine Nähe zu gelangen. Es ist alles umsonst ...“

Er trat auf sie zu, aber sie wich sofort um einen Schritt zurück, während er murmelte: „Ich glaube, Hedwig — gerade jetzt haben wir uns viel zu sagen —“

„Wir haben uns gar nichts mehr zu sagen — nie mehr!“

„Aber dann wenigstens zu schreiben ...“

„Ich sende den Brief ungelesen zurück ...“

Er verstummte und sie setzte mit gepreßter Stimme

hinzu: „Seien Sie doch ein Mann! Laſſen Sie ſich doch nicht von mir beſchämen! Und denken Sie nicht nur an ſich, ſondern auch ein wenig an mich. Haben Sie doch ein wenig Mitleid mit mir. Es kann ja doch nicht ſein ... es darf nicht ſein ... Leben Sie wohl ..."

Sie eilte von ihm fort, in die Stadt hinein. Und durch deren Licht und Lärm und Leben ſchritt ſie jetzt und wußte nicht, wie ihr geſchah — wohin ſie wollte — ſie wandelte wie im Traum, immer noch mit ihrem eigentlichen Sein da oben am Berg, bei ihm, im Schrecken über ſich ſelbſt, daß ſie ſich ſo vor ihm hatte verraten können. Denn das hatte ſie. Sie fühlte es jetzt deutlich und ging, ſtarr vor ſich hinſchauend, mit großen Augen, von Grauen vor der Zukunft erſtarrt, weiter und weiter, ganz planlos, ohne auf die Menſchen zu achten, bis einer der die Fußſteige füllenden, mit ſchlenkernden Armen aus dem Taglohn heimkehrenden Arbeitsburſchen, dem ſie nicht raſch genug auswich, ſie mit einer ungefügen Schulterbewegung zur Seite ſtieß. Da merkte ſie erſt wieder, daß ſie in Heidelberg war und durch Zufall ganz nahe der Hauptſtraße und dem väterlichen Hauſe, und eilte dem zu und hatte, als ſie es erreichte, nur die eine Angſt, es möge ſie wie gewöhnlich irgend jemand im Treppenhaus oder Flur anſprechen. Aber heute ſtörte ſie niemand. Unangefochten ſtand ſie oben in ihrem Zimmer und ſchaute, ohne Licht zu machen, ohne erſt Hut und Mantel abzulegen, hinaus in die Nacht. Die war ſtill und dunkel. Hier oben ſah man kaum einen Widerſchein der Straßenhelle und weiter hinaus, in die Ferne, ſchloß das undurchdringliche Schwarz der Rheinebene alles ab.

Sie machte die Augen zu und träumte in Fieber und Not. Die Nacht vor den Lidern beruhigte ſie allmählich. Und da war ihr, als ſtände da draußen, weit draußen, mitten in der dunklen Rheinebene eine Flamme ... eine mächtige, tiefrote Flamme ... größer als alles, was ſie je geſchaut. Kein Windhauch bewegte die rieſige Feuerſäule. Sie ruhte ſtill in ſich ... und ihre Spitze ſtieg über die Erde hinaus und berührte die Sterne ...

IX

Gryphius Solitander rüstete sich am nächsten Vormittag zu einem mehrtägigen Ausflug, wie er deren in seiner Wanderlust trotz seiner achtzig Jahre noch zuweilen unternahm. Er wollte nach Miltenberg am Main, diesem verlorenen Stückchen Alt-Nürnberg zwischen Odenwald und Spessart, und hatte den alten Evangelist von Thiengen eingeladen, ihn zu begleiten und in der gräflich erbachschen Kirche zu Michelstadt nach den hundertsiebzig angeketteten Folianten zu fahnden, die einst der Sechspfründner Niklas Matz zu Speier dorthin gestiftet und nach denen der kleine Hauptmann im Interesse seiner kirchengeschichtlichen Studien schon lange eine stille Sehnsucht hegte.

Des Freundes harrend saß der greise Achtundvierziger am Frühstückstisch seiner Tochter gegenüber. Es fiel sogar ihm auf, wie blaß und wortkarg, angstvoll in sich versonnen, bei jedem lauten Wort, jeder Störung zusammenzuckend sie heute war. Warum — das wußte er nicht. Er wußte ja überhaupt so wenig von ihr. Das war neben ihm aufgewachsen und vom Kind zum Menschen geworden und still ins Leben hinausgeschritten und in kühler Arbeit einem selbstgewählten Ziel entgegen, ohne ihn unnötig viel zu fragen, ohne Vertrauen zu verlangen und zu geben. Er war eben zu alt dazu. Zu sehr vom

Leben geschüttelt und gebrochen. Da, wo es sich um Enttäuschungen und Ermattung vor dem Schicksal handelte — da fand er noch am leichtesten den Weg zu ihr, so wie neulich. Aber jetzt war sie gar nicht müde — im Gegenteil — wie voll von einem stillen Fieber — ein Leuchten in ihren Augen, eine unbestimmte Unruhe auf den feinen Zügen. Und er frug sie endlich: „Was hast du denn, Hedwig?"

„Angst."

Weiter antwortete sie nichts, sondern schaute wieder sonderbar, plötzlich halb lächelnd, vor sich hin.

„Angst? Wovor denn?"

„Ach . . .! Vor allem, was geschehen kann . . . am Ende wär' es viel besser, man lebte gar nicht, sondern wäre schon wieder tot. . . ."

„Das kommt auch einmal!" meinte der alte Solitander beschwichtigend und fuhr ihr dabei mit der Hand über das leuchtende Haar. Er hielt das für einen Trost, in seiner ruhigen Greisenstimmung, und war froh, daß der Hauptmann von Kapernaum, wie er ihn zuweilen nannte, kam, um ihn abzuholen.

Und natürlich tippte, noch während sie aufbrachen, Evangelist von Thiengen mit einer Gebärde des Abscheus auf die umgehängte Botaniertrommel seines langbeinigen Gefährten und erklärte zum tausendstenmal, er könne diese krankhafte Sucht nach Wasserkäfern und Kellerasseln nicht billigen, und erhielt wieder zur Antwort, ein lebendiger Tausendfuß sei zehnmal interessanter als ein mumifizierter Bischof und irgend eine verhutzelte Äbtissin, von deren Grabsteinen in den Kirchen er, Evangelist, erfahrungsgemäß nie wegzubringen sei,

und sie waren auf der Treppe stehen geblieben und hatten, ihre Köfferchen in der Hand, erbittert zu streiten begonnen, bis die Baas ihnen unwirsch von oben zurief: „Wann Sie noch lang bawwele, no fährt der Zug ohne Ihne ab!"

Da waren sie gegangen und Hedwig allein. Es war ihr als eine Erlösung erschienen, einmal ganz in Ruhe gelassen zu werden, schweigen zu dürfen, und zu träumen ... nein — nicht zu träumen! Das war ja eben die Gefahr. Und jetzt in der Einsamkeit doppelt. Vor der graute ihr jetzt, kaum daß das Haus leer geworden. Da wuchs das alles. Da wehte und zog es mit ihr wie Wolkenflug hinüber in das verbotene Land ... da wurden Dinge wach, an die zu denken schon ein Verbrechen war, und Reue kam hinterher und tiefe Traurigkeit. Und ein Widerwille gegen das, was war — worin sie lebte — ein schattenhaftes, durchsichtiges Leben lebte — ein beinah' gespensterhaftes, durch dessen Adern bisher noch kein Tropfen Herzblut und Leidenschaft geronnen — das war so grau in grau — und mußte doch so sein. Was leuchtete und sengte, das war ja vom Bösen. Sie hatte es ja selbst von sich gewehrt ... gestern abend ...

Und heute erwartete Riedinger ihre Antwort, ob sie seine Frau werden wollte. Sie saß da, den Kopf in den Händen, und starrte vor sich hin, lange Zeit. Und endlich hielt sie das nicht mehr aus. Die Unruhe trieb sie aus ihren vier Wänden. Sie ging hinunter auf die Straße und unten am Fluß entlang über die neue Brücke und weiter, die Stadt schon im Rücken, gen Westen.

Glatt und flach wie eine Tenne, unendlich weit lag vor ihr die Rheinebene. In die wanderte sie hinein,

immer längs des Fluſſes auf dem holprigen, von der letzten Überſchwemmung her noch mit ſchlüpfrigem Schlamm überzogenen Pflaſter des Leinpfades. Ein Gutes hatte dieſer einſame Weg: Hier draußen war man ſicher, keinen Menſchen zu treffen — und am wenigſten Helmſtorff. Nie verirrten ſich die Heidelberger in das Plattland vor der Stadt. Sie blieben im Flußtal, zwiſchen den Höhen, in ihrem von der Schloßruine gekrönten Winkel der Romantik.

Aber eben darum machte es faſt einen unheimlichen Eindruck, wenn man ſich auf einmal aus der Bergenge heraus mitten in der ſchrankenloſen Ebene befand. Man war ſo ganz frei und allein — allein ringsum — die Trauer der Verlaſſenheit überkam einen ... die wurde immer ſtärker in Hedwig, während ſie ihren Weg am Neckar fortſetzte. Sie war wie in einer fremden Welt, einſam mit ſich und ihrer Angſt, die hier, in der Weite, nur noch wuchs. Selbſt der alte Vertraute ſeit Kindheitstagen, der ehrwürdige Neckar, ſchien ihr hier ganz ſonderbar und verändert, zwiſchen ſeinen flachen, öden Ufern, mit ſeinem ungeſtümen, lehmgelben Schwall der Frühlingswellen, auf denen allerhand Geſträuch und Gehölz aus dem Odenwald dem Rhein entgegentrieb. Sein Rauſchen beängſtigte ſie ... alles umher ... aus allem klang nur ihr eigenes Bangen zurück ...

Und ein Sehnen, doch irgendwo auf der Welt einen Ort zu finden, wo man geborgen war ... wo man die Augen ſchließen konnte und tief aufatmen und denken: Es iſt vorbei! Frieden bei einem Menſchen, der ſtark genug war, ſie zu ſchützen, auch vor ſich ſelbſt ... gerade vor ſich ſelbſt ...

Ihr Vater? Es zuckte nur bitter um ihre Lippen. Darüber dachte sie nicht weiter nach. Der sprach, wenn sie ihm ihr Herz erschloß, doch nach kurzem wieder von irgend einem Käfer, den er am Katzenbuckel oder Melibokus gefangen. Sie hatte keine Mutter — keine Geschwister. Die Freundinnen — die zählten nicht mit — ihre Lehrer auch nicht — eigentlich war sie doch entsetzlich verlassen in dieser Welt. Es blieb ihr immer und immer nur der eine ...

Wenn sie an Hermann Riedinger dachte und die Antwort, die sie ihm heute schuldig war, dann war das jetzt wie ein starkes Heimweh — nicht Liebe — das wahrhaftig nicht — aber tiefste Hoffnung und Vertrauen auf die Ruhe, die von ihm ausging. Die mußte dann doch kommen, wenn alles entschieden war — das war dann doch ihre Pflicht — und selbst wenn sie anfangs noch schwach war — er war ja dann da — er hielt sie ... er tröstete sie ...

Das war die Erlösung. Das war das Schicksal, das ihr bestimmt war. Das hatte ja eigentlich immer Hermann Riedinger geheißen. Er war ja immer in ihrem Leben gewesen. Und nun mündeten ihrer beider Wege, die so lange nebeneinander gegangen, eben in einen zusammen. Freilich — sie verlor dabei ihr Eigenstes, das sie selbst noch nicht kannte, nur ahnte. Aber das war zugleich auch ihr Gefährlichstes. Vor dessen Aufflammen hatte sie ja solche Furcht. Die jagte sie ja hier heraus in Feld und Flur ...

Und nun wurde sie allmählich ruhiger. Sie wandte sich um und schritt nach der Stadt zurück, in der Hermann Riedinger war. Die lockte sie jetzt mit ihren

Vorstadtgassen und Schornsteinen und ihrem Villenkranz am Berge wie ein schützender Hafen. Und rascher, als sie hinausgegangen, durchmaß sie den Weg vom Fluß bis zum Haus. Und dabei kam wieder die Mutlosigkeit. Sie durfte doch nicht ihm ja sagen! Das war schlecht von ihr. Das hatte er nicht um sie verdient. Er liebte sie doch, aus tiefem Herzen, in seiner ruhigen, harten Art — er war wahr und offen — er liebte keine andere — während sie ... sie beschleunigte ihre Schritte, als könne sie so sich selber entrinnen ... das wollte sie sich nicht eingestehen ... das wollte sie nicht zu Ende denken ... das sollte ruhen und schlafen ... wehe, wenn es einmal ganz erwachte! ... Sie mußte beinahe lachen, in all ihrer Verzweiflung, welch Schrecken dann die ehrwürdigen Philisterperücken hier schütteln würde, daß der Staub flog, und die Muhmen- und Basenkränzchen im Busch wie einen Schwarm gescheuchter Spatzen aufstören, wenn sie, die kühle, wissensernste Hedwig Solitander, einmal wurde, was sie wirklich war. Und wenn das in ihr zitterte wie jetzt, dann gab es keine Klarheit im Denken mehr ... dann war das wie ein lachender, rosenroter Rausch ... ein wahnsinniger Übermut, einmal eine Kraftprobe mit sich und dem Schicksal zu machen und die Welt zu sprengen und wenn sie darüber jammerten, nur zu sagen: „Ach was ... ich bin ich ..."

Dann war das vorbei und sie stieg still und blaß und ein wenig müde wie sonst die Treppe hinauf und niemand im Hause merkte ihr etwas an. Auch die Baas nicht, mit der sie jetzt allein in der großen Wohnung hauste. Die Alte hatte ihr schon das Mittagessen

gerichtet und Hedwig saß einsam und ohne Hunger am Tisch und nahm zuweilen zerstreut einen Bissen und starrte dann wieder vor sich hin, auf den leeren Platz ihr gegenüber.

Dort saß sonst ihr Vater. Sie dachte sich: Wenn jetzt Riedinger dasäße ... und dachte weiter: — dann wären wir Mann und Frau — und dachte zu Ende: — und alles wäre gut! Und eine feste Schranke zwischen mir und dem, was mir Besinnung und Stolz und Ehre rauben will ...

Dabei fiel ihr Blick auf ein weißes, verschlossenes Kuvert. Das lag da neben ihr auf dem Tisch. Es war keine Aufschrift darauf. Die Baas mußte es vorhin, als sie das Rindfleisch auftrug, zusammen mit der Zeitung hingelegt haben. Und von einer plötzlichen Angst ergriffen sprang Hedwig auf. Ihr graute vor diesem gefalteten Papier. Sie rief mit schwankender Stimme hinaus in die Küche: „Baas ... wer hat Ihr denn den Brief gegeben? Ist der an mich?“ Und von hinten tönte es zurück: „Ich war net da, Fräule Hedwig! ... Die Monatsfrau hot's angenommen, wie ich uff'm Markt war.“

Die Baas brummelte nach ihrer Gewohnheit noch allerhand Unverständliches hinterher und klapperte mit den Schüsseln. Hedwig schloß die Türe und trat wieder vor den Brief und schaute ihn an. Vielleicht war es irgend etwas ganz Gleichgültiges — ein Zettelchen einer Studentin mit der Bitte, ihr dies oder jenes Buch zu leihen — derlei kam jeden Tag. Aufmachen mußte man es jedenfalls ...

Sie streckte den Arm darnach aus und wußte ganz

genau: das hat Helmstorff geschrieben — und öffnete den Umschlag, und war gar nicht erschrocken, als wirklich sein Name unten stand, nur ganz starr, im Zwang des Schicksals, und sie las: „Ich habe gestern nichts mehr gesprochen, Hedwig. — Es war zu viel Neues in mir — Übermächtiges, das ich auf einmal deutlich fühlte — von Ihnen zu mir — und seitdem immer mehr und mehr — und das ich in mir zurückhielt — aus Angst, Sie von mir zu schrecken — Sie von meiner Seite weg in die Nacht zu verlieren, indem ich Sie erriet. Habe ich Sie erraten? Etwas in mir lacht ja und ja — so unfaßbar mir gestern um diese Zeit noch dies namenlose Glück, diese plötzliche Erleuchtung meines Lebens erschienen wäre. Ist es so, dann Hedwig: gönnen Sie mir eine neue Zusammenkunft — bald — in diesen Tagen, ehe wir uns unter Menschen, beim Jubiläum meines Schwiegervaters, wiedertreffen. Menschen — liegt Ihnen nicht auch jetzt in dem Wort ein Klang wie Hohn? Es gibt nur zwei Menschen auf der Welt. Das sind wir beide. Die wollen ihr Glück. Die müssen es finden!"

Hedwig ballte den Brief langsam, mit starren Zügen, zusammen. Der Knäuel brannte ihr in der Hand wie Feuer. Und als sie die Ofentüre aufmachte und ihn hineinwarf, da schlug nicht da innen die kleine Flamme auf, sondern in ihr die große, die blutrot leuchtende, unbeweglich bis zu den Sternen reichende, die sie gestern des Nachts in der Rheinebene draußen als Merkmal der Zukunft gesehen . . .

Und plötzlich flüchtete sie erschrocken aus dem Zimmer — in nachträglichem Grauen vor dem längst in Asche

zerfallenen Stück Papier. In dem war Gift gewesen — Gift für Denken und Wollen — lähmend — entnervend — man tat schließlich was man mußte — man konnte nicht anders und ließ sich weiter und weiter, Zoll für Zoll, Schritt um Schritt in die Gefahr hineinlocken — und durfte doch nicht. Wie sollte das denn werden? Er war ja doch verheiratet. Seine Kinder wuchsen heran. Seine Frau stand ihm zur Seite. Die Kollegen beobachteten sein Tun und Lassen. Die Studenten saßen zu seinen Füßen. Die Öffentlichkeit schaute von überallher auf ihn. Es mußte einen fürchterlichen, einen tödlichen Zusammenstoß zwischen seinem äußeren und seinem inneren Menschen geben, wenn das so weiterging. Und ihm schien das ganz gleich ... ganz gleich. Und ihr auch, soweit es sie betraf. Das war das Grauenhafte darin — und doch auch wieder das Große ...

Schweratmend stand sie im Nebengemach und achtete gar nicht auf die Baas, die drinnen abräumte und brummelnd meinte, da wäre bald ein Kanarienvogel tapferer beim Essen als das Fräulein Hedwig, und die kaum berührten Speisen wegtrug. Hedwig war froh, wieder allein zu sein, niemanden zur Gesellschaft als die Toten an den Wänden, die Solitander von einst, deren Geschlechter einander in diesen großen, jetzt leeren Räumen sich abgelöst und mit dem letzten Seufzer zur Ruhe gelegt hatten. Drüben in der uralten Familienbibel, auf den vordersten Blättern des Schweinslederbandes, waren sie verzeichnet, all die Solitander, die als Prediger und kurfürstliche Kammerräte und Syndici und Vizedome unter dem Zepter des Pfälzer Löwen gelebt — ganz zuvorderst Aneas Solitander, der Urahne des

Geſchlechts. Der hatte das Ehe- und Totenbuch begonnen — „im zehnten Jahr nach der Verſtöhrung unſerer lieben Stadt Heydelberg durch die wälſchen Schalksknechte", wie er zu Anfang ſeufzend geſchrieben und dahinter den Spruch Hiobs: „Weil er das Fleiſch an ſich trägt, muß er Schmerzen haben — und weil ſeine Seele noch bei ihm iſt, muß er Leid tragen!" Und er ſelbſt, der ehrwürdige eloquentiae et historiae professor ordinarius an der Univerſität, wußte wohl, warum er das ſchrieb. Er hatte, nach der noch wohlerhaltenen Familienlegende, ein junges Weib gehabt, Salome, die Tochter des Noé la Born, eines geflüchteten Hugenotten. Über die hatte der Böſe Macht gewonnen. Sie ging mit einem jungen Geſellen bei Nacht und Nebel davon. „War ein Bäck und Krantzwürth auf der Pfaffengaß," hieß es in der Chronik, „und hat man nie nichts mehr von ihr vernommen. Gott ſey ihr gnädig."

Und eine unbekannte Frauenhand hatte zürnend daneben gekritzelt: „Wußte von jeher nichts als Coquettieren, Goinfrerie und Prophanitäten, Lachen, Schmünke, Mouches und Augenbraunenmalen . . ."

Es gab kein Bild der Salome la Born, keine Beſchreibung ihrer Züge, ihres Weſens. Man kannte nur ihr Schickſal — das heiße Blut der Picardie, das ihr zum Verderben gereicht. Und dies Blut wirkte durch ihre Kinder in der Familie weiter. Es rannen Tropfen davon auch in ihren, Hedwig Solitanders, Adern, und jeder Tropfen hatte ſeine Macht und verband Totes und Lebendes, Vergangenheit und Gegenwart, und zwängte den Menſchen in ſein Schickſal — und Hedwig dachte ſich: Nichts vergeht. Alles kehrt wieder. Am Ende

bin ich ſelbſt die Salome la Born — oder ein Teil von ihr — das, was ihr Fluch war ... Die hat auch den Abgrund vor ſich geſehen und iſt mit offenen Augen hineingeſprungen. Weil in ihr die Flamme wach war, die große Flamme ... Am Ende mach' ich es auch ſo und heißt's von mir nach hundert Jahren auch nur: Gott ſei ihr gnädig! Und wer Menſchen kennt und darum Menſchen verzeiht, der denkt ſich wohl hinzu: Sie hat eben müſſen — die Arme ...

Weil niemand ſie hielt. Weil kein ſtarker Freundesarm da war. So mochte es der Salome gegangen ſein. Ihre Enkelin hatte es beſſer. Dort drüben, um die Ecke, war der Freund. Dort wohnte Hermann Riedinger und war jetzt eben daheim, ganz nahe bei ihr. Denn um dieſe Zeit begann ſeine Sprechſtunde. Er wartete nur auf einen Wink von ihr. Dann war ſie geborgen für immer.

Und immer hatte ſie Reue, wenn ſie daran dachte — den Vorwurf: ich verrate ihn! Dann ſtand ſie wieder ratlos am Fenſter und ſtarrte hinaus und die Angſt ſchnürte ihr das Herz zuſammen.

Unten auf der Gaſſe war Lärm. Das Käthchen Butterweck holte ſich ihre paar Sachen aus dem Vaterhaus. Der Schloſſer Schilling, ihr Bräutigam, trug die heraus, viel Volk ſah zu und ſchrie und am meiſten Käthchen ſelbſt und ihre Eltern. „O ... halt die Goſch' und ſei net ſo raubauzig, du Plapperlies!" klagte der ſchläfrige kleine Meiſter weinerlich, mit naſſen Augen, und die Madam' Butterweck heulte geradezu: „Ha — du g'ſcheits Hinkel — willſcht du beſſer wiſſe, was ſich gehört, wie bei' Vatter und Mutter!" Und zu

den Umstehenden fuhr sie fort: „Dees erlebt m'r jetzt bei sei' Kinnern! Das Käthche war sonscht so e guts Ding! Awwer seit der Schilling do is, badd' rei' gar nix mehr bei selleri Krott!"

Der Schlosser aber meinte lachend: „Platz da! Das Käthche ist volljährig! Die darf weg! Und im Frühjahr is Hochzeit in Mann'em!" Damit schob er, von seiner Liebsten gefolgt, das Kinderwägelchen mit den paar Sachen die Kapuzinergasse entlang und schimpfte noch unterwegs auf den schwarzbebrillten Chauffeur des eben heranrollenden schneeweißen Automobils, in dem ein Haufen bunte Mützen schimmerten: „Weg mit dem Schtink-Kaschte, sag' ich! Wann du die unnütze Borsch' in ihre Faschtnachtskappe schon 'rumkutschiere mußt, so fahr naus in den Wald! Do könnt ihr die Hase melke, ihr Schoten!"

Der Lärm verlor sich allmählich, die Nachbarschaft verlief sich, unter einem halb staunenden, halb mißbilligenden: „Jetzt so e Krischer!" und „Guck emol das Käthche!", die alten Butterwecks trotteten weinend in das Lädchen zurück und Hedwig dachte sich oben: Das Käthchen — das kleine dumme Ding, hatte recht. Die folgte in ihrem winzigen Daseinskreis dem Mann, der ihr Schicksal war, so blindlings und unbeirrt, aus einem Drang der Natur, wie der Herbstvogel gen Süden fliegt — er weiß nicht, wohin — aber er muß! Und dies Muß — das hieß eben Leben und Sterben und alles — vielleicht auch bei ihr, bei der Patriziertochter da oben, bei Hedwig Solitander . . .

Da war das Bangen wieder — doppelt quälend in der langen Flucht menschenleerer Gemächer, aus deren

verſchnörkelten Urväterwinkeln und Dämmerecken das Abendgrau heraus und in ihre Seele kroch, Bangen vor allem — vor den toten Augenpaaren an den Wänden, die ſie, wo ſie ging und ſtand, forſchend zu verfolgen ſchienen — vor dem Krachen einer Diele im Vorflur — vor ihrem eigenen Bild im Spiegel — dem blaſſen Kopf, in deſſen, vom Rotgold des Haares gekrönten feinen und mädchenhaften Zügen ſie umſonſt etwas ſuchte, was an die arme Salome la Born erinnern konnte ... und doch ... ganz da hinten ... tief innen ... da wohnte etwas ...? da leuchtete etwas ... Sie kannte ſich ja ſo wenig. Jetzt wurde das alles erſt wach! Jetzt fing ſie an, ſich zu erleben!

Sie dachte ſich: Nun bekommt Helmſtorff keine Antwort von mir. Dann ſchreibt er einen zweiten Brief, einen dritten. Erhält er die ungeleſen zurück, ſo verſucht er mir auf der Straße zu begegnen. Gehe ich da an ihm vorbei, ſo trifft er mich am dritten Ort, unter Menſchen, wo ich ihm nicht ausweichen kann. Er wird immer daſein ... immer vor mir ſtehen ... mir nachfolgen ... zu mir kommen ... ſie zuckte zuſammen: Wenn er ſie nun in ſeiner Ungeduld und Unruhe hier aufſuchte? Heute noch? Jetzt gleich? Er war ja ſchon einmal um dieſe Zeit der ſinkenden Dämmerung erſchienen! Vielleicht wußte er, daß ihr Vater verreiſt war. Er belauerte ja immer ihr Haus. Die Baas war weg, auf Einkäufe, die beiden Studentinnen nebenan im Kolleg ... es war niemand da ... und jeden Augenblick konnte die Klingel tönen ...

Sie wußte kaum mehr, was ſie tat, ſo haſtig ſetzte ſie den Hut auf und rannte den Flur entlang und die Treppen

hinab und blieb erst vor dem Hause stehen und schaute um sich und schöpfte Luft. Wohin sollte sie nun? Es fiel ihr ein, daß sie Helmstorff auf der Straße erst recht begegnen könnte. Er konnte überall sein. Überall war die Gefahr und machte sie schon ganz blind und verwirrt und betäubt. Es dämmerte schon stark. Jetzt bog er um die Ecke ... nein ... noch nicht ... aber jetzt ... gewiß war er schon ganz nahe ... sie hätte laut aufweinen mögen, vor all den Menschen, und wußte sich keinen Rat. Oder nur den einen: So als ob es sein müßte, eilte sie die Gasse entlang — in die Nebenstraße hinein, bis zu einem Hause mit dem nagelneuen Schild: „Professor Doktor Hermann Riedinger. Sprechstunde von 3 bis 5." Wenn sie sich da hinsetzte und harrte, bis die letzten Patienten weg waren, dann war sie einstweilen geborgen. Und dann ...

Darüber dachte sie nicht weiter nach. Denn da stand sie schon an der Glastüre des Flurs und zog die Klingel und die Dienerin öffnete und erkannte sie und führte sie in das Wartezimmer. Es hatte drin nicht so viel Leute wie sonst — meinte sie dabei flüsternd — denn es würde niemand mehr vorgelassen — in einer halben Stunde käme das Automobil — der Herr Professor müsse hinaus nach Schwetzingen. Dort sei ein reicher Hopfenjud' arg krank geworden.

In dem kleinen Raum, in dessen eine Sofaecke Hedwig sich scheu hineindrückte, war nur noch eine Gesellschaft vom Lande — ein Kassenarzt, der Patient und seine Frau, alle drei in großer Angst vor Riedingers berühmter Grobheit, und der junge Doktor ermahnte noch einmal halblaut seine Begleiterin: „Babbeln Sie

ihm nur nicht dazwiſchen, wenn er redd', Frau Stürzacker, ſonſt wird der Mann noch wüſchter! Ich kenn' ihn!"

In dieſem Moment erſchien Riedinger auf der Schwelle. Ein raſcher Blick fuhr zu Hedwig hinüber — ein freudiges Erkennen glitt über ſeine Züge — ein Glück, das ſie eine Sekunde, aus der Tiefe der ſonſt ſo kühlen und ſpöttiſchen Augen heraus, förmlich verklärte — dann ſchwand das — der Ernſt war wieder da, Hedwig nicht mehr vorhanden und er der Arzt in der Sprechſtunde, der das Unglückshäuflein vom Lande mit einem kurzen: „Bitte!" in ſein Allerheiligſtes hineinließ.

Hedwig war allein. Sie ſah wieder Riedingers Antlitz vor ſich, dieſen plötzlichen Sonnenſtrahl, dieſe freudige Überraſchung. Er hatte für heute auf einen Brief von ihr gehofft, vielleicht auf eine Beſtellung, daß ſie ihn daheim erwarte. Aber daß ſie nun ſelbſt kam — zu ihm — natürlich — das konnte er ſich ja nur in einem Sinne deuten. Eigentlich war ihr Schickſal ſchon entſchieden — eben dadurch, daß ſie hier ſaß, in dem trüben Gasgeflacker der verbrauchten Luft, zwiſchen den Bänden „Fliegender Blätter", den Bäder- und Sanatoriumsproſpekten ſeines Wartezimmers. Das hieß: Ich habe dir etwas zu ſagen — und etwas Gutes — ſonſt wär' ich doch nicht da . . .!

Und wieder aufſpringen und weggehen konnte ſie doch nicht. Das wollte ſie auch gar nicht. Sie war viel zu matt dazu. Und viel zu ſehr hier im Frieden. Es war, als flüſterten ihr all die gleichgültigen Dinge dieſes alltäglichen Gemachs zu: Hier iſt deine Heimat! Hier ſollſt du bleiben! — und ſie legte die Hände in

den Schoß und ſtarrte vor ſich hin, unfähig, ſich zu regen, voll Sehnſucht nach einem fremden Willen, der ſie ſchirmen ſollte.

Es dauerte nicht lange, bis die drei von nebenan wieder erſchienen, ſichtlich getröſtet, und Riedinger rief über ſie hinweg Hedwig ein ruhiges: „So — bitte ſchön!“ zu, noch im gewöhnlichen Ton. Denn es ſtand drinnen noch eine Krankenſchweſter, Papiere und Zeugniſſe in der Hand. Die nahm er ihr ab und las ſie ſtirnrunzelnd durch und ſagte dabei zur Seite: „Verzeihe, Hedwig — aber es drängt — ich **muß** in den nächſten Tagen Erſatz haben, für die Schweſter Demut ...“

„Die will fort? — Ja warum denn?“

Er zuckte die Achſeln und blätterte weiter in den Bogen. „Fräulein von Behla belieben eben ihres Berufs überdrüſſig zu ſein. Man hat genug Krankenpflegerin und Heilige geſpielt! Nun mal was anderes! Ich hab' dieſer Madonna nie getraut!“

Damit gab er die Zeugniſſe zurück und ſagte raſch: „Na — 's iſt gut. Alſo morgen früh um neun Uhr in der Klinik!“ — und die blaſſe Perſon ihm gegenüber, die nichts von Demut von Behlas träumeriſcher Schönheit an ſich hatte, empfahl ſich kaum hörbar und glitt aus dem Zimmer. Die beiden waren allein — erſt jetzt eigentlich recht beiſammen.

Sie ſchauten ſich an — er mit einem glücklichen, forſchenden Lächeln, ſie bang, hilfeflehend — dann ergriff er ihre Rechte und ſagte gedämpft, ſo weich und warm, wie ſie es nie von ihm gehört, nur das eine: „Hedwig ... meine Hedwig ...“

Da wurde es ihr zu viel! Sie ſank auf einen Stuhl nieder und bedeckte das Geſicht mit den Händen und die Not und Spannung der letzten Stunden und Tage löſte ſich plötzlich in einem verzweifelten Weinkrampf auf, der ihren ganzen Körper erſchütterte, der ihr die Tränen blindlings in kindiſcher Hilfloſigkeit über die Wangen rieſeln ließ, der ihre Stimme in Schluchzen erſtickte, daß ſie auf die Fragen, mit denen er ſich, die Hand auf ihre Schulter legend, zu ihrem Ohr niederbeugte, gar nicht zu antworten vermochte. Sie verſtand ſie anfangs nicht einmal, in dieſem Sturm, der ſie durchſchütterte — erſt allmählich begriff ſie ſeine Worte — die ganz alltäglichen und einfachen und jetzt in ſeinem Munde doch ſo liebreichen Worte: „Aber Hedwig, was haſt du denn nur? Warum weinſt du denn ſo?“ — und nun konnte ſie nicht anders und ſtieß ſchuldbewußt und reuevoll das heraus, was ihr die ganze Zeit auf der Seele laſtete, was zwiſchen ihr und der Ruhe bei ihm ſtand: „Ich lieb' dich doch nicht ſo, wie du meinſt! — Wie du's verdienſt! Ich hab' dich ſchon lieb ... ſehr ... aber anders ...“

Einen Augenblick war es ſtill. Dann frug Hermann Riedinger ganz ruhig: „Iſt das das, was du mir neulich nicht ſagen wollteſt?“

Sie nickte nur in ihren Tränen, ohne aufzuſchauen: „Ja, ja.“

„Und doch kommſt du zu mir, Hedwig?“

Da faßte ſie ſeine Hand — hilfeflehend — verzweifelt — ganz blind vor Angſt: „Stoße mich nicht von dir ... bitte ... bitte ... ſei gut ... ſei mein Freund ... ich brauche dich ſo ... mehr als irgend einer in der Welt — nur Liebe ... ich muß dir das doch offen ſagen, Her-

mann ... ich bin dir das ſchuldig ... es iſt etwas anderes ... ich kann es nicht ſo nennen ... ich flüchte mich eben zu dir ... ich denke immer, da bin ich geborgen ... da hab' ich es ſo gut wie nirgends ſonſt ..."

Er ließ ihre Rechte in der ſeinen. Sie hörte ſeine Stimme: „Alſo vertrauſt du mir doch?"

„Wie keinem Menſchen auf der Welt ..."

Sie ſchaute gläubig zu ihm auf und erſchrak und ſenkte wieder die naſſen Wimpern. In ſeinen Augen, die auf ihr ruhten, war Güte und Ernſt, aber auch das Prüfende, Durchdringende, das ſie kannte. Das ſah, wie ſonſt durch den Körper hindurch, nun in die Seele hinein. Da gab es kein Geheimnis. Erraten konnte er es ja nicht — aber er ahnte es.

„Nun ſage mir eines, Hedwig ...", begann er langſam. Da hob ſie die Hände abwehrend auf, flehend — und bat nur leiſe: „Frag mich nicht weiter, wenn du mich lieb haſt ..."

Er ging im Zimmer auf und ab. Schweigend. Es war eine lange Pauſe. Unten harrte ſchon das Automobil, das ihn nach Schwetzingen bringen ſollte, und die Haushälterin hatte, den Kopf durch den Türſpalt ſteckend und von ihm ungeduldig abgewehrt, deſſen Ankunft gemeldet. Nun blieb er wieder vor Hedwig ſtehen und ſagte ruhig: „Gut! ich werde dich nichts weiter fragen. Ich vertraue dir unbedingt, wie du mir! Und ich vertraue mir ſelbſt, daß ich ſtark genug bin und meine Liebe ſtark genug iſt, daß du ganz mein wirſt — über das hinweg, was vielleicht noch dazwiſchen ſteht — ich denke, Hedwig, ſo ſollten wir miteinander unſer Leben verſuchen, als zwei treue Kameraden, von denen einer dem andern

hilft. Und ich vor allem jetzt dir, bis auch bei dir die rechte Liebe da ist. Sie wird schon kommen, mit der Zeit, das weiß ich, weil ich dich kenne. Wir kennen uns ja beide so genau, viel besser als sonst Leute, die sich heiraten, von frühester Jugend an — siehst du, das ist meine Hoffnung — das ist meine Gewähr für die Zukunft trotz alledem — darum bringe ich dir den höchsten Beweis von Liebe: ich frage dich nach nichts, was jetzt ist — ich bitte dich nur: laß mir deine Hand, wie ich sie jetzt halte . . ."

Sie konnte nicht antworten. Sie konnte nur weinen. Aber sie zog ihre Rechte nicht aus der seinen heraus und fühlte deren kräftigen, beinahe harten Druck, und erwiderte den schwach . . . hilfesuchend . . . dankbar. Da hob er sie zu sich empor und sie küßten sich — anders, als sonst gelegentlich früher einmal in Übermut und Freundschaft und ihre Augen waren halbgeschlossen, während sie an seiner Brust lag und tief, tief aufatmete aus Herzensgrund, wie ein Mensch, der in letzter Minute noch dem Verderben entronnen. Sie schwiegen beide. Worte schienen ihnen jetzt etwas, was sie eher trennen als noch näher verbinden konnte. Es gab auch gar keine rechten Worte mehr dafür — es war bei Hedwig ein Ineinanderfließen all der Stimmungen, wenn ein Mensch nicht mehr allein auf der Welt ist. Wenn das nicht Liebe war — ob man es da Dankbarkeit hieß oder Freundschaft oder wie sonst — am Ende blieb es sich gleich: Man war im Hafen! Die Seele fand ihre Ruh! . . .

Da tönte schrilles Telephongeklingel aus dem Apparat an der Wand. Hermann Riedinger machte sich frei. Sein

Gesicht veränderte sich. Es wurde müde. Der Ausdruck des vielgesuchten, bei Tag und Nacht geplagten Arztes legte sich darüber. Er nahm das Hörrohr und rief dann ärgerlich in den Fernsprecher: „Herrgott — ja — Kollege! Ich komm' ja schon! Ich fahre eben ab! Man ist ja schon rein nicht mehr Mensch! Schluß!" Und dann nahm er noch einmal Hedwigs Hand in seine beiden und sagte seltsam lächelnd, gar nicht so ironisch, wie sonst: „Du siehst ja, Hedwig, wie's geht! Unser keiner lebt sich selber, — wie's in der Schrift heißt. Ich muß jetzt nach Schwetzingen! Der Hopfenhändler ist wirklich todkrank! Aber nachher komm' ich noch auf ein, zwei Stunden zu dir hinauf zum Tee! Dann sprechen wir uns erst gründlich aus und begreifen erst recht, was mit uns geschehen ist — nicht wahr, meine Hedwig?"

Nun zum erstenmal hielt sie seinen Blick voll aus. „Ja . . . bitte, komm!" sagte sie leise. Da beugte er sich noch einmal und küßte sie auf die Stirne — nicht auf den Mund — und sie schauerte leicht zusammen unter seinen Lippen. Das war ihr wie eine Weihe, wie eine Sühnung. Nun war die Vergangenheit tot. Sie begleitete ihn hinaus zum Automobil. Um das standen Leute und gafften. Sie konnten sich nur noch eben einmal die Hände schütteln, dann fuhr er hinaus in die Nacht und Hedwig eilte ihrem Heim zu, anders, als sie gekommen, mit raschem, festem Schritt.

Und mit ebensolchen Federzügen schrieb sie gleich darauf oben in ihrem Zimmer den letzten Brief:

„Sehr geehrter Herr von Helmstorff!

„Ihre Vermutung, daß in meinem Leben in letzter Zeit sich eine große Wendung vorbereitet hat, ist ganz

richtig. Ich habe mich heute mit meinem Jugendfreund, Professor Dr. Riedinger, verlobt und hoffe an seiner Seite all die Ruhe und das Glück zu finden, das ich suche. Mit Dank für Ihre Teilnahme bin ich Ihre ergebene Hedwig Solitander."

Sie verschloß das Schreiben und trug es selbst zum Briefkasten in der Kapuzinergasse. Und als es in dem verschwunden war und sie den Weg zurückging, da war ihr so leicht ums Herz wie schon lange nicht. Nun war es geschehen. Nun fing das neue Leben an, an Hermann Riedingers Seite. Und unwillkürlich emporschauend, zum Himmel hinauf, gelobte sie sich in überströmender Dankbarkeit: Ich will ihm alles sein, was ich nur vermag! Und will ihn lieben — wenn auch noch nicht mit dem Herzen — so doch aus voller Seele und aus ganzem Gemüt . . .

X

Im Getümmel des Heidelberger Hauptbahnhofs ſtand Hedwig Solitander und wartete auf ihren Vater, der dieſen Nachmittag von ſeinem Ausflug zurückkehren ſollte. Und da lief auch ſchon der Odenwaldzug ein und aus einem mit Landwirten und Waſchweibern vollgeſtopften Abteil dritter Klaſſe entwickelten ſich zuerſt ein paar dünne Beine, dann der ganze lange Gryphius Solitander bis hinauf zu dem kleinen weißen mageren Greiſenkopf, und hinter ihm erſchien der Hauptmann Evangeliſt von Thiengen.

Der alte Freiſchärler ſah ſeine Tochter erſtaunt an. Solche Zärtlichkeiten wie Abholen von der Bahn waren ſonſt zwiſchen ihnen nicht üblich. Aber da ſagte ſie auch ſchon, ſeine zur Begrüßung ausgeſtreckte Hand feſthaltend, raſch und ſo, als ob es eigentlich gar nichts Beſonderes wäre: „Papa — ich wollte es dir zuerſt mitteilen — ehe es irgend ſonſt jemand erfährt — auch Riedingers Eltern wiſſen es noch nicht . . . ich habe mich mit ihm verlobt — vor drei Tagen — gleich nachdem du weg warſt.“

Gryphius Solitander war nichts weniger als erſtaunt. Er hatte ſich das immer ſo im ſtillen gedacht und für das einzig Nützliche und Vernünftige gehalten. Aber er beſann ſich, was er dem Augenblick ſchuldig

war, und beugte ſich nieder, um Hedwig ſeinen Vaterkuß zu geben, und ſagte dann, ſich die Hände reibend: „So ... ſo! Na — endlich! Das iſt ſchön! das iſt gut! ... alſo ... werdet glücklich, liebe Kinder!“ Und der alte Thiengen ergriff auch Hedwigs Rechte und ſagte leiſe: „Gottes Segen! ... Gottes Segen!“ Seine guten alten Augen waren dabei feucht. Dem kam's von Herzen. Hedwig fühlte das. Für Gryphius Solitander war die Sache eigentlich mit Hedwigs Mitteilung und ſeinem Glückwunſch abgetan. Aber er begriff, daß man davon doch noch weiter reden müſſe, während ſie dem Bahnhofsausgang zuſchritten, und frug: „Wie iſt das denn nun eigentlich ſo ſchnell gekommen, Hedwig?“

Seine Tochter mußte beinahe lachen. „Schnell? Wir haben uns doch, weiß Gott, Zeit genug gelaſſen, Papa! Jahre und Jahre ...“

„Ja — aber nun habt ihr euch doch auf einmal ausgeſprochen ... da wart ihr wohl viel beiſammen dieſe letzten Tage?“

„Wann er konnte — mit ſeinen ewigen Patienten! Die Abende immer!“

„Und ſeid Ihr ſchon über alles einig für die Zukunft?“

„Ja — natürlich, Papa!“ Sie ſagte das ganz ruhig. Dabei fing ſie einen Seitenblick des alten Thiengen auf und verſtummte plötzlich. Der hatte ſie ſo ſtillbeſorgt angeſchaut, gerade als könnte er Gedanken leſen. Und es wußte es doch keiner, daß es zwiſchen ihr und Hermann Riedinger in den jetzt verfloſſenen Tagen nicht eben vorwärts gegangen war — daß, mochten ſie es auch voreinander verhehlen und vor ſich ſelber nicht

wahr haben wollen, doch immer etwas unsichtbar zwischen ihnen stand — das Geheimnis, nach dem er nicht frug und von dem sie nicht sprach ...

Ihr Vater fing inzwischen mit großer Lebhaftigkeit von einem wunderlichen Dorfschulmeisterlein zu erzählen an, den er im „Riesen", dem uralten, seit vielen Jahrhunderten schon von Kaisern und Großen des Heiligen Reiches besuchten Gasthaus zu Miltenberg getroffen, ein rechter Eigenbrötler wie er und Freund alles Gewürms und Käferwesens, aber Hedwig unterbrach ihn und sagte, auf dem Platz vor dem Bahnhof stehen bleibend: „Verzeihe, Papa ... ich möchte da rechts hinein ... zu Hermann ... in die Klinik! Wir haben es ausgemacht, damit wir uns wenigstens einen Augenblick heute sehen ..."

Ihr Vater war es zufrieden und zog mit seinem Freunde die Anlagen hinab weiter. Beide waren wieder einmal böse aufeinander, vom letzten Tag ihrer Wanderschaft durch den Odenwald her, wo der alte Achtundvierziger an der Landstraße bei Eberbach vor dem Denkstein zweier dort umgekommener Freischärler feierlich sein weißes Haupt im Frühlingswind entblößt, der Hauptmann aber ostentativ die Achseln gezuckt hatte, während er verstockt, als ein rechter Scherge der Reaktion, abseits stand. Seitdem verkehrten sie nur mit knappen Worten und zürnenden Blicken und das konnte wohl noch bis zum Abend dauern ...

Hedwig war inzwischen bis zu der Klinik geschritten. Aber zu ihrer Enttäuschung meldete ihr der Pförtner, daß Riedinger zu einem schweren Patienten berufen worden sei. Es war immer das alte Lied: seine Zeit

und sein Leben gehörte nicht ihm und nicht denen, die sein waren, sondern den Fremden, den Kranken. Für die war er auf der Welt, alles andere kam nur nebenbei und später.

Sie stand traurig da und beschloß dann wenigstens bei dieser Gelegenheit der Freiin von Behla lebewohl zu sagen, die ja in diesen Tagen ihre Schwesterstelle hier aufgab. Weswegen eigentlich? Vielleicht wollte sie heiraten. Aber das sah der schönen Demut eigentlich nicht ähnlich. Sie, die sonst wenig sprach und nie von sich, hatte einmal ganz unvermutet und mit einem gleichgültigen Ausdruck auf ihren klassischen Zügen geäußert, sie gefiele sich selber viel zu wenig, als daß sie Lust haben könne, sich noch drei- oder viermal in verkleinerter Ausgabe vor sich her durch die Welt laufen zu sehen. Das würde doch nur traurig enden mit diesen Geschöpfchen. Die täten ihr jetzt schon leid! . . .

Da erschien sie und führte Hedwig in ihr Stübchen. In dem hing nach wie vor das große Kruzifix und standen das schmale eiserne Feldbett und die übrigen einfachen Geräte des Schwesternzimmers auf ihrem alten Platz. Aber dazwischen lagen ihre Habseligkeiten wirr durcheinander und gähnte ein großer Koffer und deutete alles auf eine plötzliche, fast überstürzte Abreise.

Sie setzten sich und Hedwig sagte: „Ich wollte Ihnen noch glückliche Reise wünschen, Schwester Demut!"

„Das ist lieb von Ihnen! Übrigens — ich wäre auch noch zu Ihnen gekommen."

Es war ein kurzes Schweigen, dann frug Hedwig: „Wo gehen Sie denn jetzt hin?"

„Zu meinen Eltern zurück!"

„Und was machen Sie denn da?"

„Alles, was man gegen's Sterben tut: Essen, Trinken, Schlafen . . ."

„Aber das allein kann Sie doch unmöglich befriedigen . . ."

„Gott — mich hat noch nie etwas befriedigt im Leben!"

Hedwig getraute sich nicht weiter zu fragen und sah zu Boden. Ein Haufen Zeug lag da durcheinander — Briefe — Schuhe — ein Päckchen Zigaretten — und dann eine Photographie — die stellte eine zierliche Mädchengestalt in Frack und schwarzen Kniehöschen dar, ein Sektglas in der Rechten . . .

„Was ist denn das?" sagte sie erstaunt.

„Der Prinz Orlofsky aus der ‚Fledermaus'."

„Aber das sind ja Sie!"

„Ja — ich hab' die Rolle oft gespielt!"

„Ja, waren Sie denn bei der Bühne?"

„Früher mal!" erwiderte Demut von Behla gleichgültig.

„O — das wußte ich ja gar nicht."

„Nachher habe ich auch noch einmal eine Konzerttournee gemacht bis nach Rumänien — einmal war ich auch schon als Reisebegleiterin einer alten Dame in Ägypten . . ."

„Da haben Sie aber schon viel erlebt . . ."

„Noch mehr als das!" sagte die Freiin von Behla. „Aber wissen Sie, Fräulein Solitander, ich komme immer mehr dahinter: das Leben — wenigstens bei uns Frauenzimmern — ist vielleicht viel merkwürdiger gerade durch das, was in ihm *nicht* passiert ist . . ."

„Das verstehe ich nicht ganz!"

Die schöne Schwester zuckte die Achseln. „Langweilig ist das Leben," sagte sie ins Leere hinein. „Sie haben's gut! Sie haben studiert. Da bin ich zu dumm dazu! faul bin ich! ganz anders wie ihr alle! Ihr habt alle so methodische Gehirne! Ich möchte nur wissen, wie weit ihr damit kommt! ich fürchte: auch nicht weiter als die andern. Schließlich heiratet ihr doch!"

„Ja, warum nicht?" sagte Hedwig ruhig.

Demut sah sie erstaunt an. Da setzte sie hinzu: „Was mich betrifft — ich habe mich gerade dieser Tage mit Riedinger verlobt."

Es war das zweite Mal heute, daß sie dieses Geständnis machte — und ebenso wie ihr Vater zeigte auch Demut von Behla keine Überraschung. Etwas blaß wurde sie plötzlich. Dann drückte sie Hedwig glückwünschend die Hand und lächelte seltsam. „Endlich!" sagte sie und es fiel der andern beinahe schmerzhaft ein, wie oft sie dies: „Endlich!" wohl in nächster Zeit noch würde hören müssen. „Endlich! Aber Sie haben recht! Sie haben überhaupt immer recht, Fräulein Solitander! Ich beneide Sie um Ihren Charakter! ich wollte, ich wäre so kühl und gelassen und wüßte so genau im Leben, was ich wollte, wie Sie ... immer den Weg geradeaus, ohne rechts und links zu schauen ... von einer Station zur andern ... jetzt das Doktorexamen ... jetzt die Ehe ... bis man alles hat, was man braucht — so gut wird's uns armen Kindern der Welt niemals ..."

„Es wird schon auch einmal zu Ihnen der Rechte kommen ..."

„Nein!" Die Freiin von Behla schüttelte den Kopf und

lächelte wieder, mit einem eigentümlichen Leuchten in den Augen. „Aber das weiß ich: wenn er gekommen wäre — ich wäre nicht so still und vernünftig gewesen wie ihr alle! Ich hätte ihn erlebt! Ich hätte mein Herz nicht so ängstlich geschont! — und ihn auch nicht ... mit vollen Händen hätte ich gegeben und genommen und ... ach ... das ist ja alles Unsinn!" Sie änderte plötzlich ihre Stimme in den gewöhnlichen Ton und sagte müde, indem sie aufstand: „Also nochmals herzlichsten Glückwunsch. Und verzeihen Sie mir, bitte — ich muß jetzt weg, die neue Schwester einführen! ... und wir beide sehen uns jetzt eben wohl zum letztenmal im Leben! Adieu! ... Lassen Sie es sich gut gehen, Hedwig ..."

Noch ein Händedruck — etwas wie Tränen in ihren letzten Worten — dann war sie aus dem Zimmer hinaus und Hedwig war allein und in ihr die jähe, beinahe schreckensvolle Erkenntnis: Herrgott! die war in Riedinger verliebt! Darum geht sie! ... und ich muß es ihr auch noch selber sagen, daß ich seine Frau werde. ... Sie stand eine Weile ganz benommen in dem Durcheinander des kleinen Schwesternstübchens mit seiner Orlofsky-Photographie am Boden und dem Kruzifix an der Wand. Endlich drehte auch sie sich zur Türe und ging hinaus, der Altstadt zu. Überall grüßten sie jetzt, wo gegen Mittag die großen Vorlesungen begannen oder schlossen, auf den Anlagen die Leute — meist Studenten, mit denen sie im Hörsaal und Seminar zusammengesessen, auch ein, zwei Professoren von ihren früheren Lehrern. Ein paar begegnende Damen gratulierten ihr nachträglich zum Doktorexamen. Und

sie dankte und wußte doch kaum, was sie tat. Sie war mit ihrer Seele fern und sann und sann im Gehen. Über Demut von Behla. Und über sich. Manchmal schien ihr, als wären sie beide ganz eins. Als wären überhaupt alle Menschen eins und auf dem Grunde ihrer Seelen immer dieselbe unheimliche Gewalt. Die war in jener und sie liebte Hermann Riedinger und floh vor ihm — die war in ihr und ließ sie nicht von Helmstorff loskommen. Und in den dunklen Augen der Schwester Demut las sie sich selbst — die Neue — die noch Verborgene — zum Irren Bereite ... da war das verräterische Feuer, da war Glut von ihrer Glut: Die Arme ausbreiten und den Mann erleben, bis zu Ende, unbekümmert, was hinterdrein kam — und da war die Bedrängnis wieder, die sie mühsam, mit äußerster Willenskraft, in diesen Tagen gedämpft und die sich jetzt von neuem lichterloh entzündet, daß alles wieder wie früher war ... ein einziger heller Flammenschein ... überall, wohin sie sah.

In der Stadt läuteten die Mittagsglocken. Die Schläge dröhnten ihr in den Ohren. Die mahnten: Du bist eines andern Braut! verrate ihn nicht ... auch nicht in Gedanken! — und sie ballte die Fäuste im Gehen und sann verstört: mein Handeln steht bei mir — mein Reden auch — aber wie kann ich gegen das ankämpfen, was ich denke ...?

Sie hatte nichts mehr von Helmstorff gesehen, seit sie ihm ihre Verlobung mitgeteilt, sie hatte keinen Brief mehr und keine Botschaft von ihm empfangen. Er war ganz aus ihrem Leben geschwunden. Das mußte er ja nun. Ihm blieb keine Wahl. Aber er war doch

da. Hier in der Stadt, in ihrer Nähe. An jeder Straßenecke konnte sie ihm begegnen. Wenn nicht heute, dann morgen. Einmal führte der Zufall sie gewiß wieder zusammen.

Bisher hatte sie sich nicht so sehr davor gefürchtet. Es war unvermeidlich und mußte überstanden werden, öfter und öfter, bis man sich daran gewöhnte, und diese Selbstbeherrschung war möglich, weil sie ihres Rückhalts an Riedinger sicher war. Jetzt, nach Demuts Worten, merkte sie erst, eine wie geringe Stütze solch ein bißchen Pflichtbewußtsein und Wille und Stolz ihr boten. Das war nur wie eine dünne Wand. Dahinter lohten die Flammen.

Und mit Schrecken dachte sie daran, daß morgen der alte Geheimrat Trenkle sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum feierte. Da mußte sie hin und glückwünschen. Da gab es keine Entschuldigung — außer wenn sie krank war. Aber wer glaubte ihr das? Riedinger am wenigsten, der sie doch täglich und auch mit dem Auge des Arztes sah! Und im Hause des Jubilars war natürlich auch sein Schwiegersohn. Sie mußte ihm die Hand geben — lächeln — leere Worte sagen — ihr Herz krampfte sich zusammen, sie schritt rascher und rascher dahin, den Kopf gesenkt. Da hörte sie hinter sich eine halb atemlose, halb lachende jugendliche Mädchenstimme: „Fräulein Solitander! Fräulein Doktor! Ach Gott — laufen Sie doch nicht so! ich will Ihnen ja bloß guten Tag sagen . . ."

Sie drehte sich um. Der für sein Alter von vierzehn Jahren sehr große und stark entwickelte, aber noch ganz kindliche Backfisch, der da vor ihr stand und ihr

ſtrahlend die Hand hinhielt, das war Helmſtorffs Tochter, die Karlsruher Gymnaſiaſtin. Die Freude, die von ihr von jeher ſtürmiſch bewunderte und als Vorbild verehrte Hedwig Solitander getroffen zu haben, leuchtete aus ihrem rotwangigen, rundlichen Geſicht.

„Guten Tag, Gretchen . . .“ ſagte Hedwig. Sie hatte ein Grauen des Schuldgefühls vor dem harmloſen Geſchöpf. „Wie geht es Ihnen denn? Iſt die Influenza ganz vorüber?“

„Ach ja . . . 's iſt nur die Mama — die verpimpelt einen ſo . . . der Doktor hat auch ſchon gelacht wie ſie meinte, ich ſollte am Ende mit nach Freudenſtadt, um mich noch mehr zu erholen . . .“

„Nach Freudenſtadt? . . . Mit wem denn?“ Hedwig frug ganz mechaniſch, ſie wollte bloß raſch weiter — nach Hauſe.

Gretchen Helmſtorff war ganz erſtaunt. „Mit Papa doch! Wiſſen Sie denn nicht, daß er auf eine Woche weg iſt? . . . er hat doch ſeine Vorleſungen für die Zeit abgeſagt — am ſchwarzen Brett! Ach ſo — Sie gehen ja jetzt natürlich nicht mehr ins Kolleg . . . Ja alſo . . . Papa war auf einmal gräßlich mit den Nerven herunter — ſo vor drei, vier Tagen — und hat ſelbſt gemeint, er müſſe einmal weg — bloß irgendwohin, wo es keine Menſchen gäbe und nichts um ihn . . . na . . . und dann iſt er weggefahren — er hat mir ſchon zwei Anſichtspoſtkarten geſchrieben . . .!“

„Ja — aber wie iſt denn das?“ Hedwig war ganz verwirrt. Und dabei wurde ihr leicht und leichter ums Herz. „Morgen — zur Feier bei Ihrem Großvater — muß er doch zurück ſein . . .“

Die Gymnaſiaſtin verneinte eifrig. „Fräulein Doktor, das wäre doch gerade nichts für ihn! Wegen der Geſchichte und der vielen Unruhe iſt er wohl überhaupt weg — denke ich mir ſo im ſtillen — geſagt hat er's nicht! Wir werden uns ſchon ohne ihn behelfen! So wie Großpapa iſt — Sie kennen ihn doch — wenn der nur einen Haufen nette Damen um ſich hat, dann iſt er ſchon fidel! Sie kommen doch natürlich auch?"

„Ja . . . gewiß, Gretchen! . . . gegen Abend! Zum Fackelzug." Jetzt war Hedwigs Stimme und der Händedruck, mit dem ſie ſich verabſchiedete, feſt. Jetzt drohte die ſchlimmſte Gefahr nicht mehr. Er war nicht da . . .

Alſo ſo hart hatte es ihn getroffen! So jäh, daß er hier nicht mehr hatte ausharren können, wo er ſie wußte! Und doch beruhigte ſie das. Wer ſeinen Schmerz von den Menſchen weg in die Einſamkeit trug, der entſagte. Ebenſo wie ſie. Am Ende wurde noch alles gut. Das ſprach ſie ſich ein und redete ſie ſich zu, während ſie ſchon in die Altſtadt einbog, und in ihr kniſterten und tanzten die Flämmchen und lachten ihr: Nein. Nein. Nein . . .

Sie war, in ihr Sinnen vertieft, weiter die Hauptſtraße hinabgegangen, als ſie wollte. Da war ſchon die graue, hohe Heiliggeiſtkirche mit den mittelalterlichen Kramlädchen zwiſchen ihren Pfeilern und den ſteinernen Spukgeſtalten, den ausfahrenden böſen Geiſtern, hoch oben unter dem Dach, und gegenüber, gerade als ſie ſtehen blieb, ragte das Haus „zum Ritter", das einzige der ganzen Stadt, das der Zerſtörung durch die Franzoſen entgangen, in der überreichen, in rotem Sandſtein gemeißelten Pracht ſeiner Renaiſſancefaſſade empor. Und ganz in der Höhe, hart am Giebel des Hugenottenbaus,

ſchimmerte der Wahlſpruch: Persta invicta, Venus! „Steh unbeſiegt, Liebe!“ Das zitterte in ihr nach, während ſie wieder umdrehte und die Kapuzinergaſſe hinabſchritt. Da oben ſtand's, in Stein gehauen, weithin ſeit vielen Jahrhunderten dem Auge verkündend, was ſie in ihrer Stille und Not ſelber ſchon am beſten wußte, daß die Liebe unbeſiegbar war ... daß ſie immer wiederkam ... daß alles vergebens war ... Flucht und Widerſtand ...

Sie war daheim. Ein lauer Windhauch von Weſten her fuhr durch das offene Fenſter, an dem ſie lehnte, und umfächelte ſie und ſpielte mit den loſen, feurig ſchimmernden Goldſträhnen in ihrem weißen Nacken. Sie atmete ſchwer auf, wie ein Menſch, der ſein Schickſal klar kennt. Aber eine Dämmerſtimmung blieb doch um ſie, alles war verklärt ... Vogelgezwitſcher vor dem Fenſter ... fernes Kinderlachen ... und in der Luft ein Schwingen und Klingen ... ein Singen von Frühlingsſtimmen ... Steh ſtark, Liebe! Werde nicht klein! Verleugne dich nicht! Beuge dich nicht! ... Zeig deine Allmacht im Guten ... und Böſen ...

Und es war Hedwig, als träumte ſie das alles ... die ganze Welt ... das ganze Leben ... und das war gut — denn ſie fürchtete ſich davor ... vor dem, was kam ... grauſam ... unerbittlich ... blindlings vorwärts drängend ... ohne eine Erklärung, warum das ſo ſein mußte. Es war eben da und man ging daran zu Grunde und, die einem vertrauten, auch. Und andere neben einem hatten es beſſer und wußten auch nicht warum ...

XI

„Du haſt doch die Maſern ſchon gehabt, Hedwig?“ frug am nächſten Nachmittag Profeſſor Riedinger und ſteckte dabei nur eben ſeinen Kopf durch die Türſpalte in Hedwigs Zimmer. Und ſie fuhr aus ihren Gedanken auf: „Die Maſern? — ja natürlich ... ſchon als Kind ... Guten Tag, Hermann ... komm doch herein!“

Dabei ging ſie ihm entgegen. Aber er wehrte ihr, indem er eintrat. „Nein — nein — zehn Schritt Diſtanz auf alle Fälle. Ich hab' hier in der Nachbarſchaft ein paar kranke Kinder liegen ... aber ich wollte dir doch raſch wenigſtens Guten Tag ſagen ... ich muß gleich weiter ...“ Er ſetzte ſich an der Türe hin, im Mantel, den Hut in der Hand, und Hedwig blieb, wie er es gewollt hatte, fern ab von ihm ſtehen. Und in der Stimmung, in der ſie ſich befand, war ihr das ein Gleichnis. So wie da durch den Raum, ſo waren ſie auch ſeeliſch voneinander getrennt. Es war etwas dazwiſchen ... eine Krankheit ... ein Fieber ... das wich und wankte nicht ...

Das ahnte er ja wohl. Sie wußte es. Aber äußerlich ließ er ſich nichts anmerken. Da war er ganz unbefangen heiter und gut zu ihr. Seine angeborene Spottluſt und Schärfe, die ſonſt auch ſie nie verſchont hatte, war ganz geſchwunden. Er behandelte ſie ſo liebe-

voll, so still und freundlich, wie man mit einer Patientin umging, die erst allmählich unter pflegenden Händen genesen sollte. Und sie sehnte sich ja selbst so nach Heilung des Herzens. Sie war ihm so dankbar dafür. Das war so recht seine Art — die des Arztes und die des Menschen, daß er nicht forschte: Warum leidest du? — sondern sagte: Du leidest — also will ich versuchen, dir zu helfen! — Und seine Nähe tat ihr so wohl. Seine wortlose, nur einmal durch ein kameradschaftliches Kopfnicken, einen freundlichen Blick bekräftigte Zuversicht, daß noch alles gut werden würde, ging dann auch auf sie über. Sie konnte wieder hoffen. Sie konnte sogar lachen und ganz vergnügt sein, wenn das auch nur Schaum auf der Oberfläche ihres Wesens blieb ... und darunter am Grunde ... schwer, unverrückbar ... lag das Geheimnis ... schwieg das Unsagbare ...

Und während sie über allerhand — immer durch die Breite des Zimmers getrennt — miteinander plauderten und ihre Lippen sich bei seinem trockenen ironischen Bericht über ein Abenteuer mit einem auswärtigen Kollegen — einem Riesenrindvieh, wie er sagte — in flüchtiger Heiterkeit kräuselten, ruhten ihre großen grauen Augen tief ernst auf ihm und es ging ihr durch die Seele: Muß ich es ihm denn aber nicht gestehen — lieber heute noch als morgen? ... verrate ich ihn denn nicht mit jedem gleichgültigen Wort und Lachen? — Ich habe ihm doch nur die halbe Wahrheit gesagt — daß ich ihn nicht so, sondern anders liebe als er mich — die andere Hälfte — das sollte ja für mich keine Wahrheit sein — das wollte ich ja niederkämpfen — aber wenn das stärker ist als ich — bin ich ihm da nicht auch dieses Geständnis schuldig — jetzt noch, zur Stunde ...?

Durch die Zwickergläser drüben schoß ein Blick herüber und begegnete dem ihren. In dem war das eigentümlich Forschende darin, das er sonst an sich hatte — eine stumme Frage: Wann werden wir uns so nahe sein, daß du mir alles sagst? ...

Aber er sprach dabei weiter über dies und das und sah dazwischen mit einer schon beinahe mechanischen Bewegung nach der Uhr, ob er noch nicht in Verspätung sei. Und er saß so weit von ihr, daß sie nicht einmal seine Hand ergreifen konnte, daß sie nicht flüstern durfte, wenn er sie verstehen sollte. Da war eine Beichte unmöglich. Und doch: es drängte sie dazu. In solchen Augenblicken dachte sie gar nicht daran, daß er sie liebte, wie Mann und Frau sich lieben — er war ihr einfach ein Mensch, der sie so gut kannte und es aus treuestem Herzen so gut mit ihr meinte, wie sonst niemand auf der Welt. Und es mußte eine Erlösung sein, seine Seele einmal ausschütten zu dürfen vor einem, der sie bis in den tiefsten Grund verstand — einmal die Last dieses Geheimnisses abschütteln zu dürfen, die ihre Schultern kaum mehr trugen.

„Na — und der alte Trenkle jubiliert heute!" sagte Hermann Riedinger lachend aus seiner Ecke ... „Das wird eine Riesenwirtschaft sein — bei dem alten Sünder! Ich kann nicht hin — ich hab' keine Zeit — ich hör' doch morgen von den Kollegen genug ... warst du schon dort?"

„Nein — noch nicht."

„Aber — du gehst doch hin?"

„Ja — heut' abend!"

„Na — dann grüß' ihn schön von mir!"

Hedwig nickte nur. Sie wollte nicht mehr ſprechen. Dieſe leeren Worte taten ihr weh. Sie dachte ſich: Müſſen wir denn immer Komödie ſpielen im Leben? Ein jeder mit jedem, auch ich mit ihm ... wie mit Helmſtorff — ich, die ich doch von Natur gewiß einfach und aufrichtig bin? Wie bin ich denn da hineingekommen? Iſt denn keine Wahrheit zwiſchen uns Menſchen möglich?

Die Wahrheit lag ihr auf den Lippen — ſie brannte ihr förmlich darauf und wollte hinaus in das Licht und Leben. Aber ſie hatte noch nicht den Mut dazu. Er blieb ja noch. Ehe er ging, fand ſich plötzlich doch noch eine Gelegenheit ... ein raſcher Entſchluß ...

Und Hermann Riedinger erzählte ihr inzwiſchen von einem jungen Studenten, der ſich geſtern totgeſchoſſen. Er war ſchon zu ſpät gekommen. Gerade unter dem bunten Band war die Kugel in das Herz gedrungen. Und der Grund: eine Aufſtellung ſeiner Schulden, die ſeine Mutter nicht zahlen konnte — eine adelige Witwe, die im Winter in Florenz Zimmer vermietete und im Sommer das in Deutſchland ängſtlich verſchwieg.

„Ich habe das Verzeichnis geſehen, Hedwig!" ſagte er. „Es iſt doch eigentlich unglaublich, was hier ſolch einem grünen Jüngling ſinn- und planlos geborgt wird. Bei dem Friſeur täglich ein-, zweimal den Scheitel bis in das Genick ziehen — Droſchken fortwährend, in der kleinen Stadt! — Elfenbein- und Silber-Dedikationen — echter Pelzbeſatz an der Pikeſche — Kinderſchlittſchuhe, um ſie den Renommierhunden auf der Eisbahn unter die Pfoten zu ſchnallen — eingeſchlagene Spiegel in Wirtſchaften — eigentlich wär's zum Lachen,

wenn's nicht so traurig ausgegangen wäre — in diesem Fall . . ."

Er war bei den letzten Worten aufgestanden und knöpfte sich den Mantel zu, um sich zu entfernen. Hedwig hatte ihm gar nicht mehr zugehört. Ihr Herz stand still. Jetzt mußte es geschehen. Jetzt war der letzte Augenblick.

Und plötzlich machte sie hastig, flüchtig, ein paar Schritte auf ihn zu, durch den leeren Raum hin, der sie trennte. Ihre Augen suchten die seinen, um Ernst bittend, Verstehen erflehend — da sah sie seine warnend erhobene Hand und er versetzte, immer noch halb lachend: „Nein — nein — Hedwig — es geht wirklich nicht! Das kann ich nicht verantworten, daß du in meine Nähe kommst! Die bringt Gefahr — wenigstens in der Einbildung! Ich selber glaub' nicht daran! Auf Wiedersehen, Liebste — viel Vergnügen heute abend!"

Er öffnete die Türe. Seine Worte hatten sie zurückgescheucht. Sie stand, ohne sich zu rühren, mitten im Zimmer. Da wurde er aufmerksam und sah sie an. „Nun . . . Hedwig?"

„Was denn?"

„Hast du mir noch was zu sagen? . . . Ich dachte eben . . ."

„Nein — nichts Besonderes."

„Also auf morgen früh!" Er nickte ihr zu und trat auf den Flur hinaus.

Und sie sann hilflos hinter ihm her: Nun geht er wieder zu seinen Patienten. Ist er einmal bei denen, dann verschwindet alles andere für ihn aus der Welt — auch ich. Dann ist auch nicht mehr ein bißchen

seiner Gedanken bei mir. Wie soll ich da im Geiste bei ihm bleiben? Wie soll ich mich wehren und dem entgehen, was mich sucht und versucht — immerzu ...?

Da war es wieder ... im Schwarzwald zur Winterszeit — denn da oben auf den Höhen bei Freudenstadt, da lag wohl noch der Schnee, während hier unten im Neckartal schon die Veilchen blühten — und in dem Schnee standen die hohen, schwarzgrünen, hundertjährigen Tannen — kein Laut — kein Leben war zwischen ihren Säulenstämmen — ganz aus der Ferne höchstens, von freien Halden her, die Stimmen von Skifahrern und Wintergästen — und durch den weißen Wald hin führte ein einsamer Pfad. Den schritt ein einsamer Mann. Selten, daß ihm einmal ein Holzhauer oder Fuhrknecht mit seinem „Grüß Gott" begegnete. Dann dankte er, ohne aufzuschauen, und wußte es kaum und ging weiter und dachte an sie ... nur an sie ... vom Morgen bis zum Abend ... wo er war und blieb ... nur an sie ...

Hier, im Hause des Schwiegervaters warteten die Gäste auf ihn. Menschengewühl, Kerzengeflimmer, Frauenlachen — alles, was früher sein Leben war — alles umsonst. Er war weltflüchtig geworden. Er wollte nichts mehr von Menschen hören und sehen und sprach gewiß auch dort in seiner Einöde mit niemandem und sorgte sich um niemand und dachte nur: Hedwig ... immer nur: Hedwig ...

Und sie dachte an ihn. Und ihr Wunsch ging weiter: wär' ich bei dir! — Und in ihr Erschrecken hinein schämte sie sich bitterlich, daß es schon so weit mit ihr gekommen war. Und sie konnte nicht anders. Es war ein Muß ... und dahinter stand ein zweites Muß, die Pflicht der

Wahrheit gegen Hermann Riedinger — das wurde ihr jetzt ganz klar, während sie ruhelos in dem Zimmer auf- und abschritt, das die Abendschatten tiefer und tiefer in Dunkel hüllten. Morgen vormittag, wenn er wieder kam, erfuhr er von ihr alles. Was er dann tun würde, wußte sie nicht. Nur dessen war sie sicher, er ließ sie nicht im Stich. Ihr Verhältnis zueinander ändert sich — aber ein Freund blieb er ihr — der einzige, den sie auf der Welt hatte ...

Sie wäre am liebsten so sitzen geblieben in der allmählich hereinbrechenden Finsternis ... in dumpfen Träumen — aber das äußere Leben drängte — sie mußte sich fertig machen und zu dem Geheimrat Trenkle glückwünschen gehen und tat es seufzend und todesmatt und hatte, während sie im Abendmantel und Kopftuch durch die Straßen schritt, ein förmliches Grauen vor all den Leuten, die dort sein würden. So wie man die Berührung einer wunden Stelle fürchtet, bebte sie vor deren Lachen und Fragen zurück und wäre am liebsten umgekehrt, als sie die lichterhelle Wohnung des Jubilars, die vorfahrenden Wagen, die ein- und auslaufenden Depeschenboten, die dunkeln Volkshaufen bemerkte, die schon, in Erwartung des akademischen Fackelzuges, überall die Bürgersteige eingesäumt hielten.

Heute waren alle Räume des Trenkleschen Hauses geöffnet, auch die, die sonst menschenverlassen, hinter geschlossenen Vorhängen dämmerten, die Gemächer seiner lange verstorbenen Frau. Die war eine feine, stille Erscheinung gewesen, die gar nicht zu dem gottlosen, alten Cyniker paßte, sehr musikliebend, mit Sinn für Blumen und Pflanzen. Davon zeugte jetzt noch ein

wahrer Hain hoher Stubenpalmen, die sie einst groß-gezogen und gepflegt und in deren Schatten der kleine Geheimrat dastand, glattrasiert, aber wie gewöhnlich mit ein bißchen Schnupftabak an dem Kinn und der in der Zerstreutheit schief gezupften weißen Binde. Er war keineswegs gerührt, nichts weniger als der Greis im Silberhaar, sondern lächelte beim Händeschütteln rechts und links den Herren, soweit sie seine Kollegen waren, sarkastisch-heiter, den Frauen und Mädchen, wenn sie hübsch und jung, äußerst schlau und verständnisinnig, mit einem geheimnisvoll zugekniffenen Augenwinkel zu und flüsterte ihnen Geschichtchen ins Ohr, über die sie lachen und sich entrüsten mußten, und sprach dazwischen mit einem neben ihm stehenden, dunkel-knebelbärtigen Herrn, dem Abgesandten einer italienischen Universität, in fließendem Latein — denn er war noch ein Mann der alten Schule, er beherrschte die Sprache Ciceros wirklich — und öffnete mitten darin eine Depesche nach der anderen und legte sie auf den Tisch, wo abseits von dem allgemeinen Haufen der Glückwünsche, einzeln für sich, die größte Auszeichnung des Tages, das gnädige Handschreiben mit hoher Ordensverleihung des Rector Magnificentissimus, des Großherzogs von Baden, prangte. Der Prorektor der Ruperto-Carola hatte natürlich schon des Vormittags persönlich gratuliert, ebenso der engere Senat, die fünf Dekane, und mit dem Vertreter der fünften Fakultät fast alle Ordinarii und Extraordinarii und mit der venia Legendi geschmückten Privatdozenten und die Assistenten an den vielen Instituten der naturwissenschaftlich-mathematischen Abteilung und ebenso zahlreiche Theologen und Juristen, Mediziner und Philosophen —

der ganze ehrwürdige Körper der Hochſchule war vom Prorektor bis zu den Pedellen hinab in vollem Leben geweſen, wie das ſeit fünfhundert Jahren, ſeit im März 1394 der Pfalzgraf und alle Studioſen in langem Trauerzug ihren erſten Rektor, Marſilius van Inghen, in die Peterskirche zu Grabe geleitet, an frohen und ernſten Tagen am Neckarſtrande Brauch war. Die uralte Wiſſensſtätte ehrte ſich ſelbſt, indem ſie ihre eben lebenden Vertreter ehrte, die Erben der langen Reihe von Männern des Wortes und der Weisheit, die vor ihnen auf demſelben Katheder geſtanden waren und den gläubigen Hörern unten dasſelbe oder das Gegenteil gelehrt hatten.

So — eigentlich unperſönlich — faßte der alte, ſatiriſche Geheimrat Trenkle den ganzen Prunk auf. Er betrachtete dieſen Jubeltag eigentlich nur als ein Gleichnis und ſich als deſſen Opferlamm, dem es eine geziemende Haltung zu bewahren galt. So empfing er die Glückwünſche der Stadt und der Muſeumsgeſellſchaft, die Adreſſe ſeiner früheren Hörer, den Ausſchuß der Studentenſchaft und dankte in wohlgeſetzten Worten einem jeden und nur in den Augen blinzelte zuweilen der Schalk, der die ganze Maskerade durchſchaute und eben daran, daß es eine Maskerade war und die Menſchen ſo nett mit ihren bunten Bänderchen und artigen Wörtlein vor ihm ſpielten, ſein ſtilles Vergnügen hatte, ganz im Geiſt des achtzehnten Jahrhunderts, aus deſſen feiner und heiterer Skepſis ſein eigenſtes Weſen ſtammte.

So ſchlau und gutmütig ſchaute er auch Hedwig ins Geſicht, als ſie ihm ihr Sprüchlein aufſagte und Glück wünſchte wie die anderen, und frug raſch: „Wozu, virgo doctissima?“

„Herrgott, Herr Geheimrat — zu dem Feſttag heute . . ."

„. . . das heißt, daß ich das Leben hinter mir hab'! . . . Das mag die freuen, die ſich auf meine Profeſſur ſpitzen! Ich ſänge lieber heute abend noch mit den Studenten, wenn ſie die Fackeln auf dem Paradeplatz zuſammenwerfen: ‚vivant omnes virgines — maxime formosae' . . . ſolche, wie Sie, Fräulein Doktor Solitander."

Er hatte das abſichtlich laut geſagt, um ſie zu necken. Ein paar Köpfe drehten ſich auch nach ihr herum und lachten — aber dann ſchoben ſich ſchon wieder andere, fremde dazwiſchen, das Gewühl von Menſchen, das die ganze Wohnung erfüllte, war zu groß. Auch der alte Trenkle hörte ſchon wieder, anſcheinend äußerſt ernſt, mit jedem Ohr auf einen anderen Herrn in Frack und weißer Binde, der feierlich auf ihn einſprach, und vertiefte ſich dabei, um ſich die Zeit zu vertreiben, mit den Augen in den Nackenausſchnitt einer blonden Dame vor ihm und Hedwig ſchlüpfte in ein Nebenzimmer, wo etwas mehr Luft und Raum war.

Dort ſtand Doktor Sonja von Lwowa, die ſchöne Ruſſin vom phyſiologiſchen Inſtitut, und ſagte, nachdem ſie kaum ein paar Sätze mit der anderen gewechſelt, in ihrem weichen, immer ſchwermütig klingenden Deutſch: „Wiſſen Sie, was das bedeutet, daß der Profeſſor von Helmſtorff heute nicht hier iſt?"

„Er ſoll verreiſt ſein."

„Ja — ich höre . . . aber wie kommt er dazu — wo doch ſein Schwiegervater das Feſt feiert? Ich begreife nicht. Erklären Sie mir, bitte . . ."

Fräulein von Lwowa gab sich gar keine Mühe, ihre Schwäche für Helmstorff — oder wie sie es weich und schmachtend aussprach: Gelmstorff — zu verhehlen. Die war ja stadtkundig. Sie hatte sich damit abgefunden, wie mit einem unvermeidlichen Naturereignis und verlangte, daß auch die anderen es so harmlos auffaßten. Die mußten schon immer lachen und sie selber lächelte unbefangen mit, wenn die Rede auf ihre stille Liebe kam. Aber Hedwig blieb diesmal ernst und blaß und erwiderte nur kurz: „Ich kann Ihnen wirklich keine Auskunft geben, Fräulein von Lwowa! Ist denn seine Frau da?"

„Gewiß! Haben Sie sie denn noch nicht begrüßt?"

„Ich habe sie noch nicht entdecken können in dem Gedränge."

Was Hedwig da sagte, war nicht ganz wahr. Denn sie hatte noch gar keinen Versuch gemacht, Frau von Helmstorff zu finden und sich ihr zu einem stummen Gruß zu nähern. Einmal mußte es ja sein. Aber es war ihr recht, daß sich der Augenblick von selber noch hinausschob. Er wurde so quälend — für sie beide, die sich vor den Menschen verstellen und einander zulächeln mußten . . .

Da versetzte Doktor Sonja von Lwowa: „Dort drüben im Saal steht sie — da — ja rechts — in der großen Gruppe von Damen! Kommen Sie — wir wollen zu ihr gehen — ich habe ihr auch noch etwas zu sagen — wegen einer russischen Übersetzung für ihren Mann . . ."

Hedwig konnte nichts dagegen erwidern. Ein weiteres Fortbleiben aus Frau von Helmstorffs Nähe wäre

Unhöflichkeit gewesen. Es war ja auch nur eine kurze Formalität. Nachher konnte sie wieder sich unbemerkt aus dem festlich erleuchteten Hause wegstehlen und heim in ihre dunkle Stube — zu ihrer Reue und ihren Tränen.

So ging sie mit der Russin zwischen den Menschengruppen, deren Stimmengewirr sie umschwirrte, hinüber zu der offenen Balkontüre, an der Frau von Helmstorff im Gespräch mit einer weißhaarigen, vornehm aussehenden Matrone stand.

Als sie die junge slavische Physiologin gewahrte, glitt das gewohnte weltläufige und ein bißchen leere Lächeln über ihr offenes, angenehmes Gesicht. Sie begrüßte sie — ganz Dame — mit ihrer liebenswürdigen Sicherheit und wechselte einige gleichgültige Worte mit ihr.

Dabei wandte sie ihr Antlitz auch Hedwig zu. Aber seltsam — sie sah sie nicht — sie beachtete sie nicht — so, als wäre der Raum da leere Luft . . .

Es war so deutlich, daß es den Umstehenden auffallen mußte, umsomehr, als Hedwig schon eine unwillkürliche Bewegung der Begrüßung gemacht hatte. Die blieb unerwidert und Frau von Helmstorff sagte zu der Russin, ohne daß ihre immer noch jugendlichen Züge irgendwie die Glätte der Selbstbeherrschung verloren: „Also schönsten Dank, Fräulein von Lwowa — ich werde meinem Mann schreiben, daß Sie ihm die Uebersetzung der Briefe aus Petersburg so freundlich besorgt haben!"

Und während ihrer Worte schoß es Hedwig durch den Kopf: Sie weiß, daß du neulich doch noch einmal mit ihm auf dem Spaziergang zusammen warst. Sie glaubt, daß du dein Versprechen gebrochen hast — wo

du es doch im Gegenteil gerade gehalten haſt und ihm den Abſchied für immer gegeben . . .

Oder hatte Frau von Helmſtorff ſie wirklich nicht bemerkt? Es war doch möglich! Sie hatte ja ſo viel im Kopf, bei einem ſo großen Empfang — da erkannte ſie unter den hundert und mehr Geſichtern ſchließlich gar nicht mehr, wer gerade vor ihr auftauchte.

Bisher hatten die beiden jungen Doktorinnen ſo dicht nebeneinander geſtanden, daß Fräulein von Lwowa ihre Gefährtin halb verdeckte. Jetzt aber trat die Phyſiologin zurück — es entſtand ein ganz freier Raum zwiſchen Hedwig und Frau von Helmſtorff. Nun mußte es ſich entſcheiden. Hedwig ſah die andere an, ohne noch einmal den Kopf zu beugen — und die ſie. Frau von Helmſtorff muſterte ſie flüchtig von Kopf bis zu Fuß — kühl — teilnahmslos — ohne ein Zeichen des Erkennens — und drehte ſich dann, ohne von ihr irgend Notiz zu nehmen, zu der alten, ganz verdutzt dareinſchauenden Dame, und fuhr lebhaft in dem vorhin unterbrochenen Geſpräch fort: „Ja — wie geſagt, Exzellenz — mit unſeren Reiſeplänen iſt das ſo eine Sache. Sie wiſſen ja, wie mein Mann in Anſpruch genommen iſt — auch außerhalb des Semeſters — aber ſo Gott will, treffen wir uns doch im Frühjahr an der Riviera . . .“

Und Hedwig ſtand da und fühlte nur eines: Augen! Augen, die ſich von hier und dort auf ſie richteten — verſtohlen — aber voll Neugier und Staunen, was da eigentlich geſchehen. Man war ja hier, in der Geſellſchaft, zu gut erzogen — äußerlich glitt ſo etwas wie unbemerkt vorüber. Aber es wiſperte doch von Ohr zu Ohr — es ſickerte durch — einer erzählte halblaut

dem anderen die merkwürdige Geſchichte, daß Frau von Helmſtorff Fräulein Solitander beim Empfang im Hauſe ihres Vaters oſtentativ nicht beachtet habe — und warum wohl? — Morgen erfuhren das auch die, die gar nicht bei dem Feſt zugegen geweſen . . .

Und während Hedwig bisher wie gelähmt geweſen war vor Schrecken und Beſchämung, hatte ſie jetzt nur den jähen Drang, dieſem Feſt zu entfliehen. Sie eilte nach hinten und ſchob die ſchöne Lwowa beiſeite, die ihr in den Weg trat und mit großen Augen frug: „Aber — was war denn das? Was hat denn Frau von Gelmſtorff gegen Sie?“ — und brachte nur ein halblautes „Ach — laſſen Sie mich, bitte!“ hervor.

Sie hatte gehofft, raſch die Treppe hinunter und zu ihrem Mantel und Kopftuch zu kommen. Aber da ſtand der ſchnurrbärtige, in der ganzen Heidelberger Profeſſorenwelt bekannte und bei feſtlichen Anläſſen unvermeidliche Lohndiener und warnte ſie: „Sie könne jetzt net weg, Fräule Doktor! Alleweil kummt der Fackelzug. Sehe Sie nur die Leut' draußen . . .“

Ein Blick auf die Kopf an Kopf ſchwarzgedrängte Volksmaſſe vor dem Tor überzeugte Hedwig, daß ſie jetzt dies Haus nicht verlaſſen konnte, in dem man ſie beſchimpft, aus dem man ſie eigentlich mit dem Finger hinausgewieſen. Sie mußte bleiben, und nicht einmal auf der Treppe oder dem Flur — das wäre von neuem aufgefallen — da gab es wieder die Augen hinter ihr — die Augen, von denen ſie ſich überall verfolgt wähnte . . . So flüchtete ſie in ein kleines Zimmer zur Seite — da waren nur wenig Menſchen an den Fenſtern — ein paar ihr unbekannte

junge Leute und junge Mädchen, die sich gar nicht nach ihr umwandten, sondern auf die Straße hinausschauten, wo mit Paukenschall und Musik der Fackelzug heranrückte.

Wie ein Nebelbild glitt das alles verschleiert und unklar an Hedwigs verstörten Augen vorbei. Die Gruppen von Studenten hoch zu Roß, in verschnürter Pikesche, buntem Cerevis und hohen Kanonenstiefeln, der dicke Qualm der Pechfackeln — hunderte und hunderte hintereinander — ihr blutrotes Geflacker auf schwer gebauschten Seidenbannern, auf blitzenden Schlägern und lustigen jungen Gesichtern unter farbigen Mützen — da die schon halb sagenumsponnenen zwei Dutzend weißen Stürmer der Saxoborussen, die blauen und gelben, die grünen und roten Kappen der anderen Korps, der Burschenschaften, der Verbindungen, des Wingolf, die „wilden" Studenten in schlichtem Bürgerhut und Rock, ernster und wissenschaftlich-sorgenvoller ihre Fackeln tragend als die Brüder Studios in Wichs da vorne, die wahrscheinlich noch nie bei dem Geheimrat Trenkle im Kolleg gewesen waren, aber ihn doch aus Leibeskräften feiern halfen — und immer neu die Umrisse von Bannern, von Pferdeleibern und Reitern, von Sechs- und Vierspännern mit kostümierten Kutschern im Qualm — immer neue Musikkorps, die unablässig ihr: „Alt-Heidelberg, du Feine — du Stadt an Ehren reich!" herunterspielten, das Gelächter und die Zurufe der Pfälzer Menge, das Geschrei der nebenher rennenden Buben — es schien Hedwig, als wolle diese Viertelstunde kein Ende nehmen, bis endlich der Zug in der Taghelle vor dem Hause stillstand und der alte Trenkle, das Grauhaar

trotz des Märzwinds entblößt, auf den Balkon hinaustrat und seine Dankrede hielt, die gar nicht feierlich, sondern auf einen jovial-kameradschaftlichen Ton gestimmt war — so etwa: Kinder — warum macht ihr so viel Wesens davon, daß ein alter Mann vor fünfzig Jahren nicht durchs Doktorexamen gefallen ist, wie das noch heutzutage zuweilen vorkommen soll —? Und unten rauschte dann eine verständnisvolle Heiterkeit und Hedwig fuhr, allein im Hintergrund des Stübchens stehend, erschrocken zusammen, bei dem seltsamen Eindruck, Menschen in Menge aus der Ferne lachen zu hören, mit einem ganz eigentümlichen, prasselnden Geräusch — und sie dabei nicht zu sehen.

Endlich waren die Vertreter der Studentenschaft zum Ehrentrunk oben empfangen, die letzten Hochs verklungen, die Musikbanden spielten wieder, der riesige Glühwürmchenzug setzte sich langsam, ruckweise, unter dem Rauchschleier in Bewegung, die Menge hinterher, und Hedwig Solitander verließ unbemerkt, scheu und verstört wie eine Verbrecherin das Haus des Geheimrats Trenkle und bahnte sich draußen ihren Weg durch die Zuschauer, unbekümmert um das lachende: „Bressiert's dann so arg?" um sie — und mäßigte erst ihren Schritt, als dunkle, menschenleere Gassen sie umfingen, und kümmerte sich nicht, wohin sie ging. Sie war ganz gebrochen in ihrem Stolz. Wieviel sie davon früher besessen, das merkte sie erst jetzt, wo man ihn ihr angetastet hatte. Von außen her. Innerlich — sie lachte auf und blickte über die Glitzerfläche des Neckars dahin, der, wie sie jetzt erst merkte, da zu ihrer Seite floß — innerlich ... da war ja überhaupt nicht mehr viel davon

übrig. Aber nun wurde das auch den anderen offenbar. Es blieb einem nichts geſchenkt.

Sie ſchritt weiter — immer mit ſtarren Augen vor ſich hinſchauend. Nun fing das Gerede an. Man wunderte ſich und mutmaßte dies und das und fand ſchließlich von ſelber ungefähr das richtige. Es war ja nicht ſo fernliegend ...

Aber das hätte ſie nie gedacht, daß Frau von Helmſtorff es dazu würde kommen laſſen — ſie, mit ihrer Weltläufigkeit, ihrem engen Salonhorizont! Was mußte ſie gelitten haben, ehe ſie ſich ſoweit hinreißen ließ? Was mußte hinter ihrer liebenswürdigen Glattheit für ein wütender, ohnmächtig-verzweifelter Haß gegen die wach geworden ſein, die ihr und ihren Kindern den Mann und Vater raubte — vor der ſie ſich umſonſt mit ihren Bitten gedemütigt — zu der ſie voll Vertrauen geſprochen, die Frau zum Mädchen, wie eine Schweſter zur anderen ...

Das alles ſagte ſich Hedwig — aber ſie hatte dabei kein Mitleid mit ihr. Das war durch die bittere Kränkung ausgetilgt. Sie fing an, Frau von Helmſtorff zu haſſen — immer heißer und heißer — bis zum zornigen Händeballen — bis zur lachenden Verachtung. Warum hatte jene ihrem Mann nicht genug ſein können — warum hatte ſie es nicht hindern können, daß er ihr Freund wurde? Und wenn ſchon — warum mußte ſie dann erſt noch ihr, Hedwig, der Ahnungsloſen, die Augen öffnen — warum jetzt, wo alles noch gut werden konnte, aus Rachſucht und Eiferſucht in die Verſchwiegenheit der Dinge eingreifen? Was geſchah, das geſchah eigentlich immer durch ſie. Und immer

gegen sie. Es verkehrte sich regelmäßig für sie in sein Widerspiel. Es wäre lächerlich gewesen, wenn es nicht so furchtbar gewesen wäre, diese blinde Vernunft einer kühlen, gleichmäßig klaren Frau, die geglaubt hatte, andere müßten ebenso leidenschaftslos verständig sein wie sie, und dadurch erst die Flammen aufschürte und wachhielt.

Und Hedwig wiederholte sich in heißem Haß gegen diese Frau zwischen den Zähnen: „Sie will den Kampf. So mag sie ihn haben!“ — und fuhr dann entsetzt zusammen. Nun erst wurde ihr die Tragweite klar: daß der Kampf um Helmstorff ging. Und daß sie morgen wortbrüchig vor Hermann Riedinger stehen würde, zum zweiten Male wortbrüchig, auch vor ihm, voll von Schuld und Fehl, das ihrem Wesen eigentlich völlig fremd war und das sich doch an sie haftete und sie umstrickte. Bei jedem Schritt weiter verfing man sich tiefer hinein und sah keinen Ausweg mehr. Und sie machte ermattet halt und sah im Mondschein die Wellen des Neckars zittern und dachte sich: Wenn man da hinunterspränge, dann wäre wenigstens alles zu Ende ...

Aber gleich darauf schoß ihr, wie eine heiße, belebende Blutwelle, eine stürmische Kampflust nach Glück vom Herzen zu Kopf. Warum schließlich weichen? Warum immer entsagen? Mochten andere unterliegen! Ein jeder bekam, was er erstritt, und hatte ein Recht darauf.

Ein junger, gut angezogener Mensch, anscheinend ein Student, ging nahe an ihr vorbei und schnalzte dabei mit der Zunge. Es war zweifelhaft, ob das ihr galt. Sie zuckte im Ekel zusammen und eilte rasch aus

der abgelegenen Gegend des Neckarstadens weiter zur Hauptstraße, ihrem Hause zu. Auf dem Platz vor dem Universitätsgebäude, eben unter jenen Fenstern, hinter denen sie vor so kurzer Zeit erst — ihr schien es schon so lange, so ewig lange her! — im Examen gesessen, um das Denkmal des Kaiser Wilhelm, war es voll von Menschen und taghell und rauchschwer zugleich vom Gelober und Gequalm der Pechflammen. Die Studenten warfen hier nach uraltem Brauch, während ihr Zug sich auflöste, die Fackeln zusammen zu einem mächtigen, im unruhigen Spiel wechselnder Schatten und Lichter am Boden glimmenden Feuerkranz. Und darüber funkelten und klirrten Dutzende von Klingenpaaren im Scheinkampf. Zu zweit und zweit standen sich die Burschen in Rauch und Lohe gegenüber und fochten nach dem Takt der Musik, die das „Gaudeamus" spielte, und aus Hunderten von jugendlichen Kehlen scholl der Chor, während sich Hedwig hastig durch die Menge der Zuschauer drängte: „Ubi sunt, qui ante nos in mundo fuere? . . ."

Ihr war das jetzt etwas Unheimliches, etwas Schreckliches — dies lärmende und lachende Studententreiben, diese „Lust der Lieder und der Waffen", die doch die Heidelberger Lebensluft bildete, in der sie aufgewachsen war und wie alle Welt das Selbstverständliche, durch die Jahrhunderte Geheiligte gesehen hatte. Aber wie konnte man nur so gedankenlos froh sein und in den Tag oder die Nacht hineinjubeln, wo doch das Schicksal so höhnisch-grausam und jählings aus dem Hinterhalt lauerte? Einmal holte es sich jeden. Das merkten die da drüben wohl auch einst, mit ihrem hei-

teren Gesang und ihren bunten Mützen und Fackelschein und Schlägerblitzen, und irrten noch einmal wie sie jetzt einsam durch die Nacht und schauten ratlos zu den stummen Sternen auf und hatten dieselbe Frage ohne Antwort auf den Lippen: Warum das alles? Und warum gerade mir? ...

Sie machte in ihrem Zimmer gar nicht erst Licht. Sie warf sich, wie sie war, auf das Bett. Da blieb sie liegen und starrte zu der Finsternis über sich empor. Und dachte ... und dachte ... es war immer dasselbe: sie dachte nur an ihn. Und daß er doch bald zurückkommen müsse, in wenigen Tagen wohl schon. Er konnte ohne ernstliche Krankheit seine Vorlesungen nicht gut so lange aussetzen. Dann erfuhr er, was vorgefallen und inzwischen schon von Ohr zu Ohr gegangen war. Es gab eine Aussprache zwischen ihm und seiner Frau ... eine entscheidende ... und dann? ...

Wozu sich den Kopf zermartern! Hedwig rührte sich nicht. Das war das beste, dazuliegen und zu warten. Die Zeit kam ja von selbst ihres Wegs. Sie rückte langsam, unerbittlich vor. Schon dröhnte es drüben, von der Jesuitenkirche, Mitternacht — St. Peter, Heiliggeist und Providenz folgten — es war eine Weile ein Durcheinander von Glockenschlägen über dem Städtchen ... und dann wieder Stille, und Hedwig atmete schwer auf und verschränkte die Hände unter dem Kopf und blickte aus heißen, trockenen Augen vor sich hinaus in das Dunkel.

XII

Am andern Morgen, als ſich Vater und Tochter beim Frühſtück gegenüber ſaßen, war der alte Solitander, durch ſeinen Ausflug angeregt, in beſonders geſprächiger Laune. Und wie dann ſtets, verlor er ſich in fernen verſchollenen Menſchen und Dingen.

Er war ſonſt nicht gewohnt, daß Hedwig dafür Intereſſe zeigte. Aber heute hörte ſie mit einem eigentümlichen, fiebrigen und zerſtreuten Lächeln der längſt bekannten Geſchichte von ſeinem Großvater zu, der nach dem Zuſammenbruch des Heiligen Reichs und dem Einzug der Jeſuiten in Heidelberg Dorfgeiſtlicher im Odenwald geworden war. Er, Gryphius, hatte jetzt mit dem alten Thiengen das Pfarrhaus wieder beſucht. Es ſtand noch wie damals, um 1800, als die Berge zwiſchen Neckar und Main von Räubern wimmelten und der Großvater, ein tapferer Gottesmann, vom Fenſter heraus mehr als einmal auf die Schar vermummter Geſtalten ſchoß, die nächtlings mit einer Wagenrunge Sturm gegen ſein Haustor liefen, während ſeine junge Frau hinter ihm ſtand und die Büchſe lud, und ſo das Pfeifferchen und den dicken Bub, den Lumpenſtoffel und den Schotenheinrich, den Schnurchler, den Schmuhbalſer und das Hannmartinchen, den Überrheiner Hannadam oder was ſonſt für Jünger des Schinderhannes da draußen waren, in die Flucht

ſchlug, nach deren Hinrichtung das Landvolk noch viele Jahre ſpäter ſeine Zeitrechnung einteilte. Gab es doch auch in dem Solitanderſchen Hauſe einen alten Stahlſtich, die Enthauptung des gefürchteten Hölzerlips und ſeiner Spießgeſellen in der Rheinebene vor Heidelberg darſtellend, Tauſende von Bauern ringsum, in der Mitte der Stadtdirektor Pfiſter mit dem gebrochenen Stab in der Hand und „dreymal Wehe rufend", wie die Unterſchrift beſagte.

Das waren alte Geſchichten ... in der Familie fortgeerbt ... den Lebenden ſchon ganz fremd und gleichgültig geworden. Hedwig beſonders. Und doch hörte ſie zu. Das lenkte ab. Man betäubte ſein Bewußtſein. Man vergaß. Nichts — nichts — nichts war in den letzten Wochen geſchehen und ſie, die kühle, kluge, ein wenig müde, aber ſonſt mit ſich und ihrem Daſein ſoweit ganz zufriedene Hedwig Solitander, als die ſie ſo manches liebe lange Jahr, wenn man, wie jetzt, vom Kaffeetiſch aufſtand, ihre Ledermappe genommen und hinüber in Kolleg und Seminar gewandelt war.

Warum konnte das nicht ſo bleiben? Es fiel ihr ein: Weil du dann geſtorben wärſt, ohne gelebt zu haben!

Und nun ſtand, nachdem der alte Achtundvierziger aus dem Zimmer gegangen war und nebenan mit ſeinen Schmetterlingskäſten und Spiritusgläschen klapperte, plötzlich doch wieder alles taghell, ſchmerzhaft deutlich vor ihr — der Auftritt mit Frau von Helmſtorff geſtern, die Beſchämung und Beſchimpfung, die man ihr zugefügt. Das einzige, woran ſie ſich bisher gehalten hatte, das war ihr Stolz geweſen. Nahm man ihr

auch den gewaltsam weg, — gut — dann konnte sie sich ja geben, wie sie wirklich war. Oder wie sie doch nicht war. Denn etwas in ihr sprach dagegen: Das bist auch nicht du ... sondern ein neuer Mensch ... von wenig Wochen und kurzer Dauer — ein Übergang ... Und sie fand keinen Ausweg und ihre Gedanken verwirrten sich immer mehr.

Sie fuhr förmlich zusammen, als sie auf dem Flur draußen die Stimmen Susse Trautvetters und Olga Ritters hörte, die miteinander in die Universität gingen, und den Schreckensruf der Kleinen: „Herrgott — ich hab' ja alle meine Nerven auf dem Tisch liegen lassen!", mit dem sie noch einmal zurücklief, um ihre vergessenen Froschpräparate und Glasscheibchen im Pappfutteral zu holen. Denen erzählte vielleicht schon in der nächsten Stunde ihr Nachbar im philosophischen Kolleg und klinischen Theater, was sich gestern für eine sonderbare Geschichte bei dem Trenkleschen Jubiläum zugetragen — ein reines Rätsel — und die beiden kamen stumm, aber mit großen Augen heim.

Diese Augen — die würden jetzt wohl von immer mehr Seiten auf sie schauen, je weiter solch ein Gerücht in der Stadt herumlief! Hedwig war förmlich froh, als die Baas vom Markte heimkam und ihr hochrot und empört von dem Übermut der an den Anlagen um das Denkmal des Generals Wrede herumsitzenden Handschuchsheimer Gemüseweiber erzählte, die nicht mehr wüßten, was sie den Leuten abnehmen sollten — und daß der Jean, der Hundehändler unten, vor der Polizei flüchtig geworden sei, und die alten Butterwecks jetzt alle drei Kinder aus dem Haus hätten, aber

gottlob dafür alle Zimmer voll Studenten. Und er, der Meiſter, käme überhaupt nicht mehr aus dem „Scheppen Eck“ heraus. „Jo — der alte Wirtshaushocker — da is er der Rechte — mit der Fauſt auf'n Diſch ſchlage und auf ſei' Töchter, die Lumpekrott, ſchimpfe und durchs ganze Lokal kommandiere: Noch e Schöppche Wei und e Schüſſelche ſaure Niere!! und die Fraa könnt' unterdeß im Lade ſchtehe und die Kundſchaft vertröſchte . . .“

Eine Weile hörte Hedwig zu, geduldig, weil man ihr von etwas anderem als ihrer eigenen Not ſprach. Aber dann ſagte ſie plötzlich leiſe: „Ach Baas . . . ſei Sie doch um Gottes willen ſtill —“ und ging hinüber in die Bibliothek und hatte dort, während ſie auf Riedinger wartete, keine andere Geſellſchaft, als die Toten an den Wänden, — den ſtiernackigen, weinroten Dominus Markus, den grimmen Diener des Herrn, um deſſen halboffene Lippen es immer noch wie ein dröhnender Kanzelbaß zu grollen ſchien, und die andern Solitander der Vergangenheit, ſanfte Gelehrte mit hübſch gerollten Puderlöckchen und einem Zöpfchen im Nacken, weltmänniſche kurfürſtliche Räte in ſteifer Halskrauſe und grübleriſche, mönchiſch-blaſſe Theologen, auf den Geſichtern die bange, ihr ganzes Daſein verzehrende Sorge, wie das Abendmahl zu nehmen ſei, ob nach Luther oder nach Calvin — und ein leiſes Grauen aus der Kinderzeit befiel ſie unter dieſen gemalten Menſchen, von denen ſie ſtammte, und ſie ging ruhelos auf und ab, bis ihr Verlobter eintrat.

Sie ſah gleich bei ſeinem kurzen Gutenmorgen, daß ſein Geſichtsausdruck gegen die letzten Tage verändert

war. Es lag wieder eine nervöſe Gereiztheit darauf, die Abſpannung eines von früh bis ſpät von anderen Menſchen mit Bitten und Klagen gehetzten Mannes. Und ſo frug ſie, nur um zum Anfang etwas zu ſagen: „Haſt du Verdruß in der Praxis gehabt?“

„Nicht mehr wie ſonſt!“ Seine Antwort war kurz. Er zuckte die Achſeln und ſetzte ſich. Irgend etwas war geſchehen. Er konnte ſich ja nicht verſtellen. Und da hub er auch ſchon an: „Sieh mal — Hedwig ... an ſich iſt's gewiß recht, daß wir unſere Verlobung bisher geheim gehalten haben. Oder wenigſtens nur denen geſagt, die's unmittelbar angeht. Denn wir finden uns umſo leichter ineinander ... und ... über das, was vielleicht noch Hemmendes bei dir iſt — hinweg, je weniger von außen Druck und Neugier auf uns laſten ... Alſo ſo weit iſt's ſchon gut — nicht wahr? ...“

„Gewiß!“ ſagte ſie tonlos.

Er war zu erregt. Er ſtand wieder vom Stuhl auf und ging im Zimmer auf und ab. „Nun nehmen wir aber den Fall, du brauchſt Hilfe, Hedwig ... Solche Fälle gibt's, wo du dich nicht ſelber wehren kannſt — wo ein Mann für dich in die Breſche treten muß. Wer aber? Dein Vater? Na — du weißt — über das Käferfangen und Mottenſammeln kommt er nicht hinaus. Und andere männliche Verwandte haſt du nicht. Alſo muß ich's ſchließlich doch tun ...“

„Ja ... wenn es einmal nötig wäre ...“ Sie konnte nur mühſam ſprechen.

Er blieb vor ihr ſtehen. „Der Fall iſt eingetreten!“ ſagte er mit einer ſchneidenden Schärfe in der Stimme. „Und das weißt du ſo gut wie ich! Es iſt ſehr freund-

lich von dir, daß du mir, ſcheint's den Ärger erſparen und zu mir darüber ſchweigen wollteſt — aber das geht abſolut nicht! Verſteckenſpielen dürfen wir beide in ernſten Dingen miteinander nicht treiben . . ."

Sie gab keine Antwort. Da frug er direkt: „Oder iſt es etwa nicht wahr, was ſich heute früh zufällig Kollegen in meiner Gegenwart erzählten, daß ſich Frau von Helmſtorff geſtern abend im Hauſe ihres Vaters geradezu . . . unerhört gegen dich benommen hat?"

Hedwig nickte. In ihr war es jetzt auf einmal ruhig geworden.

„Und haſt du eine Ahnung, was das bedeutet?"

„Ja."

„Und willſt du mir's ſagen?"

„Bitte, ſage mir erſt, was du vor haſt?"

„Das iſt doch ſehr einfach!" Riedingers Stimme klang ſcharf und trocken und voll Beſtimmtheit. „Du biſt meine Braut! Wenn das die Leute noch nicht wiſſen, ſo ſollen ſie es bei dieſer Gelegenheit erfahren. Vor allem Frau von Helmſtorff. Oder vielmehr ihr Mann. Mit dem werde ich jetzt ein ernſtes Wort ſprechen, wenn er zurückkommt! Das wäre ja noch ſchöner, wenn wir ſolche Formen hier einführen wollten — unter Kollegen — wegen irgend einer Lappalie, um die es ſich natürlich urſprünglich zwiſchen dir und Frau von Helmſtorff gehandelt hat — ich kann mir wenigſtens nichts anderes denken. Jedenfalls wird ſie dich um Verzeihung bitten — da verlaſſe dich darauf, dafür bin ich da . . ."

Er ging ärgerlich und dabei im Grunde ſchon wieder halb im Zorn über dieſe Dummheiten lachend auf und

nieder. „Oder eigentlich — dafür bin ich nicht da ... mich mit ſolchem Weiberkram zu befaſſen ... ich verſtehe mich verwünſcht wenig darauf ... aber was geſchehen muß ...“ Er unterbrach ſich und runzelte nervös die Stirne. „Herrgott ... wer pfeift denn jetzt noch da nebenan ſo greulich?“

Der Gaſſenhauer klang aus Suſe Trautvetters Zimmer, und Hedwig war froh, für einen Augenblick über den Flur zu ihr hinüberſchlüpfen zu können. So gewann ſie ein paar Sekunden für ſich allein, ehe die Entſcheidung erfolgte. Raſch, faſt ohne anzuklopfen, ſteckte ſie den Kopf in das Gemach der kleinen Medizinerin und hörte noch die letzten Worte, die dieſe aus einem Lehrbuch der Embryologie repetierte, während ſie die Pauſen des Weiterleſens mit Pfeifen ausfüllte: „Das Exokölom ... das Trophoblaſt ... das Entoblaſt ... das Meſoblaſt ... ne ... das Zeugs kommt ſpäter ...“

Dabei hatte die Kleine auf dem Stuhl neben ſich etwas von weißer Seide liegen, dem ſie während der Arbeit zuweilen einen wohlwollenden Blick zuwarf. Es war ein Pierrotanzug für die Faſtnacht, mit zierlichen Glöckchen beſetzt und mit ſpitzem Hut. Bei Hedwigs Erſcheinen wollte ſie ihn haſtig verſtecken, aber es war ſchon zu ſpät, und ſie ſagte kläglich: „Ach Gott — das darf doch keiner wiſſen, als was ich gehe! Ihr großes Ehrenwort, daß Sie es niemand verraten!“

„Ja, ja ... Fräulein Trautvetter — aber bitte, pfeifen Sie nicht immer ...“

„Stört Sie das auch ſo? Ich dachte, bloß die Ritter! Na — ſchön!“ Suſe Trautvetter nickte, ſtützte

den Kopf in beide Hände und murmelte, noch während Hedwig die Türe wieder schloß, mit gespannter Aufmerksamkeit weiter: „Im Entoblast ... nein ... zum Kuckuck — im Trophoblast bildet sich die Amnionhöhle. ... Aus der Entodermbekleidung sproßt die Atlantis ..."

Draußen auf dem Flur blieb Hedwig stehen, den Kopf gesenkt, die Arme schlaff herabhängend. Sie kämpfte ihren letzten Kampf mit dem Entschluß, zu dem sie die Kraft jetzt haben mußte — um Riedingers willen — und fühlte die in sich — den Mut, dem Schicksal seinen Lauf zu lassen. Da richtete sie sich jäh auf, ihr Gesicht wurde hart, ihr Blick starr. So betrat sie das Zimmer wieder, in dem Riedinger am Fenster lehnte und sofort lebhaft begann: „Aber, ehe ich mit Helmstorff rede — und zwar auf gut Pfälzisch — da muß ich vorher noch wissen, was seiner Frau denn eigentlich in die Krone gestiegen ist! Also erkläre mir mal, bitte, wo die Geschichte ihren Ursprung ..."

Hedwig unterbrach ihn. Sie sagte fest und leise: „Ich glaube, du wirst nicht mit Helmstorff reden können ..."

„Soo —?" Er dehnte das „so" spöttisch und lange. „Glaubst du wirklich, du oder ich — wir brauchten uns so etwas gefallen zu lassen?"

„Ich — ja!"

„Wieso?"

Er trat auf sie zu und sie versetzte, ihm fest ins Auge sehend: „Weil Frau von Helmstorff ganz recht hat — von ihrem Standpunkt aus! Es war ja blind und unklug von ihr, die so mitten in der Welt und

Geſelligkeit lebt ... ſolch ein Auftritt — aber ich begreife es! Ich hätte an ihrer Stelle vielleicht gerade ſo gehandelt!"

Und plötzlich brach es in ihr los — leidenſchaftlich — überſtrömend — wahllos die Worte nehmend, wie ſie ſie fand — nur fort mit der Laſt dieſes Geheimniſſes, des böſen Gewiſſens, der Verſtellung — nur einmal, endlich einmal die Wahrheit: „Ich würde der Frau auch nicht die Hand geben und guten Tag ſagen, die in ihr Haus gekommen iſt und ihr ihren Mann genommen hat — ohne daß ich's wollte und wußte — früher ... ich war ſelbſt zu Tod erſchrocken, wie ich's erfuhr ... von ihr ſelbſt erfuhr ... aber dann hat's auch bei mir angefangen ... ſtärker und immer ſtärker ... da hab' ich erſt geſehen, wer ich eigentlich bin ... da hab' ich ihr mein Wort gebrochen und hab' ihn doch wieder geſehen und geſprochen ... da hab' ich dir meine Hand gegeben und dabei an ihn gedacht — ich wollte ja nicht an ihn denken ... ich wollte mich ja zu dir retten vor ihm ... ich mache mich vielleicht noch ſchlechter als ich bin ... ihr ſtoßt mich ja in alles hinein. Wenn ich mir eine Schutzwehr gebaut hab' ... mit letzter Kraft ... dann reißt ihr ſie mir wieder nieder ... ſo geſtern abend auch ... bis alles umſonſt iſt. So weit ſind wir jetzt. Jetzt muß es ſeinen Gang gehen ... ich weiß nicht, wohin ... ich will's nicht wiſſen ... es geſchieht ja doch ... und wenn ich zehnmal davor die Augen zumach'! Ihr wollt's ja mit aller Gewalt ſo! Alſo gut!"

Sie war auf das Sofa niedergeſunken und bedeckte ihr Geſicht mit den Händen. Sie weinte nicht. Es war

mehr, als wollte sie sich vor dem Tageslicht draußen verbergen. Hermann Riedinger war neben ihr stehen geblieben. Eine Weile war es ganz still in dem altfränkischen düstern Raum — von nebenan klangen ein paar Takte Pfeifen der kleinen Trautvetter, die sich gleich wieder besann und schuldbewußt schwieg — und endlich versetzte er äußerlich ruhig: „Das war natürlich die erste Vermutung, auf die jeder kommen mußte. Ich auch! Aber ich wollte nicht. Es schien mir unmöglich, unserer so unwert. Und ich glaubte, dich zu kennen . . ."

„Wer kennt sich denn?" Sie richtete sich jählings auf und wandte ihm ihr fahles verstörtes Gesicht entgegen. „Ich mich wahrhaftig nicht — ich sehe mich wie eine Fremde und gehe wie im Traum und mach' das alles und muß. Und du? Du hast mich früher gekannt . . . wo so vieles in mir leer und öde geworden war, im Lauf der Jahre — gerade durch dich! Darüber ist er jetzt gekommen . . . das lebt jetzt alles . . . das ist alles auf einmal da . . . und die eine Entschuldigung hab' ich: Ich hab's dir gesagt! Ich hab' dir gesagt: Hüte dich! Nimm mich nicht! Es steht etwas zwischen dir und mir! . . ."

„Und ich hab' gehofft, das zu überwinden!" Seine Stimme klang dumpf. Sie machte nur eine hilflose Bewegung mit den Schultern: „Ich auch! Das denkt man sich so! Das ist alles umsonst!"

Das war leidenschaftliche Verachtung gegen sich, die aus ihren Worten, ihrem Achselzucken sprach, und ebenso streckte sie jetzt jäh die Hand gegen ihn aus, wie um ihn fernzuhalten. „So! . . . Nun weißt du's, Her-

mann ... wer ich bin! Nun frag nicht weiter ... es iſt ja auch nichts zwiſchen ihm und mir geſchehen ... und wird auch nicht ... da ſei ſicher ... ich werde einfach über der Geſchichte zu Grunde gehen — das iſt alles ... und das kann den andern ja auch ſehr gleichgültig ſein ..."

Nun hatte er doch ihre Hand ergreifen wollen, mit jenem tiefernſten, forſchenden Geſichtsausdruck, den er als Arzt am Krankenbett beſaß. Er ſchien ſie ſelbſt als eine Kranke zu betrachten. Aber ſie riß ängſtlich ihre Rechte zurück. „Nein ... laß ... laß ... du darfſt mich nicht mehr anrühren ... das verdiene ich nicht!"

Plötzlich kamen ihr die Tränen. Sie ſchluchzte verzweifelt auf. „Bisher habe ich immer noch gedacht, wenn ich dir das alles geſagt hätte ... dann würdeſt du doch noch mein Freund bleiben ... mich ſtützen ... daß man irgendwo ein bißchen was auf der Welt hat, woran man ſich halten kann ... aber das kannſt du ja gar nicht ... ſo wie ich jetzt bin ... das darfſt du gar nicht ... denn ich würde dich ja doch nur zurückſtoßen ... ich brauche ja niemanden. ... Ich will ja nur weiter, immer weiter ... in mein Unglück hinein ..."

Er trat unwillkürlich einen Schritt zurück. Sein Geſicht verfinſterte ſich. Und ſie nickte nur müde: „Ja ... geh ... bitte, geh, Hermann! Es iſt mir ſo ſchrecklich, daß ich dir ſo weh tun muß! Ich hab' dich ſo lieb ... jetzt mehr als je. Ich ſeh' dich jetzt ſo viel deutlicher ... eben das viele Schlechte, was du nicht haſt und was ich ... aber gerade darum: geh jetzt! Überlaß mich meinem Schickſal! Du kannſt mir doch nicht

helfen! ... Und ſei mir nicht zu böſe ... glaub' mir: Ich bin elend genug, daß du auch ein bißchen Mitleid mit mir haben darfſt ..."

Hermann Riedinger ſah ſie lange an, ſchweigend. Es war kein Groll auf ſeinen Zügen, keine Schärfe und Härte wie ſonſt, nur der tiefe, unerſchütterliche Ernſt, in dem etwas Mildes lag. Er ſtand aufrecht unter dem Schlag da, der ihn ſeiner Lebenshoffnung beraubte, und atmete ruhig. Und ſo ſagte er endlich: „Gut! Ich gehe, Hedwig! Und ich komme von mir aus nicht zu dir wieder. Aber ich weiß, daß du mich noch einmal im Leben brauchen wirſt — vielleicht bald! Dann erinnere dich, daß der einzige Freund, den du auf der Welt haſt, hier nebenan, um die Ecke wohnt. Dann rufe mich! Du wirſt nicht lange zu warten haben! Bis dahin — leb' wohl, Hedwig ..."

Er ging aus dem Zimmer, die Klinke nach der Gewohnheit des Arztes behutſam und leiſe in das Schloß drückend, und ſie war allein.

XIII

„Na — na — so schlimm ist es doch nicht!" sagte der kleine Hauptmann Evangelist von Thiengen gutmütig beschwichtigend und der alte Gryphius Solitander widersprach gereizt, während sie miteinander im Abenddämmern auf der Terrasse des Schloßgartens spazieren gingen. „Doch ... doch ... der Scheffel ist ein Unglück für Heidelberg gewesen ... nicht als Mensch — ich hab' ihn ja noch gut gekannt — ein stiller, wunderlicher Mann, der niemandem etwas Böses tat ... hat auch gar nicht so viel getrunken, im ‚Engeren', wie die Lästerzungen behaupteten — aber seine Trinklieder ... die sind es! Er hat's doch fertig gebracht, unseren wundersamen Erdenwinkel hier vor ganz Deutschland auf die Bierbank herunterzuzerren. Früher — da war für uns Buben der Odenwald der Ort, wo Siegfried erschlagen worden ist ... wo in den zwölf heiligen Nächten das wütende Heer in den Wolken hinzog, Wotan, der alte Sturmgott mit seinem Schlapphut und seinem einen Auge ... heut ist aus dem ein lüderlicher, aufgeschwemmter Saufaus geworden, der Rodensteiner, dem sie im ‚Hirschen' in Heidelberg die Stiefel vom Leib pfänden, und von unserem lieben Schloß da drüben wissen sie jetzt auf der Welt hauptsächlich, daß es ein großes Faß besitzt und der Zwerg Perkeo

das ausgetrunken hat ... dank unſerem Meiſter Joſephus ..."

Er packte den anderen am Rockknopf und deutete hinaus in die Ferne. Seine lange Greiſengeſtalt war noch jugendlich-lebendig, ſeine Augen leuchteten, der Frühlings-Märzwind ſpielte mit ſeinem weißen Haar im Nacken. „Sie können ſich das ja nicht ſo vorſtellen, Evangeliſt — ein alter Reaktionär und Duckmäuſer wie Sie — wie ich als junger Menſch hier geſtanden hab' und in die Rheinebene hinausgeſchaut hab' ... noch vor achtundvierzig und meiner Gefängniszeit ... da war ſolch eine Stimmung in einem, wenn man drüben den Rhein ſah und den Speyerer Dom mit den Gräbern der Kaiſer und das Abendrot darüber wie jetzt ... ſolch eine Sehnſucht nach dem alten Reich ... dem alten heiligen Reich ſtatt des elenden Bundestags in der Eſchenheimergaſſe, von dem wir als Buben geſungen haben: ‚oh Bund — du Hund — du biſt nicht geſund!' — und Herrmann der Cherusker und Barbaroſſa und die Raben ... oh ... das läßt ſich ja heutzutage nicht mehr ſo ſchildern. Es iſt ja alles weg ... Wir haben ja dafür die preußiſchen Junker und ihren Oberjunker, den Bismarck, gekriegt — aber es war doch einmal, daß einem dabei die Tränen in die Augen getreten ſind ... und da" — er wies zornig auf das Denkmal hinter ihnen — „da ſteht der Scheffel mit ſeinem Plaid und ſeinen rieſigen Küraſſierſtiefeln — mit denen käm' er in Wirklichkeit weit in unſeren Bergen! — und hat aus der Völkerſchlacht im Teutoburger Wald nur das Sauflied gemacht: ‚Als die Römer frech geworden!' ... und ſo immer fort — und alle ſingen ſie's ihm nach!

Jeden Tag ärgere ich mich darüber. Unſer großer Philoſoph da unten hat ganz recht, daß er die Terraſſe mit keinem Fuß mehr betritt, ſeit ſie das Monument geſetzt haben! Nun — kommen Sie — es wird dunkel!"

Der alte Sonderling lachte zornig auf, ſchüttelte den weißen Kopf, der vertrocknet und ſcheinbar viel zu klein auf dem baumlangen Leib ſaß, und ſtiefelte, begierig, zu ſeiner Schachpartie zu kommen, mit ſolchen Siebenmeilenſchritten bergab, daß ihm Evangeliſt von Thiengen kaum zu folgen vermochte. Bald war das ungleiche Paar am Hang des Karmeliterwäldchens verſchwunden.

Und nun erſt ſtieg Hedwig Solitander langſam, ſich ſcheu und zögernd umſchauend, von oben über den zum Wolfsbrunnen führenden Treppenweg hernieder, wo ſie die ganze Zeit auf und ab gegangen war, wartend, bis die da unten ſich entfernt.

Das war ihr als eine Ewigkeit erſchienen. Denn die beiden hatten ſich in ihrem Streit um Scheffel länger als gewöhnlich aufgehalten. Und mitten in ihrer fiebrigen Ungeduld war es Hedwig durch den Kopf gegangen: Alſo ſoweit iſt es ſchon mit dir gekommen, daß du dich vor deinem eigenen Vater verſteckſt! . . .

Aber der Gedanke ließ ſie eigentlich gleichgültig. Das alles lag ſchon hinter ihr — ſolche Anwandlungen von früher, aus der beſſeren Zeit. Das tat nicht mehr weh. Es war, als ſei es nicht mehr vorhanden.

Aber in ihrer geſchloſſenen Hand war etwas. Die umſpannte in der Taſche ein zerknittertes Blatt Papier. Jetzt zog ſie es heraus und Hedwig las zum zehnten Male die feine, nervös-flüchtige, im Abenddämmern kaum

mehr erkennbare Schrift: „Ich bin zurückgekommen — gestern abend — und hab' gehört, was geschehen ist. Ich habe eine Aussprache gehabt mit meiner Frau. Wir haben uns nicht verstanden — das ist ja nicht möglich — das ist meine Schuld — und auch nicht eigentlich geeinigt haben wir uns — aber wir sind schließlich doch in Ruhe auseinander gegangen —. früh morgens — so viele Stunden haben wir die ganze Nacht bei Lampenschein gesessen und gesprochen. Ich habe den einzigen Ausweg gewählt, der möglich ist und allen Teilen den Frieden gibt. Ich schreibe das hin und muß lachen, daß ich so etwas schreibe und mich ganz vernünftig gebärde, während eigentlich ... aber es muß ja sein — es muß — es muß! Sie haben das ja selbst so gewollt. Da heißt es also nur noch Lebewohl sagen — ein Kreuz machen über alles — ich hab' ja beides verloren — Sie und die Meinen und hoffte jetzt nur, daß ich Ihre Hand noch einmal — zum allerletzten Mal — drücken darf, Hedwig? — Bedenken Sie, wie arm ich geworden bin durch Sie — geben Sie mir die letzte Gabe — diesen Trost auf den Weg! Ich gehe heute abend bei Einbruch der Dunkelheit auf der Schloßterrasse auf und nieder. Ich werde lange warten — stundenlang — ehe ich lernen werde, daran zu glauben, daß Sie nicht haben kommen wollen ..."

Der Brief trug keine Unterschrift. Er war Hedwig des Morgens durch einen Boten eingehändigt worden. Nun stand sie da und harrte. Sie dachte gar nicht darüber nach. Es war ihr selbstverständlich. Jetzt, nach der Trennung von Riedinger, geschah blindlings, was Helmstorff wollte. Sie war ganz in seiner Hand.

Er war noch nicht da. Vielleicht hatte er ihren Vater gesehen und deswegen einen Umweg gemacht. Er wußte jedenfalls nicht, daß der alte Herr gerade hier täglich zu lustwandeln pflegte, sonst hätte er nicht diesen Ort zum Stelldichein gewählt. Stelldichein . . . wie das klang! . . . Wie das Getändel und Geflüster zweier Verliebten! Und das hier — das waren eher zwei arme Sünder, die wußten: es war ihr Verderben. Aber sie konnten nicht anders — der eine ging dahin, wo der andere war.

Eine Fledermaus flatterte vorbei — ein kühler Windhauch wehte vom Berg herunter durch die kahlen Bäume des Schloßparks, diese aus allen Teilen der Welt hierher in Pfälzer Erde verpflanzten exotischen Gäste, bis hinüber zu der zwillingsblättrigen chinesischen Gingo biloba, die einst Goethe hier besungen. Und sein Rätselwort klang in Hedwigs Seele: Fühlst du nicht an meinen Liedern, daß ich eins und doppelt bin . . .?

Ja . . . das war es . . . daß man in einem anderen lebte — durch ihn lebte — aus dem Ichsein mit ihm heraus erst sich selber begriff . . .

Sie schaute über Stadt und Fluß hinaus in die weite Rheinebene. Nur noch ein fahles, dunstiges Glühen über gehäuften Wolkenmassen hing dort, wo die Sonne gesunken. Die Haardtberge waren im Nebel verschwunden, über den Feldern lag Abendgrauen, nur die steinernen Quadern der Turm- und Mauerwelt vor ihr, die Flächen des Schlosses, bewahrten noch ein wenig warmes, wie schwaches Alpenglühen aus dem Sandstein quellendes Leben. Aber bald löste sich auch

dieſer Trugſchein, im Tal unten blitzten die erſten Lichter auf, auf den Höhen ſchimmerte es hinter ſchwarzen Waldkämmen ſilbern-bläulich, geheimnisvoll im Nahen des Mondes, und Hedwig ſtand und rührte ſich nicht. Sie war jetzt ganz allein. Die letzten Spaziergänger, die ſich bei Tage da in Scharen drängten, hatten die Terraſſe verlaſſen. Sie achtete nicht darauf. Sie ſah überhaupt nichts und dachte nichts. Sie wartete. Einmal fiel ihr ein: ‚Hedwig von Helmſtorff‘ ... das klänge gut ... ſo als ob es ſo ſein müßte — dann kam die müde Bitterkeit gleich hinterher: ‚So wirſt du ja nie heißen! Das weißt du doch!‘ — und wieder die Leere ... das ſtille Rinnen der Zeit ...

Und nun Tritte — haſtig, über den feuchten Kies. Das war er. Sie wußte es, noch ehe ſie den Kopf nach ihm wandte. Nun erkannte ſie ihn und ging ihm entgegen, unwillkürlich ebenſo raſch ausſchreitend wie er — und er immer ſchneller — ſie auch — ſie eilten förmlich aufeinander zu ...

Bisher war Hedwig ruhig geweſen, in müder Ergebung, im Gefühl der Notwendigkeit alles Geſchehens. Das hatte etwas mit Religion gemein — dem Glauben an eine höhere Gewalt, vor der man die Arme ſinken läßt und den Nacken beugt: ‚Hier bin ich! Nun erfülle ſich, was mag! Es iſt alles vorbeſtimmt. Kein Menſchenwille wird es ändern ...‘ Aber jetzt, als Helmſtorffs ſchlanke hohe, immer ein wenig vornübergebeugte Geſtalt durch die tiefe Dämmerung auf ſie zukam — jetzt plötzlich ſchwand dieſe Dumpfheit. Ihr Herz ſetzte mit ſtürmiſchem Pochen ein, ihr Atem ſtockte, mit einem Schlage ſtand ihr, während ihre Füße ſie ihm willenlos

entgegentrugen, das eine vor dem Sinn, daß sie alle Schiffe hinter sich verbrannt hatte und der da drüben das noch nicht wußte . . .

Nun konnte sie schon sein Gesicht erkennen. Vielleicht machte das der schwache Mondschein: aber es schien ihr älter als sonst — herbstliche Schatten um Auge und Mund — gar nichts mehr von der selbstgefälligen Eitelkeit vergangener und doch noch so naher Tage. Diese Züge waren von Schmerz durchgeistigt und durchleuchtet wie bei einem Märtyrer. Es war eine leidvolle männliche Schönheit darin, die Hedwig erschütterte.

Er reichte ihr die Hand und sie ihm. Er wollte ganz gefaßt sein. Sie merkte es. Aber in dem Blick, mit dem er das im Mondlicht doppelt blasse, feine und müde, von dem schweren, flimmernden Rotgold des Haares geheimnisvoll umrahmte Mädchenantlitz vor sich überflog, flackerte es fiebrig und sein Atem ging nicht nur von dem raschen Bergsteigen so schwer. Der ihre auch. Sie war nicht fähig, ein Wort hervorzubringen. Sie stand da und ließ ihre Rechte in der seinen und wartete, was er ihr sagen würde.

Plötzlich war es, als ob er sich besänne. Er gab ihre Hand frei — hastig, als ein Ding, das ihm nicht gehörte, und ging neben ihr die menschenleere Terrasse entlang. Und nun fing er an zu sprechen.

Sie hörte seine Worte und hörte sie doch nur halb. Denn sie waren ja nicht mehr wahr und alles war ja schon anders als er dachte. Um sie war der leise Ostwind von den Bergen und kühler Höhenhauch der Nacht. Unten im Tal glänzten die Lichter von Heidel-

berg. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen ſind, Hedwig! Ich wußte, Sie würden es tun ... Sie würden mir Gelegenheit geben, Sie einmal noch im Leben zu ſehen — zum letzten Mal — damit wir nicht ganz ohne Abſchied auseinandergehen ..."

Sie ſchwieg noch immer. Und er fuhr fort, ruhig, hoffnungslos ruhig, wie einer, der allem entſagt hat — und doch nicht ganz. Ein letztes Sehnen, ein letztes Hoffen zitterte immer noch in ſeiner Stimme: „Ich weiß es ja jetzt, Hedwig — es ſoll nicht ſein! Es kann nicht ſein! Es iſt ja klar ... es mußte ſo kommen, wie es jetzt iſt ... Sie ſind durch mein Leben gegangen und wieder hinaus ... ich habe kein Recht und keine Möglichkeit, Sie zu halten. Ich kann nur ſtehen und Ihnen nachſchauen, wie Sie am Arme eines anderen weitergehen. Und mir bleibt nichts. Was ich bisher hatte und was ich war, das iſt mir wertlos geworden ... das iſt weg ... durch Sie! Und ich ſelber raffe nun am beſten meine paar Daſeinsreſte auch zuſammen und gehe weg von hier — auf lange Zeit ..."

Ihr Blick ruhte bang auf ihm, ihre Lippen waren gelähmt. Er verſtand ihre ſtumme, ungläubige Frage: Wo willſt du hin, der mit allen Faſern ſeines Seins in der Stadt da unten wurzelt? — und lächelte bitter: „Glauben Sie wirklich, ich könnte hier bleiben, Hedwig ... Sie in meiner Nähe wiſſen ... Sie womöglich jeden Tag ſehen ... an jeder Straßenecke zufällig begegnen? Und ſelbſt wenn Riedinger einen Ruf nach auswärts erhalten würde — ich habe davon läuten hören, daß ſo etwas in abſehbarer Zeit im Werk iſt, könnte ich dann erſt recht dieſe Stadt o h n e Sie ertragen? Wahr-

haftig nicht! Sie haben mich doch, ohne es zu wiſſen und zu wollen, den Unwert all dieſer Dinge gelehrt. Was liegt daran, ob ich da unten auf dem Katheder ſtehe oder ein anderer — ob ich da drüben in Berlin im Reichstag ſitze oder ſonſt jemand — ob ich . . ."

Er brach ab. Er ſchien an ſeine Familie zu denken, und ſagte dann kurz, beinahe hart: „Sie wiſſen ja nicht, Hedwig, wie ich gelitten habe, ſeit neulich . . . ſeit Sie mir ſchrieben, daß Sie . . . ich will Ihnen auch nichts davon erzählen . . . Sie brauchen es nicht zu hören! Was liegt Ihnen daran? Sie ſind ja glücklich und ſollen es ſein. Ich wünſche es Ihnen! Und nur das eine wünſche ich Ihnen dazu, daß Sie, wenn Sie einmal in Ihrem ſpäteren Leben an mich denken, es mit Ernſt tun und ſich erinnern, daß Sie mein Schickſal geweſen ſind . . . in allem und allem . . . Ich hab' durch Sie eigentlich erſt leben und leiden gelernt und bin zu mir gekommen . . . alles vorher . . . das war ja nur eine Lüge. Gut, Ehr', Kind, Weib — wie es in dem Kirchenlied heißt, alles, alles nur eine Lüge. Und dieſe Lüge — die war . . ."

Sie waren umgedreht und zu dem Platz zurückgeſchritten, wo ſie ſich zuerſt getroffen hatten. Dicke wintergraue Fichtenäſte breiteten da einen Schatten über ſie, in dem ſie kaum mehr gegenſeitig ihre Züge erkennen konnten, nur noch ihr ſchweres Atemholen und ſeine halblaute Stimme hörten. Und die klang jetzt ruhiger, getragen von der Wucht eines nach harten Kämpfen gefaßten Entſchluſſes. „Erinnern Sie ſich an den Abend bei meinem Schwiegervater, wo wir nebeneinander ſaßen, nach Ihrem Examen?"

Sie ließ nur müde die Schultern ſinken. Als ob ſie irgend etwas — das Winzigſte — das Alltäglichſte — vergeſſen hätte, was je zwiſchen ihnen geweſen und geſchehen war! Sie hätte jedes noch ſo gleichgültige Wort aus der Erinnerung wiederholen, jede Begegnung auf Tag und Stunde und Minute angeben können.

„Uns gegenüber ſaß damals die Lwowa!“ ſagte er. „Sie wiſſen: die hübſche Ruſſin, die hier im phyſiologiſchen Inſtitut arbeitet. Sie hatte mir Briefe aus Petersburg überſetzt — wegen einer wiſſenſchaftlichen Expedition nach Tibet. Man wollte da meine Meinung über einige Fragen hören und man hat mich ſogar zur Teilnahme an der Forſchungsreiſe ſelbſt aufgefordert. Ich habe damals natürlich dankend abgelehnt. Aber nun bin ich entſchloſſen, doch mitzugehen. Es iſt noch Zeit. Die Abreiſe iſt erſt im nächſten Monat . . .“

Sie zuckte zuſammen. Das war eine Schwindelangſt beim bloßen Gedanken, daß er von ihr weg ſollte, ſo weit, auf ſo lange — wenn ſie ja auch wußte, daß ihr erſtes Wort ihn hier hielt — und er nickte und verſetzte kalt, halb verächtlich: „Ich kann hier nicht bleiben — in meinem eigenen Hauſe nicht! Es iſt nicht mehr mein Haus. Meine Frau iſt nicht mehr meine Frau! Ich habe mit ihr geſprochen . . . dieſe Nacht . . . ich ſagte es Ihnen ja . . . über alles geſprochen. Sie ſieht jetzt ſelbſt ein, daß das von ihr aus ein Fehler war, dieſer Auftritt beim Fackelzug, den ſie Ihnen bereitet und uns ſo in aller Leute Mund gebracht hat. Aber ſie iſt eben auch ein Menſch wie wir, ein gereizter und gequälter, aus ſeiner Bahn geworfener Menſch. Sie konnte nicht anders. Und auch das begreift ſie,

daß wir beide, ſie und ich, nun nicht mehr miteinander leben dürfen ... daß ich dieſe Reiſe antreten muß ... auch um ihretwillen. So iſt ſie damit einverſtanden! Wir haben uns ſchließlich beim Auseinandergehen ſogar die Hand gegeben. Aber das haben wir beide wohl gefühlt: In dieſen Stunden hat ſich zwiſchen uns die große Kluft aufgetan ... fürs Leben ... die iſt zu breit. Da führt keine Brücke mehr hinüber ... nie mehr kommt der eine zum andern ..."

Er ſchüttelte den ihr heute ſo fremdartig ſchön erſcheinenden, bleichen Kopf, den der breite Schlapphut gegen den Schimmer des immer höher über den Odenwaldbergen aufſteigenden Mondes beſchattete: „Das liegt nun auch hinter mir ... und eigentlich nicht erſt ſeit geſtern ... und darum greift es mir nicht ſo ans Herz, wie es ſollte. Ich kann nichts dazu! Ich kann nichts anderes mehr fühlen, als was mit Ihnen zuſammenhängt. Was ſonſt iſt ... es iſt ſo gleich ... ſo klein ... alles da unten ... ich will nur weg von da und Ihr Bild mit mir tragen, Hedwig, draußen in der Welt und mit ihm leben und mit ihm ſterben, wie es nun kommen ſoll ..."

Und nach ſchwerem Schweigen ſetzte er hinzu: „Ich will lange wegbleiben. Jahre und Jahre. Vergeſſen werd' ich Sie nie. Aber bis ich dereinſt zurückkomm', werd' ich vielleicht meine Ruhe wiedergefunden haben ... obgleich ich ja ſelber nicht daran glaube, daß ich ohne Sie je auf der Welt zur Ruhe komme. Sie haben es beſſer! Für Sie ſcheide ich in dieſer Stunde aus dem Leben wieder heraus ... und ſollten wir uns je nach langen Jahren einmal irgendwie und irgendwo wieder-

ſehen, dann treffe ich Sie als glückliche Gattin und Hausfrau und Sie haben höchſtens ein bißchen Erinnerung und ein bißchen Mitleid für mich übrig. Das möchte ich nicht. Das iſt mir zu wenig. Und darum ſage ich Ihnen jetzt für heute und immer Lebewohl . . ."

Ihre Hand ſchmerzte ſie von dem Druck, mit dem er ſie umſpannte. Aber ſie erwiderte ihn und ſah ihm ſtarr aus ihren großen grauen Augen ins Geſicht und ein weißer Schein vom Kopf zum Herzen fliehenden Blutes breitete ſich über ihre Wangen, während ſie halblaut die erſten Worte ſprach, die er heute von ihr hörte: „Wenn Sie von dieſer Reiſe zurückkämen, Sie würden mich nicht als Frau finden . . ."

Er begriff das nicht und ſah ſie beinahe erſchrocken an. Da ſagte ſie tonlos: „Ich würde ledig geblieben ſein. Ich habe geſtern meine Verlobung mit Riedinger wieder aufgelöſt . . ."

„Warum?" Nun hielt er mit beiden Händen ihre Rechte umklammert. Sein Antlitz war dicht an dem ihren. Ihr Atem ſchlug heiß ineinander. Sie ſchwieg. Sie zitterte am ganzen Körper.

„Warum? . . . Warum?"

In ſeinen Augen leuchtete etwas auf — etwas Ungläubiges, blitzſchnell Ahnendes und Zweifelndes und wieder doppelt Hoffendes — Freude — Schrecken — Jubel — alles durcheinander. Er beugte ſich noch mehr nach ihr vor, in bebendem Suchen und Fragen und Erraten — und ſie wich vor ihm nicht zurück. Sie hielt ſeinen Blick aus und ſo ſtieß ſie es mehr heraus, als ſie ſprach: „Ich hab' ihm die Wahrheit geſagt . . ."

Da begriff er. Aber es war noch zu viel für ihn

— es war noch fast ein Bangen und Grauen vor dem Glück, als er mit einer unwillkürlichen Bewegung ihre Hände freiließ und die seinen ausbreitete, um sie an seiner Brust zu empfangen. Und noch einmal sahen sich beide an — dann stürzten sie sich stumm in die Arme . . .

Und es war, was diese alten Mauern ringsum, die vielhundertjährigen Bäume so oft und oft schon, im Kommen und Gehen der Menschengeschlechter, im Mondschein und verschwiegenen Mittagsschatten gehört — dieselben Küsse — dieselbe erstickende Umarmung — dasselbe abgerissene bebende Geflüster — dieselben Worte — nicht alt und nicht neu — nicht klug und nicht töricht — einfältig wie die Natur, deren Abklang und Lebensinhalt sie sind — dies ‚du‘ und ‚du‘ — und Küsse und wieder ‚du‘ — und neue Küsse — und gestammelte Sätze, hastig von der Seele weg geraunt und gekeucht, als dränge jede Sekunde: Du — du — nun sind wir beisammen — nun endlich . . .

Und Stille und neue Küsse im Tannenschatten und wieder die Mannes- und die Mädchenstimme: Endlich! . . . endlich! . . . nun hab' ich dich . . . es war eine schreckliche Zeit — ich wäre fast gestorben — und ich erst! — — so hab' ich mich nach dir gesehnt — und ich nach dir . . . du . . . du . . .

„Aber nun ist alles gut . . .“

„Alles . . . alles . . .“

„Und wir sind beisammen . . . und bleiben beisammen — immer beisammen das ganze Leben — nicht wahr, du? . . .“

„Immer . . . immer . . .“

Jetzt zeichneten ſich die Schatten der beiden heiß flüſternden, eng verſchlungenen Geſtalten undeutlich vom Boden ab. Sie waren vom Baume weg in den vollen blauen Mondſchein getreten. Da ſahen ſie ſich in die Geſichter, die noch ſo ernſt und bleich waren vor Erregung — und in den Augen lachte ſchon das Glück — voll Staunen, ob ſie denn noch dieſelben Menſchen ſeien wie vor wenigen Minuten — nein — nur noch ein Menſch — in dem hatte ſich die Welt erfüllt — es war alles da und alles war gut ...

Und er ſagte es ihr wieder und küßte ſie auf Mund und Stirn und Augen: „Alles wird gut ... ich hab' dich ... Hedwig ... meine Hedwig ... meine liebe, kleine Hedwig ... ich hab' dich ... ich hab' dich! ..." und ſie konnte nichts erwidern, denn ſeine Lippen verſchloſſen ihr den Mund. Sie wollte auch gar nicht. Wozu ſprechen? Es gab gar keine Worte. Die waren nur ein Mißklang in einem tiefen, tönenden Meer, das um ſie rauſchte. Sie ſchloß die Augen und ließ den Kopf rückwärts ſinken, von ſeinem Arm gehalten, ſeine Küſſe auf den Lippen, ſein Ding, ſein Eigentum — und um ſie und in ihr eine Helle, eine Erkenntnis: Nun bin ich erſt wirklich auf der Welt ... Nun leb' ich! Er küßt mich und ich küſſ' ihn wieder ...

Dann hörten ſie beide auf. Ein paar junge Leute, Studenten, kamen auf einem Mondſcheinbummel vorüber. Der eine, ein achtzehnjähriger, bebrillter Fant, entwickelte, leidenſchaftlich mit ſeinem Spazierſtöckchen fuchtelnd, irgend etwas — ſeine Weltanſchauung oder dergleichen: „Nein — weißt du — lieber Freund ... Chriſt iſt man ja natürlich nicht heutzutage — aber die

bloße Negierung ... ſieh mal — wenn man nur den Sternenhimmel da anſchaut — das kann doch alles nicht bloß 'ne optiſche Täuſchung ſein — es muß doch ein höheres Prinzip geben ... ich meine ... da kommen wir eben auf Kant ... auf die Begriffe a priori —"

Der andere erwiderte nichts, ſondern rauchte und ſchlug blinzelnd eine Hakenquart in die Luft — und Hedwig wünſchte ſich in fiebernder Ungeduld: Ach du dummer Junge — wenn du nur ſchon weiter gingſt mit deiner Weltanſchauung! — und kaum waren die beiden um die Ecke, da lag ſie wieder in Helmſtorffs Armen, leidenſchaftlicher als bisher, im Feuer, ihr ſonſt ſo kühles Blut brannte — ſie ließ ſich nicht mehr nur küſſen — ſie küßte ſelbſt — begierig — haſtig hintereinander — ihre weißen Zähne blitzten dabei auf — in ihren Augen war ein feuchter Glanz — und wieder ging das erſtickte Geraune und Geflüſter durch die ſtille Nacht: Du — du — und ſein immer wiederholtes, leiſes, jubelndes: „Nun biſt du mein!" und ihr ſchon ganz erſchöpftes: „Ja — dein ... dein ..."

Und wieder Küſſe: „Jetzt haben wir uns! Alles andere iſt ja gleich!"

„Nun trennen wir uns nicht mehr!"

„Nur, wenn wir ſterben ..."

„... aber wir ſterben noch lange nicht ... noch lange, lange nicht!"

„Noch lange nicht ..." wiederholte ſie durſtig, ſich an ihn ſchmiegend. „Erſt wollen wir leben — viele, viele Jahre — wir beide ... zuſammen ..."

„Immer zuſammen ..."

Sie ſprachen nicht mehr. Er hatte den Arm um ſie

geſchlungen. Er hielt ſie feſt — ſo lehnte ſie, während ſie langſam, wie im Traum, die ſtille, mondbeſchienene Terraſſe hinabſchritten, an ſeiner Schulter — faſt einer Nachtwandlerin gleich, die nicht weiß, was ſie tut — die halb geſchloſſenen Auges dahin pilgert, wohin ſie muß ...

Vor ihnen knirſchten Tritte auf dem Sand und ſchreckten ſie auf. Ein Pärchen kam da heran — kleine Leute aus dem Volke — unanſehnlich — vielleicht ein Kommis und eine Verkäuferin, die nach Ladenſchluß ihre Herzensſehnſucht gemeinſam in die Schloßruine trugen. Und als ſie vorbei waren, ſahen ſich Hedwig und Helmſtorff an und lachten beide. Die zwei dort waren jung und dumm. Aber ſie ſelber waren es ja auch. Sie waren ja auch wieder jung — ganz jung und glücklich. Einer war es durch den anderen geworden. So glücklich! Und wie ſie ſich anſchauten, fanden ſie, daß ſie auch ſchöner geworden waren. Das machten der Mondſchein und die Freude. Die verklärten ihre Züge. Die veredelten ſie. Beſonders bei ihm. Wie zwei Götter kamen ſie ſich vor, Arm in Arm luſtwandelnd in dem weiten Park, der jetzt ihnen allein gehörte, unter dem hohen Himmel, von dem die Tauſende von Sternen auf ſie niederleuchteten. Eine träumeriſche Stimmung kam über ſie — die Stille nach dem Sturm des Glücks — erſchöpfter Frieden: ſo ſoll es bleiben ... immerdar ... du und ich und fern die Welt ... und dann plötzlich in Hedwig eine Frage, wie ein Zweifel mitten in der Märchenſtimmung: Iſt denn das alles auch wahr? Träumen wir das nicht nur — der da neben mir und ich ...? Und ſie preßte in plötzlichem

Bangen den Arm ihres Gefährten und zog ihn an sich und er beugte sich zu ihr nieder und küßte sie wieder und wieder, heiß, innig, und flüsterte mittendurch mit lachenden Lippen: „Ich hab' Angst — weißt du das?“ und auf ihren erschrockenen Blick weiter: „. . . so glücklich bin ich . . .“ und sie sagte leise: „. . . ich auch!“ und fühlte wieder seine Küsse und hörte an ihrem Ohr sein gedämpftes: „Du meine Hedwig . . . mein alles . . .“

Sie standen jetzt mitten zwischen den Zierbäumen des Parks. Gerade vor ihnen breitete der Gast aus fremden asiatischen Weiten seine jetzt kahlen, der geheimnisvoll zweigespaltenen Blätter beraubten Zweige — die Gingo biloba, geweiht durch Goethes Hand, der selbst den Stamm für den Heidelberger Schloßgarten hatte kommen und in ihm einpflanzen lassen. Fast ein Jahrhundert war darüber verstrichen. Der Liebesbaum grünte in jedem Frühjahr neu. Und wieder, wie vorhin beim Warten auf Helmstorff, wehte es durch Hedwigs Herz vom Rätselklang der Dichterworte:

„Ist es ein lebendig Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt —?
Sind es zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als eines kennt?“

Ja — das war ewig. Das galt auch für sie beide. Die Lebenden, die Glücklichen, die da Hand in Hand standen und sich in die Augen lachten und mit den Lippen suchten. Das ewige Sein vollzog sich. Die Welt ward vollkommen. Denn sie beide hatten sich wieder einmal gefunden — der Mann und das Weib. Und so geschah's von Anbeginn und Ewigkeit bis in die fernsten Tage. Da war keine Sünde dabei und kein Un-

recht. Kein Fluch konnte daran haften. Es war ja das Leben selber, das sich bejahte. Und damit kam ein tiefer Frieden über Hedwig. Die Ruhe kehrte zurück. Sie schaute auf und wunderte sich, daß die Bäume noch ebenso standen wie vor einer Viertelstunde und der Mond ebenso wie vorhin am Himmel dahinglitt und die Welt so aussah wie sonst. Und dann zog sie mechanisch ihre Uhr und merkte, daß nicht eine Viertelstunde, sondern beinahe zwei Stunden verstrichen waren, seit sie und Helmstorff sich getroffen hatten. Es war halb neun Uhr abends. Für sie beide war die Zeit inzwischen still gestanden. Aber die anderen, die langweiligen Menschen da unten im Tal, die hatten sie durchlebt. Und Punkt neun Uhr schloß man die Türe des Solitanderschen Hauses in der Kapuzinergasse von innen zu. Und sie hatte keinen Schlüssel mit.

Damit kehrte sie in die Wirklichkeit zurück und sprach den ersten irdischen und zusammenhängenden Satz seit dieser ganzen Zeit: „Es ist schrecklich ... aber ich muß jetzt heim ... sonst werd' ich ausgesperrt ... und mein Vater weiß nicht, wo ich stecke ... Wenn ich ihn oder die Baas erst herausklingle, dann gibt es so viel unnützes Gefrage ..."

Dabei lachten beide. Es schien ihnen komisch, daß es solche Leute auf der Welt gab wie den alten Solitander und die Baas und man sie ernst nehmen mußte. Es war eigentlich sogar merkwürdig, daß es überhaupt außer ihnen noch Menschen auf der Welt gab. Aber dagegen war nichts zu machen. Das sahen sie ein und er reichte ihr seinen Arm. So gingen sie durch den dunklen Park bis zum Ausgang und blieben zuweilen

wieder verklärt, in einer plötzlichen gemeinſamen Eingebung, ſtehen und küßten ſich und ſahen ſich dabei ſtill ſtaunend an, wie ein Wunder das andere — voll von der Unbegreiflichkeit, daß ein Menſch wie der da neben einem überhaupt auf Erden möglich ſei und man gerade ihn, dieſen einzigen unter Millionen, getroffen und gewonnen habe.

Draußen, vor dem Tor, brannten die Laternen an den Staffeln des Schloßbuckels, auf der Fahrſtraße, die ſich in weiten Windungen zur Stadt hinabzog, waren Menſchen. Hier konnten ſich die beiden nicht mehr küſſen, nicht mehr Bruſt an Bruſt umſchlungen halten wie innen, im Schutz und Dunkel der hundertjährigen, fremdländiſchen Baumrieſen des Parks. Aber während ſie weitergingen, dem unten im Nachtgrauen unbeſtimmt lärmenden und mit tauſend Lichtern funkelnden Heidelberg zu, behielt er ſie am Arm, ſo als ob ſich das ganz von ſelbſt verſtände, und ſie ſtiegen elaſtiſch, in gleichem Schritt und Tritt, wie zwei gute Kameraden hinab. Wer wollte, mochte das ſehen. Und manch einer drehte ſich wohl nach dem ſtattlichen hochgewachſenen Paar um oder erkannte gar beim Schein einer Gaslaterne den nirgends in der Stadt fremden Kopf Helmſtorffs mit dem großen Schlapphut oder Hedwigs rotgoldenes Haar. Einmal grüßte ſogar jemand aus der Finſternis heraus, im Vorbeigehen — irgend ein Herr, vielleicht ein Kollege — es ließ ſich nicht einmal erraten, wer es war. Und dann ſagte Helmſtorff nach einer langen Pauſe, in der ſie beide dasſelbe gedacht und für ſich geſchwiegen hatten, laut und ganz ruhig: „Nun wirſt du meine Frau . . .“

Dabei drückte er im Gehen ihren Arm fest an seine Seite. Sie erwiderte nichts. Eine unbestimmte Scheu verschloß ihr die Lippen — ein Gefühl: daran durfte sie nicht rühren! Davon durfte sie gar nicht sprechen! Das war eine Sache zwischen ihm und jener anderen. Die mußte er ausfechten und tat es. Wohl bald schon. Morgen. Und wie er es machte, war es recht. Nun wurde ja alles, alles gut. Es gab ja keine Schwierigkeiten, keine Hindernisse mehr, seitdem er und sie sich gefunden. Die Welt lag offen vor ihnen da. Sie gehörte ihnen. Sie war eigentlich nur noch für sie beide vorhanden. Und Hedwig dachte nicht einmal mehr an die, die durch sie verdrängt wurde, es regte sich in ihr keine Feindschaft, kein Mitleid — das war etwas, was unabänderlich, nach den Naturgesetzen, geschah und gut war, eben weil es sein mußte — in ihrem Ohr war nur ein Klang ... ein Klang wie vorhin bei dem stummen Hoffen und Harren im Abendgrauen: Hedwig von Helmstorff ...

Das war nur ein Flug und Trug von Silben — ein Wort wie andere — aber es machte so unendlich glücklich, daß sie vor übervollem Herzen kaum mehr Atem holen konnte, während sie traumverloren zu den Sternen über sich emporsah. Welch ein Frieden lag darin ... welch eine Ruhe im Lebenshafen auf lange, lange Zeit ... bis zum Tode. Alle Wünsche befriedigt, alles Sehnen gestillt ... das eigenste Ich in sich vollendet, so wie es werden und aufblühen mußte, wenn es je im Dasein voll zur Reife kam.

Und er mußte Ähnliches denken. Er sah sie an und hielt ihre Hand im Gehen und sagte ihr, was er ihr

ſchon früher geſagt, daß er erſt aufgewacht und er ſelbſt geworden war, ſeitdem er ſie kennen gelernt. Mehr wußte er nicht. Weiter konnte er nichts ſagen. Das war ja auch alles in einem. Aber ſie ſprachen doch fort und fort — von jeder Kleinigkeit des Begegnens zwiſchen ihm und ihr — von jener Stunde ab, wo ſie ſich zum erſten Male in ſeinem Hörſaal ahnungslos gerade vor ſeinen Katheder hingeſetzt und mit ihrem roten Scheitel ſeinen Blick auf ſich gezogen hatte — und ſo immer weiter — jedes gleichgültige Zuſammentreffen auf der Straße oder vor der Univerſität — jeder Gruß — jedes kurze Geſpräch in Studienangelegenheiten nach dem Kolleg — wie oft hatten nicht nur er, ſondern in dieſer letzten Zeit auch Hedwig ſich das alles in die Erinnerung zurückgerufen und bis ins Einzelnſte vergegenwärtigt. Nun ſtaunte einer über den anderen, daß der eine jede ſolche Kleinigkeit ebenſo gut kannte wie er, ſie ſchon halb ausgeſprochen erriet, verbeſſerte, Neues dazu wußte, beſonders für Helmſtorff Neues, als Hedwig ſchwermütig, während ihr doch der Schalk um die Mundwinkel zuckte, zu ihm ſagte: „Früher hab' ich dich gar nicht begriffen! Da hab' ich manchmal über dich lachen müſſen — gerade wie die anderen ... jawohl ... das tun die ... ſchau nur nicht ſo erſtaunt darein ... die wiſſen ja nicht, wer du biſt! Ich hab's ja auch nicht gewußt bis in die letzte Zeit ... du Meiner ... du mein alles ... ich war ja ſo dumm ... alle Menſchen ſind dumm außer dir und mir ..."

Sie ſchauten ſich verſtohlen um, ob gerade niemand auf der Straße ſei, und küßten ſich wieder, länger noch, leidenſchaftlicher als bisher. Denn das war für

heute das letzte Mal. Die Stadt lag schon ganz dicht unter ihnen und aus der Villa nebenan bellte ein kleiner weißer Hund aus Leibeskräften, gerade als wollte er die beiden erwachsenen Menschen ausschelten, die sich da wie ein Primaner und ein Backfisch gebärdeten. Und plötzlich mußten sie beide auflachen, während sie weitergingen. Sie waren ja so jung. Sie waren ja so glücklich. Die Zukunft gehörte ihnen — weit — weit hinaus — ein Märchenland im Morgenrot — und was da war, mußte ihrem Willen dienen und ihr Glück mehren, fort und fort. Sie jubelten sich das still mit jedem Blick ihrer Augen zu, sie sangen halblaut im Gehen und lachten immer wieder über alles und nichts, ein Höhenrausch, eine trunkene Siegerstimmung hatte sie erfaßt. Besonders Hedwig. Die schritt stolz aufgerichtet, den Kopf im Nacken, hochmütig wie eine junge Königin. Da unten war Heidelberg. Da glühten die Lichter. Da wohnten die Menschen. Da lag alles zu ihren Füßen. Tief, tief im Tal. Die ganze Welt lag da unten. Man schaute auf sie hinunter und stand selbst in der Höhe und im Licht, mit sich und dem Gefährten eins und selig, und wenn man Mitleid mit den armen, blinden Leuten da unten hatte, dann war Lachen in dem Mitleid und Verachtung. Die hatten es eben nicht so gut! Das Glück war immer nur bei wenigen — den Auserwählten — den Sonntagskindern, die eine geheime Krone auf dem Haupte trugen, wie sie sich ihr sichtbar und sinnbildlich in feurigen Flechten um die schmale, weiße Stirne ringelte. Sie war ganz trunken und er auch. Sie lachten nur immer wieder und nickten sich zu und drückten sich die Hand als Zeichen: Ja — wir denken

genau dasſelbe — wir ſind ganz eins — und außer uns iſt nichts ...

„Ach — die dummen Menſchen!“ ſagte Hedwig endlich wieder ſeufzend, als ſie die Straßen unten erreicht hatten und der Lärm ſie umfing und halbwüchſige Arbeitsburſchen, grell pfeifend und gröhlend und ungefüg mit den Armen ſchlenkernd ſich zwiſchen ſie ſchoben und ſie zur Seite drängten. Sie hätte das alles am liebſten mit einer Handbewegung weggeſcheucht. Das war nicht aus ihrem Reich, aus ihrer Stimmung, ihrer Seele. Aber es war die Wirklichkeit. Die blieb. Da mußte der Stolz der Einſamkeit ſich beugen, die Ewigkeit, die ſie da oben in ein paar Stunden durchlebt und begriffen, vor dem Kläglichen, Alltäglichen des Heute und Geſtern weichen, und Helmſtorff blieb ſtehen und verſetzte in verändertem, gewöhnlichem Tone, in dem nur noch als Unterklang ihrer beider Feſt- und Feiertagsſtimmung mitſchwang: „Hedwig ... jetzt müſſen wir uns trennen ... für heute!“

Das ſah ſie ein. Aber ſie konnte nicht „Ja“ dazu ſagen. Stumm hielt ſie ſeine Hände in den ihren und er fuhr gedämpft fort: „Morgen, im Lauf des Tages, hörſt du von mir ... oder nein ... ich komme gleich ſelbſt ... aber ich komme erſt, wenn ſich alles entſchieden hat ... du weißt, wie ich's meine ...“

Sie nickte. Nun ſtand ihm die zweite und letzte Ausſprache mit ſeiner Frau bevor. Deren Namen nannten ſie jetzt zwiſchen ſich nicht mehr. Sie hatten, bei allem Rauſch ihres Glückes, eine geheime Scheu vor ihr wie vor einer Sterbenden. Binnen kurzem war ſie ja auch fort, ihrer beider Geſichtskreis für immer entrückt, aus

ihrem Leben geschieden. Daran zweifelten sie jetzt nicht — in dieser Stimmung und in dieser Stunde ...

„Dann komm' ich zu dir!" wiederholte er noch einmal. Ihre Hände ruhten ineinander, ihre Augen suchten sich und blickten fest Stern in Stern — andächtig, beinahe feierlich — sie waren ernst geworden. Das war die Abschieds- und Weihestunde für das alte und neue Leben. Aber ein Übermut überschwenglichen Glückes leuchtete doch noch auf ihren Zügen. Die Hoffnungstrunkenheit gab ihnen ein ungeduldiges Kraftgefühl, das ihnen fast die Brust zersprengte, ein ungestümes Sehnen: Wäre nur all dies Jämmerliche und Unvermeidliche erst vorüber — die Trennung vom Bisherigen — das Geschrei der Menschen — ihr Scherbengericht und ihre Schmähungen, die wir verlachen und verachten — und wir beide wieder allein und beisammen — oben auf unseren Höhen ...

Sie wollten nicht lange Abschied nehmen. Das wäre doch hier, zwischen den Häusern, unter fremden Augen, nur ein schwacher Abglanz der Seligkeit da oben gewesen. Das fühlten sie beide. Ihre Gedanken waren überhaupt immer die gleichen. Sie wunderte sich auch gar nicht darüber. Das konnte ja gar nicht anders sein, wenn zwei eins waren. So preßten sie noch einmal ihre Hände ineinander und schauten sich an und auf ihren Gesichtern war, ihnen selbst unbewußt, jetzt im Augenblick der Trennung ein harter, beinahe grausamer Zug — die Schonungslosigkeit zweier, die ihren Willen und ihr Glück im Leben durchsetzen wollen, um jeden Preis ...

Dann wandte er sich rasch ab und ging quer über die Straße und grüßte an der Ecke noch einmal mit

der Hand und verſchwand. Und Hedwig ſchritt allein ihrem Heim zu ... geiſtesabweſend ... ein verlorenes Lächeln auf den Lippen ... den Kopf im Nacken ... ein freier Menſch, der endlich die Bürde von Zweifel und Reue und Schuld hinter ſich geworfen ... der den Mut beſaß, unbeirrt nur noch nach vorne, in ſeine Zukunft zu ſehen ... ohne mit der Wimper zu zucken, mitten in Glanz und Glut des Glückes hinein ...

XIV

In der Küche der Solitanderschen Wohnung stand die Baas und machte einen Breiumschlag für das entzündete Auge des alten Herrn zurecht. Es war seit Jahrzehnten hergebracht, daß Gryphius Solitander in den stürmischen Übergangszeiten zwischen Winter und Frühjahr ein Gerstenkorn am rechten Auge bekam. Niemand fand mehr etwas daran oder machte sich deswegen weitere Sorgen. Nur der greise Achtundvierziger selbst war dann in schlechtester Laune. Waren ihm doch seine beiden Hauptbeschäftigungen im Leben entzogen. Er konnte weder, mit seinen mageren, langen, behenden Beinen weit ausgreifend, auf den Königstuhl stürmen, noch sich mit der Lupe über die Glaskästen seiner geliebten Kerfsammlung beugen und Nachtfalter von der Nadel nehmen und Pfauenaugen neu aufspießen — er konnte eigentlich rein gar nichts tun und durchmaß unwirsch, mit flatternden Schlafrockschößen, die zehn Schritte seines Studierzimmers hin und her.

Umso heiterer war seine Tochter. Seltsam heiter. Das war der Baas schon am frühen Morgen aufgefallen und nun, gegen Mittag erst recht, als Hedwig in die Küche kam, immer mit demselben geheimnisvollen, frohlockenden, still übermütigen Ausdruck im Gesicht, einen flüchtigen Blick zum Fenster hinaus warf, wohl

ſchon zum hundertſten Mal in den letzten Stunden, dann die kleine rundliche Wirtſchafterin betrachtete und ernſthaft zu ihr ſagte: „Baas — was wahr iſt, muß wahr bleiben: Sie wird wirklich alle Tage ſchöner und jünger..."

„Ach ... bawwele Sie nit, Fräule Hedwig!" Die andere rührte ihren Brei und ſchüttelte unwirſch den Kopf.

„Doch ... doch, Baas! Am liebſten möcht ich Ihr gleich einen Kuß geben!"

Jetzt fuhr die Baas erzürnt herum. Neckereien konnte ſie nicht leiden. „M'r meint bald, Sie wäre heut e bißche g'ſchuckt, Fräule Hedwig!" meinte ſie. „Was hawwe Sie denn norr?"

„Was ſoll ich denn haben, Baas?"

„Das Fieber ... denk' ich bald! Sie hawwe grad ſo fiebrige Aage ... und als das Lache ... kei Menſch weiß, woher ... kei Biſſe hawwe Sie heut zum Frühſtück gegeſſe und daß Sie ſeit dere Zeit fünf Minute irgendwo ſchtillg'ſeſſe ſind, ſell möcht ich net beſchwöre! Als hin und her und treppauf, treppab im Haus und zum Fenſchter nausgeguckt und vor ſich hingeſunge und im Schpiegel hawwe Sie ſich im Vorbeilaafe zugenickt und gelacht — ich hab's geſehe ... rein wie ausgetauſcht ſind Sie heut, Fräule Hedwig ..."

„Ich bin halt vergnügt, Baas ... das iſt doch kein Verbrechen ..."

„Awwer ſo anners wie ſonſcht ..."

„Gott ... Baas ... wenn man ſich immer gleich bliebe ... das wär doch arg langweilig — nicht?"

„Das verſteh' ich net! Aber ſell weiß ich, daß der Menſch des Nachts ſchlafe ſoll. Und Sie ..."

„Ich hab' geſchlafen wie ein Murmeltier, Baas!"

„O mei! Die ganze Nacht ſind Sie rumgegeiſchtert in Ihrem Stübche'! Als ob ich Sie net tappe gehört hätt' — ſo e alti Perſon, wie ich, die die längſchte Zeit wach daliegt — und mir noch gedenkt: was is norr dees da owwe? Die hot und hot ja heut kei' Ruh . . ."

„Baas!" ſagte Hedwig am Herd ſtehend, ſinnend und ohne auf ihre Worte gehört zu haben. „Das Leben iſt doch eine zu merkwürdige Sache . . . findet Sie nicht auch?"

„Wann m'r Mucke im Kopf hat — freilich!"

Hedwig lachte nur leiſe und es war bei ihr etwas wie Leichtſinn im Ton und Auge — und drehte ſich auf dem Abſatz um und lief den Gang hinunter und trällerte dabei eine ſorgloſe Melodie. Und jetzt — die Baas hörte es — jetzt machte ſie ſchon wieder irgendwo ein Fenſter auf und ſteckte ihren blaſſen, an den Schläfen und im Nacken von unordentlichen, rotſeidenen Haarſträhnchen umflatterten Kopf hinaus und ſchaute und wartete. Auf was denn nur? Ach — liebe Zeit — die Alte ſchüttelte ihren Grauſchädel — ſo waren die jungen Leut' — die dachten als, jetzt gleich müßt' das Glück um die Ecke kommen. Ja da konnt' man lange warten! Werdet nur ſiebzig, ihr Kinder, und habt das Reißen in den Knochen und den Hexenſchuß im Kreuz, wie heute wieder, wenn der Märzwind ſo pfeift — da ſieht die Welt anders aus . . .

Auf dem Flur traf Hedwig mit Olga Ritter zuſammen, die vom Kolleg nach Hauſe zurückkehrte. Sie begrüßten ſich. Und es kam ihr dabei vor, als ſei das Benehmen der Philologin gegen ſie verändert — faſt unmerklich

— nur um einen leisen Unterton — ein halbes Lächeln ... und nun fiel es Hedwig ein: das war wohl der Auftritt neulich ... beim Fackelzug ... das dauerte ein paar Tage, bis so etwas aus den Schichten der Lehrenden, wo es sich abgespielt, in die der Lernenden durchsickerte. Und für Olga Ritter mit ihren ewigen Herzensnöten war es offenbar ein wahrer Trost, zu sehen, daß auch eine Hedwig Solitander auf die Dauer nicht unnahbar war. Darum hatte vielleicht auch die kleine Trautvetter ein so scheues und dabei brennend neugieriges Gesichtchen gemacht, als sie des Morgens, die Kollegienhefte und einen Packen mit ihrem noch zu ändernden weißseidenen Pierrot-Kostüm unter dem Arm, Hedwig auf der Treppe begegnet war. Und die lachte nur darüber. Diese Geschöpfchen! Was lag daran, was die dachten oder was andere dachten — die ganze Stadt? Das war alles tief da unten, wie sie gestern Abend Heidelberg zu ihren Füßen hatte liegen sehen. Und sogar wenn es sie erreichte — auch das war eine Befriedigung für sie, geschmäht und verkannt zu werden, zu leiden um ihrer Liebe willen. Auch das gab Stolz und inneres Glück und Verachtung nach außen und hob das Haupt, als trüge man eine Dornenkrone.

Heute morgen, in aller Frühe, war ein Strauß blutroter italienischer Rosen bei ihr abgegeben worden. Das war Helmstorffs Morgengruß. Kein weiteres Zeichen, keine Zeile lag bei und auch jetzt, wo vom Goldkreuz der Jesuitenkirche drüben längst der Schlag der Mittagsstunde gedröhnt hatte, war keine Nachricht von ihm gekommen. Hedwig begriff das wohl. Er wollte nichts von sich hören lassen, bis alles entschieden

war und er im letzten und äußersten Sinne sagen konnte: nun bin ich dein — ganz dein! Dann kam er selbst und breitete die Arme aus, um sie an seiner Brust zu empfangen und zu schützen, für immer ... Und diese schwerste Stunde — den Bruch mit allen und allem um ihretwillen — die durchlebte er wohl eben jetzt drüben in seinem Hause. Den ganzen Tag waren ihre Gedanken dort bei ihm gewesen, in bangem Mitleid, weil sie ihm nicht helfen konnte, und doch voll fester Zuversicht und gläubigen Glückes. Bis zum Nachmittag war ja alles zu Ende gebracht. Das Böse und Schwere lag hinter ihnen beiden. Die häßlichen Erdenreste fielen von ihnen. Ein neues Leben tat sich auf. Das Leben — das eigentliche, begann.

Das war ein Herzklopfen ... ein beklemmendes Vorgefühl ... halb eine Angst oder Freude, halb ein leises Grauen, daß das alles viel zu schön sei, um wirklich wahr zu sein ... so eine Stimmung, wie sie sie als Kind im dunklen Zimmer beim Warten auf den Weihnachtsbaum empfunden ... und kindisch war ja auch jetzt ihre Freude auf das Glück und sie mußte immer wieder lachen und streckte die Arme aus und schaute ihr Ebenbild im Spiegel an, das ihr zu sagen schien: sieh ... ich bin heute schön — wirklich schön — so geheimnisvoll schön mit dem wissenden feuchten Meeresglanz in den Augen, wie ich noch nie war ... Das macht er! — Und sie sang leise, selig vor sich hin, während sie durch die Zimmer auf und nieder schritt.

Sie wußte, Helmstorff würde nicht vor dem frühen Nachmittag kommen — dann aber auch ganz gewiß. Bis dahin war es nur die Unruhe und Ungeduld, die

sie zwischen all dem Schnörkelkram und Urväterhausrat des Solitanderschen Geschlechts hin und her trieb und mit verschlungenen Händen vor dem Bilde des Urahnen Markus stehen bleiben ließ, dessen stiernackiger, grimmiger Männlichkeit man es ohne weiteres glaubte, daß die in der Familienchronik aufbewahrte Mahnung des Pfalzgrafen an ihn, „seyne Predigten herzhaft und nervos zu halten und keine quäkerischen Gestus zu machen!" — nicht erst nötig gewesen. Nein, der hatte von selber gewußt, was er wollte. Der hatte sich schonungslos durchgesetzt im Leben und heute fühlte sich Hedwig ihm verwandt und spürte Geist von seinem Geiste: was einem im Weg stand, das mußte weichen . . .

Aber dann zogen andere wechselnde Bilder der Vergangenheit durch ihren Kopf. Und besonders eine Gestalt ließ sie nicht mehr los . . . eine Frauengestalt, mit der sie jetzt ein seltsames Mitempfinden durch die Jahrhunderte hindurch verband — und als sie bei Tisch ihrem Vater gegenübersaß, da frug sie plötzlich: „Sag mal — kann man eigentlich nirgendswo mehr erfahren von der Salome la Born? und was eigentlich aus der geworden ist?"

Aber der greise Achtundvierziger wußte auch nichts weiter. Er entsann sich kaum der Geschichte von der schönen Hugenottin, die vor langer, langer Zeit einmal mit ihrem Liebsten in die Fremde geflohen, und kam dann ins Reden und erzählte krause Sachen — von seinem seligen Vater, der ihm einmal als Buben auf dem „Pariser Spaziergang" — den jetzigen Anlagen — den Jean Paul gezeigt. Der habe damals im „Goldenen Hecht" zu Heidelberg logiert, ein sehr dicker Mann,

immer fünfzehn Krüge Bier um ſich herum, und der alte Johann Heinrich Voß habe ihn beſucht, der ſonſt nie aus ſeinem Garten herauskam, ſo daß ihn ſelbſt Heidelberger Bürger nicht kannten, und Schlegel — Auguſt Wilhelm von Schlegel habe im „Karlsberg" im Fenſter gelegen, glatt raſiert, wie ein Emigrant oder Abbé ausſehend und in engliſcher Kleidung ... oder hatte er das gar nicht mehr ſelbſt geſchaut? hatte der Vater das nur ſo oft erzählt? — er entſann ſich wahrhaftig nicht mehr. Es war ſchon ſo lange her ...

Der Alte ſchwieg und ſenkte das kleine, vertrocknete Haupt und betupfte ſich dann mißgünſtig ſein Gerſtenkorn am Auge. Hedwig hatte nicht zugehört. Sie dachte wieder an ihre Vorfahrin, die junge, glückvergeſſene Salome la Born, und dabei wurde ihr traurig zu Mute. So wie an einem ſchönen Sommertag gegen Mittag allmählich die erſten grauen Wolken auftauchen und die Sonne bleich erſcheint und der Himmel immer blaſſer wird und ſich allmählich ganz umzieht, ſo verfärbte ſich vor ihr zuſehends das bisherige lichte Bild der Zukunft. Sie konnte es nicht mehr feſthalten. Sie war zu unruhig dazu. Zu fiebrig erregt. Und die Zeit rann unaufhaltſam dahin. Nun war es ſchon über drei Uhr Nachmittags — es ſchlug ein viertel — es ſchlug halb — es ſchlug vier Uhr von den Türmen der Nachbarſchaft — und immer noch kein Zeichen von Helmſtorff. Sie ſtand am Fenſter und ſchaute auf die Straße hinab — wohl ſchon eine Stunde und länger — aber da war nichts als gewohnte Lärmen und Leben der Kapuzinergaſſe.

Der Trübsinn wurde stärker und stärker. Nun endlich kämpfte sie mit voller Kraft dagegen an. Sie wollte stark und heiter sein. Sie dachte an den gestrigen Abend. In der Erinnerung an ihn wurde alles so weit und groß — man bekam Flügel und hob sich empor und sah Menschen und Dinge tief unter sich ... so winzig klein ... so komisch klein und viel geschäftig und ewig aufgeregt über tausend Nichtigkeiten ... gerade wie ein kribbelnder Ameisenhaufen. Wie sie sich das vorstellte, zuckte wieder der Übermut um ihre Lippen, das Lachen kam wieder, die Siegesstimmung und das Vertrauen in die Zukunft: Es muß alles gut gehen, weil wir es sind, die es wollen ...

Hinter ihr knarrte eine Türe. Sie drehte sich um. Da stand Hermann Riedinger.

Er kam aus dem Zimmer des alten Solitander und sagte noch nach innen hinein: „Warme Breiumschläge und Geduld! Weiter gibt's nichts bis heute abend!" Dann wandte er sich Hedwig zu.

Er sah ganz unverändert ruhig aus. Und ebenso sagte er Hedwig guten Tag, aber ohne ihr die Hand zu reichen. Nur in seinen Augen war nicht der ironische Stich wie sonst. Ihr Ausdruck war eher weich. Etwas von Müdigkeit und Schwermut lag darin.

Sie erwiderte seinen Gruß nicht. Sie war zu erschrocken. Und nun meinte er, um seine Anwesenheit zu erklären, so gelassen wie gewöhnlich: „Warum starrst du mich denn so an? Dein Vater hat nach mir geschickt — wegen der Entzündung am Auge. Es ist natürlich die alte Geschichte. Sorge nur, daß er nicht zuviel in seinen Mottenkästen herumkramt oder gar ins

Freie rennt! Um sechs Uhr komme ich heute wieder und mache einen kleinen Einschnitt . . ."

Also als Arzt war er da! Sie atmete auf. Und es schoß ihr durch den Kopf, daß sie ihrem Vater noch gar nichts von der Aufhebung der Verlobung gesagt hatte. Sie hatte es noch nicht gewagt. Sie wollte warten, bis ihr Schicksal ganz entschieden war. Dann ging alles in einem. Und bis dahin war es ja ein Glück, wenn der Alte keinen Verdacht schöpfte — dadurch, daß Riedinger täglich wie bisher in das Haus kam.

Aber sie vermochte Hermann Riedingers Blick doch nicht Stand zu halten. Es war so viel darin, was sie nicht mehr sehen, nicht mehr wissen, nicht mehr wahr haben wollte. Ihre Schuld lag darin . . . die lebte wieder auf . . . die kehrte zu ihr zurück, so trocken und äußerlich gleichgültig er sich auch gab — ganz absichtlich nur der Doktor, den man zur Hilfeleistung gerufen — und mehr nicht.

„Ich hab' der Baas expliziert, wie sie die Umschläge machen soll!" sagte er. „Aber sie ist ein alter Trutzkasten und tut nachher doch wieder alles nach ihrem Dickschädel. Es ist besser, du siehst einmal selber nach dem Rechten! Adieu Hedwig!"

Damit ging er. Er hatte ihr wieder nicht die Hand gegeben. Sie hatte es auch gar nicht erwartet. Sie war scheu in der Ecke stehen geblieben, wie eine arme Sünderin. Alle Zuversicht, aller Stolz waren plötzlich in Riedingers Nähe wie weggeblasen gewesen. Sie hatte zuerst, als sie ihn sah, sich davor gefürchtet, wie leid er ihr tun und wie weh ihr das wieder selbst sein würde. Aber nun kam das gerade umgekehrt. Sie fühlte aus

ſeiner bloßen Nähe, wie er da ſtand und ſie anſchaute und mit ihr über die gleichgültigſten Dinge ſprach, ein tiefes Mitleid mit ihr heraus, die ruhige Überzeugung, daß viel Schweres und Schmerzliches ihr bevorſtand, das ſie ſelbſt ſo gewollt und verſchuldet ...

Da war die Traurigkeit wieder! Sie kam nicht mehr davon frei. Sie fand nicht mehr den Weg hinauf zur Höhe. Riedinger ſtand davor. Da verblichen Übermut und Mut. Da krochen die alten quälenden Zweifel und Vorwürfe heran: Was haſt du ihm getan? ... Was tuſt du mit dir ſelbſt? — Da ſchlich ... nicht die Reue ... die wollte ſie nicht ... über die war ſie hinaus ... aber das böſe Gewiſſen ſchlich ſich wieder ein ... das lähmende ... das entnervende ... und ſie hatte nur die eine Rettung davor ... den einzigen, ſehnlichen Wunſch, daß Helmſtorff doch endlich ... endlich käme ...

Es war jetzt ſchon gegen fünf. Er mußte längſt mit ſeiner Frau geſprochen haben. Warum gab er Hedwig keine Nachricht? Doch nur, weil es keine gute ſein konnte. Oder wenigſtens nur eine unentſchiedene. Es ging nicht alles den Weg, den ſie beide gedacht ...

Das war ihnen alles ſo leicht und ſelbſtverſtändlich erſchienen, in der trunkenen Feſt- und Erlöſungsſtimmung, in der ſie geſtern Arm in Arm den Weg vom Schloß zur Stadt hinabgeſchritten waren. Und wenn Hedwig ſeitdem oft genug, wider Willen und ohne Mitleid, an Frau von Helmſtorff gedacht und was er ihr nun wohl ſagen und ſie ihm antworten würde, dann hatte ſie unbewußt dabei nach ſich geurteilt: Es war doch das einzig Natürliche, daß man einen Men-

schen ziehen ließ, der einem offen ins Gesicht hinein erklärte, daß man ihm nichts mehr war und nichts mehr sein konnte! Man klammerte sich doch an keinen und demütigte sich vor keinem und bettelte nicht. Man hatte doch seinen Stolz! Und gerade Frau von Helmstorff war doch gewiß kein zärtlich hingebendes Gemüt, sondern kühl und selbstbewußt genug. Es war schwer, sich vorzustellen, daß gerade diese Frau sich etwas vergeben und durch Tränen und Szenen das Unabänderliche zu wenden suchen würde.

Und doch hörte Hedwig jetzt in sich mit wachsender Angst eine warnende Stimme: Wie sie sich das, nach ihrem eigenen Empfinden, bisher vorgestellt hatte — dies kurze, verächtliche: „Gut — geh! Ich halte dich nicht!" — das waren doch vielleicht spröde Mädchengedanken — einseitig wie das ganze Leben einer unverheirateten Frau. Für sie, für Hedwig lag das alles ja viel einfacher, und wie sie sich auch entschied, war sie für niemanden verantwortlich als für sich selbst. Wie anders war das bei Frau von Helmstorff. Die hatte Kinder — erst jetzt dachte Hedwig daran — und er war der Vater dieser Kinder! Die hatte ein Haus und er war der Herr darin. Die besaß eine Stellung vor der Welt und er gab sie ihr. Die hatte Reichtum und er kam von ihm. Die trug einen Namen und es war der seine. Alles hatte sie mit ihm und durch ihn. Von allen Seiten rankte sich das äußere Leben um sie beide und zog die Kraft seiner Wurzel aus dem Boden, der ihnen gemeinsam war, und schlang, so fremd sie sich auch innerlich geworden waren, das Paar aneinander oder vielmehr sie an ihn. Ohne ihn war sie nichts.

Für sie war solch eine Trennung nicht eine Herzenssache — so hatte Hedwig, im Taumel ihrer eigenen Liebe, das bisher allein angesehen — für sie spielte alles hinein, was einen Menschen an das Dasein überhaupt fesselt. Und dazu kam, was Hedwig nur zu ahnen, nicht klar nachzuempfinden vermochte: sie war Mutter. Das hob ihren Widerstand über alle Selbstsucht und Berechnung hinaus. Sie konnte immer sagen, daß sie nicht für sich, sondern für ihre Kinder kämpfte ...

Jetzt begriff Hedwig auf einmal nicht mehr, wie sie gegen das alles bisher hatte blind sein können. Es lag doch so klar zu Tage. Sie berechnete sich das jetzt mit voller Grausamkeit gegen sich, mit einem schadenfrohen Lächeln bei der Vorstellung, wie weh ihr das tat. Sie suchte förmlich nach immer neuen Gründen gegen ihr Glück und ihre Hoffnung und arbeitete sich, je weiter die Zeit fortschritt, ohne daß Helmstorff kam, in eine ohnmächtige Verstörung hinein.

Und eigentlich, im innersten ihres Herzens, glaubte sie doch nicht daran! Da blieb die alte Zuversicht ... Das war doch nicht bloß ihre leere Hoffnung gewesen — gestern abend — Helmstorff selber hatte doch zugestimmt und hatte selbst zuerst das Wort ausgesprochen und immer wiederholt: „Nun wird alles gut ... alles ... alles." Er mußte das doch besser wissen als sie. Er kannte doch seine Frau. Er hatte den Gedanken der Trennung von ihr gewiß schon oft überlegt ...

Das gab Hedwig wieder etwas Trost, schon die Vorstellung allein, daß ihr ganzes Glück jetzt in Helmstorffs Hand lag. Auf ihn mußte man bauen und

vertrauen, ihn gläubig gewähren lassen. Und wie er's machte, war es recht. So wurde sie noch einmal leicht und frei, aber sie fühlte selbst: Es war etwas Fieberhaftes in dieser wilden Heiterkeit, in der sie durch die Zimmer hin und her ging. Wer so wie sie immer wieder aus trockenen, heißen Augen auf die Straße hinabstarrte, bei jedem Klang der Turmglocke zusammenfuhr und schwer atmend, mit aufgewühltem Herzen, sich in den Stuhl fallen ließ und gleich wieder aufsprang, den trug nicht mehr die harte kalte Zuversicht auf Sieg — den quälte und verzehrte nur noch die Ungeduld, endlich sein Schicksal zu erfahren, mochte es nun sein, wie es wolle . . .

Da schrillte draußen die Flurklingel. Das war er! Sie sah ihn vor sich, ehe er noch eintrat . . . er kam von der schwersten Stunde seines Lebens . . . sein Gesicht war bleich . . . die Erregung zitterte auf ihm nach, aber ein unbestimmtes Leuchten lag darüber . . . die Befreiung . . . der Widerschein künftigen Glücks . . . Hedwig riß die Türe auf und machte jählings halt. Das war eine fremde, ältliche Männerstimme, die da vorne mit der Baas sprach, und gleich darauf kam die und trug in der Hand eine Karte: „Geheimer Hofrat Professor Dr. Trenkle."

„Ich lasse bitten," sagte Hedwig tonlos. Sie hatte einen leichten Schwindelanfall, während sie in das Gemach zurückkehrte, und stützte sich mit der Hand auf den nächsten Sessel. Dann richtete sie sich wieder auf und zwang sich zu ruhiger Haltung. Und gleich darauf, ihr auf dem Fuß, trat der Geheimrat Trenkle ein.

Er sagte mit leiser, bekümmerter Stimme: „Guten

Tag, Fräulein Solitander!" und blieb einige Schritte von ihr entfernt stehen. Die Hand reichte er ihr nicht — so wenig, wie das Hermann Riedinger getan. Die Zeiten waren jetzt für sie vorbei. Und auch in dem Blick, den er prüfend auf sie richtete, war etwas von Riedingers Art. Das alte, geistvolle Faunsgesicht, um das die langen, weißen Gelehrtenlocken so fromm hingen und dem sonst, zumal beim Anblick einer hübschen jungen Frau der Schalk im Nacken saß und verständnisvoll aus den kleinen, listigen Augen blinzelte — dies Äußere eines greisen, gern lebenden und leben lassenden Skeptikers war jetzt bei ihm geschwunden. Er war ernst — sehr ernst. Und dabei gar nicht streng. Eher väterlich besorgt und betrübt — wie bei einer Kranken, ging es Hedwig wieder durch den Kopf. Am Ende war sie es wirklich und Helmstorff auch und alle Menschen wußten das — nur sie beide nicht. Und sie sah den alten Trenkle an und dachte: Der hat mich auch mal lieb gehabt ... und Riedinger ... und viele ... mehr als ich wohl verdiente ... und jetzt keiner mehr. Ich bringe ja allen nur Unglück ...

Sie hatte nur so viel Selbstbeherrschung, stumm auf einen Stuhl zu weisen. Auf den setzte sich der Geheimrat nieder und wischte sich, ehe er sprach, zunächst gewohnheitsmäßig die schwärzlichen Schnupftabaksspuren von dem glattrasierten Kinn. Das war eine alltägliche Bewegung — beinah unangenehm anzusehen. Die Nüchternheit war mit dem Greis in das Zimmer gekommen, die farblose Wirklichkeit der Dinge, und Hedwig schauerte leise zusammen vor dem, was sie nun hören würde.

Und nun fing er an zu reden. Eindringlich, lebhaft und ein wenig lehrhaft, wie ihm das durch jahrelanges Kollegienlesen zur zweiten Natur geworden. Nur das kaustische Lächeln um die Lippen, mit dem er sonst wohl einmal die jungen Leute zu seinen Füßen ein ganz klein wenig so wie Mephisto den Schüler belehrte, das blieb jetzt aus. „Meine Tochter war vorhin bei mir, Fräulein Solitander!“ sagte er kopfschüttelnd. „Sie hatte heute vormittag eine lange Unterredung mit ihrem Mann. Und jetzt eben eine zweite, die vermutlich auch wieder Stunden dauern mag. Und die ebenso ergebnislos enden wird, wie die erste — wenn kein Teil den anderen verstehen und nachgeben kann. Inzwischen bin ich einmal hierher zu Ihnen! Das schien mir nach reiflicher Überlegung das Beste. Nicht um Ihnen nachträglich Vorwürfe zu machen und Strafpredigten zu halten. Wozu auch! Das Unglück ist nun einmal geschehen! Nein — ich möchte Sie nur bitten, mich, Ihren alten Freund und Lehrer, der es immer gut mit Ihnen gemeint hat, mit Ruhe und Geduld anzuhören. Wollen Sie das?“

Hedwig war vor ihm stehen geblieben. Sie antwortete nicht, sie hatte nur den Anfang seiner Rede gehört: „... wenn kein Teil nachgeben kann ...“ Da war alles, was sie befürchtete, zur Wahrheit geworden: Frau von Helmstorff hatte etwas anderes gewählt als den bloßen Stolz des Verzichtens ... sie kämpfte ... sie wahrte ihr Recht und ihre Stellung. Und dieser Standpunkt erschien Hedwig selbst, nachdem der Rausch des gestrigen Abends verflogen war, zu ihrem eigenen Entsetzen so natürlich, so selbstverständlich, daß sie sich

beide in ihrer Weltvergessenheit da oben in dem Schloßpark gar nicht mehr begriff.

„Wollen Sie mich anhören?" wiederholte der alte Herr und nun versetzte sie hastig: „Bitte — sagen Sie mir alles! Es ist ja alles besser, als die Ungewißheit, was nun werden soll! . . ."

Ihr Besucher sah sie aufmerksam an und meinte dann langsam und bestimmt: „Es wird eben gar nichts werden und darf nicht und soll nicht. Es muß alles beim alten bleiben! Ich sage Ihnen das nicht als Vater der Frau, die Sie nach einer fünfzehnjährigen Ehe von Haus und Herd verdrängen und beiseite schieben wollen, wie man weiß Gott was — irgend ein abgenutztes Gerät oder dergleichen einfach in die Rumpelkammer wirft — ich will gar keine Rührung und Tränen erzeugen — ich spreche ganz einfach und vernünftig zu Ihnen als zu jemandem, der unter meinen Augen geistig aufgewachsen ist . . . den ich sozusagen vom Frauenzimmer hab' zum Menschen werden sehen . . . dem ich neulich noch zum Doktorhut verholfen hab' . . . den ich bisher genau zu kennen geglaubt hab' . . . aber wer kennt schließlich auch nur sich selber? Homo sum, Fräulein Solitander . . . wir sind allzumal Sünder! Das weiß ein alter Sünder wie ich am besten und richtet nicht und wundert sich über nichts mehr auf der Welt . . . auch nicht, daß bei meinem Schwiegersohn und Ihnen die Leidenschaft mit dem Verstand durchgegangen ist . . ."

Er rückte seinen Stuhl näher heran und fuhr nachdrücklicher fort: „Die Sache ist nur, daß in solchen Fällen die anderen Leute ihren Verstand zu behalten

pflegen und den dann doppelt gebrauchen. Dazu sind sie geradezu verpflichtet. Versuchen Sie es einmal, Fräulein Solitander, und versetzen Sie sich darein, wie ein Mensch mit kühlem Kopf die Lage ansehen muß: Glauben Sie denn wirklich, daß meine Tochter dazu mit ihrem Mann jahrzehntelang Leid und Freud geteilt hat — von da ab, wie er noch ein kleiner, unbedeutender Privatdozent war und ich lang geschwankt hab': soll ich mein Kind dem jungen Streber geben, der an nichts als an sich selber auf der Welt denkt! ... Kann ich das vor ihr und mir verantworten? ... von da ab bis auf diese Tage? ... ich geb' zu: es gibt wenig Leute, die meine Tochter wirklich kennen ... sie ist immer neben ihrem Mann zurückgetreten und verblaßt ... sein Schatten gewesen ... aber eben deswegen hat sie das Recht, auch da zu bleiben und den festen Willen dazu ... mit meinem vollen Segen und meiner Billigung. Und davon wird sie nicht abgehen, Fräulein Solitander ... Meine Tochter ist vielleicht nicht so sehr gescheit — es geht nichts allzu arg bei ihr in die Tiefe ... das weiß ich ... aber was sie an Verstand besitzt, das ist nicht kraus wie bei anderen Weibern, sondern sehr klar und vor allem — darin unterschätzt man sie fast immer — sie hat einen ganz bestimmt ausgesprochenen Willen ... sie weiß ganz genau, was sie tut ... auch in diesem Fall, der ihr ja nicht gerade überraschend kommt. Sie hat das Unglück ja heraufziehen sehen, seit Monaten, und hat es schweigend getragen und nie zu einem Menschen darüber gesprochen als damals mit Ihnen ... umsonst ... hier in diesem Zimmer ... und mit ihrem Mann ... und jetzt mit mir.

Sie hat alles verſucht, was in ihren Kräften ſtand, um zu verhüten und auszugleichen ... bis neulich beim Fackelzug ... na ... Sie wiſſen ja ... ſie iſt auch ein Menſch ..."

Er erhob ſich und trat dicht vor Hedwig hin. „Alſo kurz und klar: Meine Tochter willigt in keine Scheidung — unter keinen Umſtänden und unter keiner Bedingung — der Kinder wegen ... mag ihr Mann nun tun und laſſen was er will. So liegen die Dinge und bleiben ſie unabänderlich und wer das einſehen und ſich darein fügen muß, das ſind Sie und Helmſtorff ... oder vielmehr Sie allein ... denn auf meinen Schwiegerſohn iſt nicht mehr zu rechnen, wenn es ſich um ſchwere Dinge im Leben handelt ... er iſt ſchon zu verbraucht vom Leben, es iſt nicht mehr viel von ihm übrig. Drum wende ich mich an Sie! Sie haben keine leichte Aufgabe vor ſich, Fräulein Solitander! Sie müſſen nicht nur für ſich ſelber mit der unſeligen Geſchichte fertig werden, ſondern für ihn mit! Allein kann er das nicht. Da reicht ſeine Kraft längſt nicht aus, da geht er daran völlig zu Grunde ..."

Der Alte nickte bedächtig und trübſinnig ein paarmal hintereinander und dabei kräuſelte ſich um ſeine dünnen Lippen ein beinahe grauſamer Zug von Menſchenkenntnis. Er ſchwieg und wog ſeine Worte und brauchte dann, in der endlichen Freiheit, ſeine ſeit vielen Jahren verheimlichte eigentliche Meinung über ſeinen Schwiegerſohn ſagen zu dürfen, doch die nächſtliegenden und bitterſten: „Das iſt doch alles nur Strohfeuer! Bei ihm ... bei ihm ... bei Ihnen nicht ... Fräulein Solitander ... Sie ſind jung und ſtark ... Sie ſind überhaupt jetzt

erſt aufgewacht ... vom Neutrum zum Weib ... Sie könnten Berge verſetzen ... das weiß ich ... Aber er ... und das hohle Leben, das er ſeit vielen Jahren führt und das ihm ſchließlich ſelber zum Ekel geworden iſt, ſo daß er daraus heraus wollte ... zu Ihnen. Ja — einfach daraus wegfliehen ... ach Gott ... das brächte er wohl noch fertig. Das iſt ſchließlich keine Kunſt. Die Reiſe nach Tibet ... die hab' ich ihm geglaubt ... ſogar gebilligt ... das wäre ganz gut geweſen. Aber hier zu bleiben und den Kampf aufzunehmen ... denken Sie nur, was das heißt — ſolch ein Kampf gegen ſeine Frau, ſeine Kinder, ſeine Freunde, ſeine Kollegen, ſeine hohen Gönner, gegen mich — gegen die ganze öffentliche Meinung — gegen die ganze Welt — ja — Sie — Sie täten's ... natürlich! ... Aber ihn hält das ja von allen Seiten mit tauſend Banden. ... Er hat ſich ſein Leben ſelbſt gezimmert ... und will er es jetzt zertrümmern, ſo geht er mit in Stücke. Ganz gewiß, Fräulein Solitander ... wenn Sie mich auch ganz entſetzt anſtarren wegen meinen Läſterungen über Helmſtorff. Er iſt viel ſchwächer als Sie glauben ... viel morſcher ... wie ein innen ausgehöhlter Baum ... möchte ich ſagen ... Sie allein haben es in der Hand, ihn zu retten, indem Sie ihm entſagen ... und ihm begreiflich machen, daß das ſo ſein muß ..."

„Nie," ſagte Hedwig. Weiter nichts.

„Iſt das Ihr letztes Wort?"

„Ja. Nie!"

Einen Augenblick war es in dem Zimmer totenſtill. Dann nahm der alte Trenkle ſeinen Hut und ſagte nach

kurzem Zaudern: „Gut denn! Ich hab' das meinige verſucht. Ich hab' ja von Anfang an gefürchtet, daß es hoffnungslos ſein würde. Alſo — nun tun Sie in Gottes Namen, was Sie müſſen! Stürzen Sie ſich und uns alle ins Unglück! Guten Abend, Fräulein Solitander!"

„Guten Abend, Herr Geheimrat!"

XV

Der Professor Trenkle hatte kaum das Zimmer verlassen, da wachte Hedwig aus der Starrheit auf, mit der sie bisher dagestanden und ihn angehört. Sie richtete sich empor und machte ein paar jähe Schritte zur Türe, hinter dem Besucher her, als wolle sie die öffnen und ihm nochmals ihr „Nie!" und abermals „Nie!" nachrufen, damit er es ja nicht vergaß. Dann besann sie sich und blieb, wo sie war. Eine leise, unheimliche Röte überzog allmählich ihr bis dahin fahles Antlitz, sie ballte die Hände, ein Ton, halb schweres Aufatmen, halb zorniges Lachen kam aus ihrer Brust. Jawohl — sie lachte — gottlob — sie konnte es! Das tat wohl! Das befreite! Der alte Trenkle mochte sonst schon klug sein — o gewiß! — aber diesmal hatte er sich verrechnet! Er hatte es falsch angefangen! Hätte er ihr einfach trocken und grausam mitgeteilt: „Eure Verbindung ist aussichtslos für alle Zeiten!" — der Schlag hätte sie vielleicht niedergeschmettert. Aber daß er dabei auch Helmstorff vor ihren Augen erniedrigen, ihr auch noch den Glauben an ihn rauben wollte — die Empörung darüber hielt sie aufrecht. Die lohte in ihr, die ließ sie alle Enttäuschung überwinden, in stürmischem Widerspruch und Kampfstimmung.

Mit rastlosen, langen Schritten, wie ein Panther im

Käfig, durchmaß sie das Gemach und lachte wieder laut auf. Die dummen Menschen! Wie arm und kalt mußten sie sein, wie trostlos wenig mußten sie erlebt und durchlebt haben, um mit solchen Mitteln auf sie wirken zu wollen! Auf Helmstorff nicht mehr bauen — ja, das war doch das Ende! Dann sprang man am besten gleich in den Neckar, wo er am tiefsten war! Aber das war ja ein wahnsinniger Gedanke. Er war ja da! Er war ja nahe. Und nun glaubte sie erst recht an ihn. Wie an sich selbst. Mochte sie auch aus allen ihren Himmeln gestürzt sein, Berge konnte sie versetzen mit dieser Inbrunst! Das hatte der alte Trenkle ja auch selber gesagt. Das war das einzige wahre Wort gewesen, das aus seinem Munde gekommen. Das verriet seine geheime Furcht, daß sie beide am Ende doch stärker sein würden, als die alle, die Klugen, die Ehrbaren, die Vorsichtigen zusammen.

Und so geschah es auch! Wenn nicht gleich, dann später! Und nun war sie stolz darauf, daß gerade solch ein Fehlschlag sie erst recht aufrichtete. Und ihm ging es gewiß ebenso. Sie wuchsen beide nur am Widerstand der Welt. Sie wurden erst, was sie waren. Was die Menschen gegen sie taten, das taten sie für sie. Man mußte diese Menschen förmlich lieb haben, in lachendem, mitleidigem Spott, für ihre Kurzsichtigkeit, ihre Engherzigkeit — damit dienten sie schließlich nur ihnen beiden — sie, ihre Verfolger. Natürlich — sonst war ja das Glück viel zu groß. Das konnte einem nicht so leichthin geschenkt werden. Und ihre Augen leuchteten. Sie dachte sich: Wäre Helmstorff nur schon hier ... bei mir! Wie wären wir dann beide froh im

Elend und wie zuversichtlich und stark einer durch den anderen ...

Sie achtete kaum darauf, daß ihr Vater und sein Freund, Evangelist von Thiengen, durch das Zimmer kamen. Die beiden alten Herren stritten schon wieder wie gewöhnlich leidenschaftlich miteinander, maßen sich mit erbitterten Blicken und sagten sich allerhand spitze und anzügliche Worte, wobei es an Sticheleien über ihre beiderseitigen Steckenpferde, die mittelalterliche Klostergeschichte und das Käfersammeln, nicht fehlte, Dinge, an denen nach der Meinung des anderen, nur ein geistig Zurückgebliebener Freude haben konnte. Hie Kerfe — hie Kirchenväter! Das war der alte Kriegsruf. Hedwig kannte das. Sie hörte gar nicht hin. Aber Gryphius Solitander schüttelte im Vorbeigehen mürrisch den weißen Kopf und wies nach seinem entzündeten Auge. Mochte Gott wissen, was die Baas da für Umschläge zusammengekleistert hatte. Sie wurde doch schon alt und schwachköpfig. Es war ja ihre eigene stehende Klage, die Hitz' am Herd hätt' ihr den Hirnkaschte verbrüht ... Und Hedwig kümmere sich natürlich nicht um so etwas! Was sei das auch für eine Lappalie ... ein alter, halb blinder Vater ... weiter nichts. Aber jetzt bald, um sechs, kam Riedinger zurück. Bei dem würde er sich beklagen. Der sollte ihr 'mal den Kopf waschen, was sie für eine Tochter sei ...

Das meinte der Greis gar nicht böse. Er sprach es ganz zerstreut, nur um ein wenig zu brummeln, und seine Gedanken waren dabei, wie gewöhnlich, schon halb wo anders und er schob den kleinen, frommen Hauptmann von Kapernaum, wie er ihn nannte, zürnend an der

Schulter vor sich her in die Bibliothek. Und beide verschwanden unter neuen Bitterkeiten, um nebenan in einem uralten, längst von der Zeit überholten Piererschen Konversationslexikon die strittige Frage aufzuschlagen.

Gleich darauf klangen draußen die Turmglocken — jede sechsmal hintereinander — und beim letzten Schall von der Jesuitenkirche her zuckte Hedwig zusammen. Nun mußte Riedinger erscheinen. Sie konnte es nicht vermeiden, mit ihm zusammenzutreffen. Und sie fühlte und wußte doch nur zu gut: Er war der einzige Mensch, vor dem ihre innere Festigkeit nicht standhielt, die sie jetzt doch notwendiger als die Lebensluft selbst brauchte. Etwas von seiner alten Macht über sie — das ließ sich nicht vertreiben — das blieb wohl immer in ihr — und gerade seitdem sie ihren Weg von seinem für alle Zeit geschieden hatte. Das Schuldbewußtsein, das sie sonst in ihrer trotzigen Stimmung gegen niemanden auf der Welt empfand — auch gegen Frau von Helmstorff nicht und noch weniger gegen deren Vater — das schmerzte in seiner Nähe und wurde lebendig. Er brauchte sie nur anzuschauen — ohne irgend ein Wort, das über die alltäglichste Notwendigkeit hinausging — so war die Reue da. Das hatte sie diesen Nachmittag schon gemerkt und fürchtete sich vor der Wiederholung. Und Helmstorff kam jetzt doch noch nicht! Die zweite Unterredung mit seiner Frau mochte noch lange genug dauern. Hedwig brauchte nicht zu befürchten, ihn zu verfehlen, wenn sie für eine halbe Stunde das Haus verließ — nur eben so lange, bis Riedinger zu ihrem Vater gekommen und wieder gegangen war. So vermied sie ihn. Der Gedanke war ihr eine Erlösung.

Sie eilte die Treppe hinab. Sie flüchtete beinahe, so drängte sie sich zwischen den Menschengruppen hindurch, die unten vor dem geschlossenen Papierlädchen standen. Der kleine Meister Butterweck hatte aus Gram über den Weggang seiner Kinder in letzter Zeit drüben im „Scheppen Eck" noch mehr wie gewöhnlich getrunken — immer rundum ein Glas für den Jean und eines für das Käthche — und in letzter Nacht einen Anfall von Delirium gehabt. Vorhin hatten zwei starke Männer ihn nach dem akademischen Krankenhaus gebracht und der sonst so gutmütige und schläfrige kleine Meister hatte sich mit wildrollenden Augen gewehrt und mit geballten Fäusten nach den Fenstern des Gaubstübchens oben gedroht, wo sonst das Käthchen gewohnt und jetzt zwei junge Studenten die buntbemützten Köpfe herausstreckten, und hatte tobsüchtig: „Geht fort, ihr Lausbube! Geht fort!" geschrieen. Noch jetzt zitterte die Erregung über das Vorkommnis in der Nachbarschaft nach. Und der Ochsenmetzger Stadelberger, der, die breiten roten Hände im Ledergurt, dastand, schüttelte bedauernd den Kopf und meinte: „Dees is jetzt emol e tappige Geschicht'! Awwer der Mann hot zu dapfer gelade, die letzt' Zeit —!" und der Barbier Göckler bestätigte: „Jo! Wann eines schon lauter Mäuf' um sich kribbele sieht ... no badd nix — do muß m'r ihn halt hebe — sonst gibt's e Unglück!"

Draußen, in der Hauptstraße, in die Hedwig einbog, war jetzt am Abend vor dem Fastnachtssonntag, schon das erste Faschingstreiben im Gange — indianerartig heulende, mit Kohlenruß beschmierte und mit Schnurrbärten und Pappnasen geschmückte kleine Bengel liefen

als erſte „Masken“ den Leuten zwiſchen die Beine, bunte Plakate der Redouten klebten an den Ecken, Dominos und Koſtüme hingen zum Verleihen in den Schaufenſtern, die erſten Fröſche und Schwärmer praſſelten, die erſten Karnevalsflöten quiekten und überall tönte das Raſſeln der Holzklappern, mit denen die Straßenjugend ſcharenweiſe zum Bahnhof zog, um dort, nach den Anweiſungen eines hohen närriſchen Rats, beim feſtlichen Empfang des um acht Uhr elf Minuten eintreffenden Prinzen Karneval mitzuwirken.

Hedwig ſah und hörte das alles kaum. Es war ihr auch ganz gleich, ob heute vielleicht noch mehr Leute als ſonſt den Kopf nach ihr wandten und ſich Dinge zutuſchelten, die jetzt wohl ſchon allmählich mehr und mehr zum Stadtgeſpräch wurden. Es gab einen Hochmut der Verachtung, der gegen das alles völlig unempfindlich machte. Den hatte ſie jetzt ſchon und den würde ſie künftig noch viel mehr brauchen. Das wußte ſie wohl.

Sie ging, in ihre Gedanken verloren, die Anlagen hinab und wieder herauf und längs der Univerſität zurück. Dort grüßte ſie, an ſeinem Stammplatz und Standort ſeit Jahrzehnten, der „Muck“, der ſtadtbekannte dicke Studentendienſtmann, ein Original wie vor ihm ſo viele andere, ſchon halb oder ganz vergeſſene Altheidelberger Geſtalten — der „rote Schiffer“ und „die Kapelle“, der „Herr Hofrat“ und der „Binſenbub“ und „das deutſche Herz“ — und der Anblick des merkwürdigen Kladderadatſchgeſichtes mit der rieſigen weinbraunen Naſe und den vergnügten, winzigen Äuglein brachte Hedwig wieder in die Gegenwart zurück. Sie ſah im Dämmern nach der Uhr auf dem Turm der Hochſchule. Es ging auf

dreiviertelsieben. Nun konnte sie ruhig wieder nach Hause.

Sie war schon nicht mehr sehr weit von den drei steinernen Treppenstufen und dem verwitterten Pfälzer Löwenwappen des Solitanderschen Patriziergiebels entfernt — da hörte sie hinter sich mit heller Stimme rufen: „Fräulein Doktor! Fräulein Doktor!" und als sie sich nicht umdrehte, sondern unwillkürlich noch in halber Hoffnung, der Störung zu entgehen, weiterschritt, ein erneutes, dringendes „Fräulein Doktor!" und erkannte mit einem leisen, abwehrenden Schrecken in der vor ihr stehenden halbwüchsigen Mädchengestalt Gretchen Helmstorff.

Seine Tochter! Und ahnungslos natürlich. Die Nächststehenden und noch dazu Unmündigen — die erfuhren so etwas immer zuletzt. Hedwig schauderte innerlich, während sie ihre Rechte in die der kleinen Karlsruher Gymnasiastin legte. Wahrlich ... es hatte den Anschein, als gewänne die Schuld und Reue, die sie aus sich bannen wollte, immer neue Gestalten und die träten ihr mahnend und wechselnd vor die Sinne — da in Riedingers seltsam forschendem Blick — dort in den trockenen und traurigen Worten des alten Trenkle — hier in der weinerlichen Klage ihres Vaters, daß sie ihn in seinen Leiden vernachlässige, — nun wieder in dem glücklichen und halbverlegenen Lächeln eines jungen Backfischs.

Denn Gretchen Helmstorff war offenbar selig, Hedwig getroffen zu haben. Man sah es ihr an. Und jene frug und blieb dabei stehen, in der Hoffnung, so rascher loszukommen: „Ich denke, Sie sind längst wieder nach Karlsruhe zurück?"

„Nein — erst übermorgen!" sagte die rundbäckige

Kleine. „Bis dahin hab' ich mich noch 'mal tüchtig bei Muttern gepflegt. So eine Influenza muß man ausnutzen — wiſſen Sie — wenn man ſie nun ſchon einmal hat kriegen ſollen. Nachher mag dann das Gebüffel in Gottesnamen weitergehen . . ."

„Die ganze Zeit wollt' ich ſchon zu Ihnen," fuhr ſie fort und ſchloß ſich zutraulich Hedwig an. „Darf ich Sie ein bißchen begleiten — ja? Ich geh' gerade das Eckchen bis zu Ihrem Hauſe mit — nachher mach' ich, daß ich heimkomme, ehe es ganz dunkel wird. Die Masken ſind zu frech! Vorhin iſt ſchon ſo ein dämlicher Domino um mich 'rumgetanzt und hat mir lauter dummes Zeug geſagt. Ich glaub', es war ein Student!"

Halbflügge, wie ſie war, ſchien ſie doch heimlich ſtolz auf das beſcheidene Abenteuer. Hedwig ſchritt raſcher. Dies Beiſammenſein quälte ſie. Und neben ihr plauderte es weiter: „Wiſſen Sie, Fräulein Doktor — ich wäre ſo ſchrecklich gerne 'mal zu Ihnen gekommen. Immer hab' ich's vorgehabt. Aber dann hab' ich's doch nicht gewagt . . ."

„Ja — warum denn nicht? Ich hätte mich ſehr gefreut!"

Die Lüge kam ihr ſchwer aus dem Munde und das halbe Kind neben ihr lachte und wurde ein wenig rot: „Ach — Sie haben doch wichtigere Sachen im Kopf, als meine ſieben Zwetſchgen . . . aber ich möchte zu gerne Ihren Rat . . . ich habe zu Ihnen ſolch blindes Vertrauen . . . ich bewundere Sie doch ſo . . . immer ſchon . . . das wiſſen Sie doch" . . . nun wurde ſie wirklich rot, als mache ſie eine Liebeserklärung. „Wir alle bewundern Sie in Karlsruhe — auch die Sie gar nicht kennen —

Sie können sich doch denken: ich hab' überall von Ihnen erzählt ... das ist so ein Gefühl: Sie haben das alles erreicht, was unsereiner nur so in der Ferne, ganz, ganz weit vorschwebt — Sie begreifen, wie unsereinem zu Mut ist ... sonst keiner ... Papa und Mama am wenigsten ..."

Wieder zuckte Hedwig zusammen und frug dann hastig, um die andere abzulenken: „Also gut — was wollen Sie denn eigentlich wissen, Gretchen?"

„Ja — man denkt doch eben an seine Zukunft ... nicht wahr! In ein paar Jahren bin ich doch so weit, daß ich mein Abiturium mache ... und nun ist's jetzt schon eine ausgemachte Sache, daß ich dann hier bei den Eltern wohnen und studieren soll. Und wenn man sie nicht bald davon abbringt, dann gewöhnen sie sich ganz an den Gedanken ..."

„Ja — wo möchten Sie denn sonst hin?"

„Ach — man will doch 'mal raus!" sagte die Gymnasiastin hoffnungsvoll. „Man will doch auch 'mal was anderes sehen und nicht immer die Ermahnungen ... und so alles wie bei einem Kind ... meine Freundin und ich — wir denken uns das so hübsch, wenn wir ganz als Junggesellen miteinander leben — in einer eigenen Wohnung — in Zürich, oder irgendwo — hier bei uns zu Hause ist's ja zu langweilig ... trotz der vielen Menschen ... mit niemandem kann man ein vernünftiges Wort reden — namentlich in den letzten Tagen — da gehen Papa und Mama wieder 'rum, als ob nächstens der Himmel einstürzen wollte. Schrecklich, was sich die über jede Kleinigkeit für Sorgen machen! Ich trau' mich gar nicht mehr, den Mund aufzutun! Sie hören ja doch nicht, was ich sage ..."

Hedwig wandte den Blick zur Seite. Sie konnte nicht mehr in dieſe blauen, kurzſichtigen Kinderaugen neben ſich ſchauen. Gretchen von Helmſtorff aber hatte jetzt Mut gefaßt und legte, während ſie um die Ecke der Kapuzinergaſſe bogen, zutraulich die Hand auf ihren Arm. „Sehen Sie ... Fräulein Doktor ... deswegen meine ich — aber Sie müſſen nicht böſe werden — nicht wahr? — Sie verkehren doch bei uns im Hauſe ... Papa hält große Stücke auf Sie ... das weiß ich ... Sie haben ja auch bei ihm promoviert ... wenn Sie da bei Gelegenheit einmal das Geſpräch auf mich bringen und mit ihm oder beſſer noch mit Mama über meine Zukunft reden wollten ..., daß ich aus dem Vaterhaus weggehöre ... und daß man überhaupt nicht immer und ewig die Eltern bei ſich braucht — ich bin überzeugt: Wenn Sie das ſagen, — das macht ſchon Eindruck! Da kann ich dann weiter darauf bauen ... und bohren ..."

Hedwig konnte nichts erwidern. Es klang ihr nur immer der Nachhall aus dem Mädchenmund ins Ohr: „... und daß man überhaupt nicht immer und ewig die Eltern bei ſich braucht ..." und eine wilde Luſt wandelte ſie an, das ahnungsloſe Geſchöpf neben ihr an den Schultern zu packen und ihr ins Geſicht zu ſagen: Du brauchſt mich nicht erſt zu bitten, liebes Kind, daß ich dir deine Eltern nehmen ſoll. Ich bin ſchon mitten darin! Geht alles gut und ſo wie ich will, dann haſt du in kurzem keinen Vater und kein Vaterhaus mehr ... Und während ſie ſo dachte, ſtach ihr wieder das Schuldbewußtſein ſchmerzhaft durch das Herz, und ſie hatte nur noch den einen Wunſch: möchte ich endlich von dem Quälgeiſt loskommen ...

Gretchen bemerkte das nicht. Sie hatte, durch die leise beginnende Dämmerung nach vorne blickend, ihre Augen vor Staunen weit aufgerissen. Nun kniff sie sie, nach Art der Kurzsichtigen blinzelnd, zusammen, um besser zu sehen, und sprach dann ganz verblüfft: „Herrgott ... da steht doch Papa ... gerade vor Ihrem Haus ... sehen Sie nicht, Fräulein Doktor? ... Und wie er ausschaut ... ich glaub' wahrhaftig, ihm ist nicht wohl ..."

Damit lief sie vor Hedwig voraus und rief schon auf zehn Schritte: „Papa ... was hast du denn ... bist du krank ...?" Ihr Vater sah sie finster an. Er blieb stumm. Es bedurfte kaum eines jähen Blickes zwischen ihm und Hedwig, um ihr zu zeigen, wie entsetzlich auch ihm dies Zusammentreffen in Gegenwart der Tochter war — und die wiederholte beharrlich in ihrer Unschuld, mit wirklicher Angst in der Stimme: „Du bist so bleich, Papa ... totenbleich ... man könnte sich rein fürchten ..." Und nun nahm er sich zusammen und sagte in seinem gewöhnlichen Ton, der aber doch matt und gepreßt klang: „Es ist nichts, Kind! Rege dich nicht so auf ... über ein bißchen Nervengeschichten und derlei ... guten Tag, Fräulein Solitander ... das kennen Sie ja auch bei mir — und vielleicht auch bei sich selber bei Gelegenheit ..."

Sie schauten sich an. Sagen durften sie sich nichts in Gegenwart der dritten, nur erraten lassen. Und Hedwig erwiderte — und sie fühlte: auch ihre Worte klangen bang und halblaut, ganz ohne den Frohmut, der noch vor einer halben Stunde in ihr gewesen: „Ja — dagegen gibt es nur ein Mittel: man muß eben den Kopf oben behalten, trotz alledem ..."

„Valere aude!“ pflichtete der Backfiſch bei. Er war ſehr ſtolz auf ſein mühſam erworbenes Latein. Und die beiden rechts und links von ihr ſchauten ſich an ihr vorbei gramvoll an. Sie ſchämten ſich eigentlich beide — einer fühlte es plötzlich vom andern wie von ſich ſelbſt — ſie ſchämten ſich, daß ſie hier vor einem Kinde dieſe Komödie ſpielen mußten — ſich „Sie“ und „Herr Geheimrat“ und „Fräulein Solitander“ nennen und die tiefſten Seelenleiden mit abgegriffenen äußeren Worten umſchreiben. Aber es ging nicht anders, und Helmſtorff verſetzte wieder müde, mit einer ſichtlichen Anſtrengung und Überwindung, die ihn dieſe unwürdige Verſtellung koſtete: „Ja freilich ... man muß dagegen ankämpfen ... Und ich hatte gehofft, gerade heute würde es nun beſſer ... aber das hat ſich im Gegenteil verſchlimmert ... und alle Mittel halfen bisher nicht das geringſte ...“

„Ach, Papa,“ ſagte Gretchen ängſtlich und drängte ſich an ihn. „Du wirſt uns doch nicht wirklich krank werden?“ Und er ſtrich ihr beſchwichtigend und halblächelnd über die Wangen, aber es war ein leidendes, krankes Lächeln. Tiefſte Enttäuſchung und Bitterkeit lag darin. Und es kam Hedwig vor, als zeigten ſich dabei auf ſeinem abgeſpannten Geſicht Furchen, die ſie bisher noch nie dort geſchaut, Gramſpuren, ein Zug von Hoffnungsloſigkeit und Müde, der auch die Augen trübte. Und unwillkürlich, in leiſem Grauen, kehrten ihr wieder die Worte des alten Trenkle in das Gedächtnis zurück. Der hielt ſeinen Schwiegerſohn für einen gebrochenen Mann, der vielleicht noch jäher, letzter Entſchlüſſe, doch nicht mehr des zäh-geduldigen, ſich unerbittlich durchſetzenden Kampfes gegen das Schickſal

fähig war. Aber sie wollte nicht daran glauben — sie wehrte sich dagegen, so niederdrückend, so ganz anders als sie gehofft, auch ihr Helmstorffs Anblick erschien. Und doch war das so natürlich — er litt doch so viel mehr als sie, weil er es so viel schwerer hatte — er mußte ja ganz andere Werte des Lebens opfern als sie — das mußte sie einsehen und es ihm tragen helfen. Und sie hätte es ja auch gerne getan und tapfer ihre eigene Angst und Not unterdrückt. Aber sie durfte ihn ja nicht einmal an der Hand fassen, ihn „du" nennen, zu ihm sprechen, wie ihr ums Herz war. Seine Tochter stand ja zwischen ihnen und plauderte, glücklich, die Gelegenheit zu nützen, nun wohl schon eine Viertelstunde von ihren Abiturums- und Studiumsplänen und war seelenfroh, daß der Vater auch bei ihren gewagtesten Zukunftsabsichten nicht wie sonst widersprach, sondern stumm blieb, das Haupt gesenkt, den Blick am Boden, auf den er in langen Zwischenräumen seinen Stock aufstieß. Und ihm gegenüber heftete Hedwig ebenso ihr Auge auf das Pflaster der Kapuzinergasse. Sie sahen sich nicht an. Sie wagten es nicht mehr — sie fürchteten, beim anderen nur ein Spiegelbild der eigenen Beklemmung zu schauen. Die Schuld war wieder wach geworden. Das böse Gewissen leibhaftig zwischen ihnen beiden, in Gestalt des ahnungslosen, harmlos schwatzenden Backfischs, und aus allem, was die sagte, hörten sie nur ein ewiges: Was wollt ihr tun, du ... und du? ... Und immer dämmeriger wurde es. Die Nacht brach herein. Und auch in ihnen war ein Grauen.

Endlich hielt es Helmstorff nicht mehr aus. „Geh nun nach Hause, Gretchen!" sagte er freundlich, aber

mit bebender Stimme. „Ich komme gleich nach ... ich habe nur noch etwas mit Fräulein Solitander zu beſprechen!"

„Aber, Papa!" Seine Tochter machte ein klägliches Geſicht. „Das geht doch heute nicht ... jetzt iſt's doch ſchon dunkel geworden ... ich kann nicht mehr allein durch die Hauptſtraße ..."

„Ach — es wird dich ſchon keiner freſſen! ... Geh nur ... geh!" Nun klang ſein Ton ſo ungeduldig und herriſch, daß die Kleine keine Entgegnung mehr wagte. Sie reichte nur noch Hedwig herzlich die Hand und frug: „Alſo ich darf morgen noch einmal zu Ihnen kommen, Fräulein Doktor? Ja? — Ach — da bin ich ſo froh ... dank' ſchön ... adieu ..." Dann lief ſie mehr als ſie ging, um wenigſtens möglichſt raſch durch die Abenteuer der Hauptſtraße hindurchzukommen, den Bürgerſteig hinauf und verſchwand.

Nun waren ſie allein. Oder ſie fühlten ſich wenigſtens ſo. Überall in der Nähe ging das abendliche Leben und Treiben der Heidelberger Altſtadt rings um das düſter und maſſig aufragende Solitanderſche Patrizierhaus ſeinen Gang, die letzten Handwerker hämmerten und hobelten und klopften vom Hof her, die Frauen und Mädchen ſtanden müßig unter den Haustüren oder vor den Lädchen, die Kinder ſchrieen und balgten ſich mit bellenden Hunden und von allen Seiten richteten ſich neugierige Blicke auf das wohlbekannte Paar. Aber die achteten nicht darauf. Das waren nur Schatten und Truglaute, die da draußen vorüberglitten. Ihre wahrhaftige Welt ſtand ihnen da innen in Flammen ...

Er trat haſtig auf ſie zu. Das „Weißt du ſchon . . . ?“ lag mehr in ſeinen gramverſtörten und unruhig flackernden Augen als auf ſeinen halblaut ſprechenden Lippen, und ſie flüſterte wie er: „Dein Schwiegervater war bei mir. Der hat mir's geſagt . . .“

„Ja . . . und nun . . . Hedwig . . .“

Er brach ab. Er erwartete von ihr eine Antwort. Und ſie hatte doch nur die eine, ſelbſtverſtändliche: „Wir müſſen tapfer ſein! Wir dürfen nicht nachgeben! Um keinen Preis . . .“

Nachgeben! . . . Er lachte nur bitter und verächtlich. Sie war froh. Das widerſprach Trenkles Worten und ihrem eigenen Bangen. Nein — wer ſo daſtand und den Kopf in den Nacken legte und mit zuſammengebiſſenen Lippen in die Dämmerung hinausſtarrte wie er — der ergab ſich nicht. Auf den war Verlaß. Aber verwandelt — unheimlich verwandelt erſchien er ihr doch gegen geſtern. Müde geworden durch die Enttäuſchung. Der Wille hielt ihn aufrecht — aber nicht der Glaube an das Glück.

Und wo der fehlte . . . Sie wagte nicht weiterzudenken. Sonſt brach ihr das am Ende auch noch den Mut. Es wurde auf einmal todtraurig in ihr — ein Gefühl von Einſamkeit — von Kälte — als ſtünde ſie allein und verlaſſen irgendwo in dunkler Nacht. Und er war doch da. Sie ſahen ſich an . . . lange . . . ernſt . . . und ſchwiegen, beide von dem gleichen Gedanken bewegt: Schweren Zeiten gehen wir entgegen, du und ich . . . Dann verſetzte er finſter: „Vorhin bin ich ins Hotel gezogen, Hedwig . . .“

„Ins Hotel?“ . . . Sie verſtand das im erſten Augen-

blick kaum ganz. Es schoß ihr nur ein Wirbel durch den Kopf: Dann ist's auch nach außen hin entschieden! Dann wissen morgen alle Leute, wie weit es gekommen ist...

Er nickte. „Das hab' ich tun müssen! Nach der zweiten Unterredung mit meiner Frau. Da konnten wir keine Nacht mehr unter demselben Dach bleiben ... sie und ich ... sie hat mir Dinge ins Gesicht gesagt ... kalt ... schonungslos ... es ist furchtbar, wenn Menschen, die fünfzehn Jahre miteinander gelebt haben, alle Scheu vor sich und dem anderen verlieren ... genug ... es ist geschehen ... und sie weicht nicht! Sie sagt: Mein Haus ist meine Burg ... darin verschanze ich mich mit meinen Kindern. Nun tu du, was du willst! ... Und ich bin ein Fremder in meinem Haus geworden. Ich hab' da nichts mehr zu suchen. Vorhin hat mein Diener den Koffer gepackt und in das Hotel hinübergetragen ..." Und nach einer Weile setzte er dumpf hinzu: „Natürlich ist nun der Skandal fertig! Ich stelle auch von morgen ab meine Vorlesungen ein. Ich hab' schon den Anschlag an das schwarze Brett geschickt."

Er verstummte. Stück für Stück fiel da vor ihren Augen sein bisheriges äußeres Leben in den Abgrund. Er behielt so gut wie nichts. Alles gab er für sie hin. Es wallte von heißer Liebe, von Stolz und Dankbarkeit in ihr empor. Das war eben er! Ein Mann! Der offenbarte sich in dem, was er tat — nicht was er sprach, oder gar wie er aussah in dieser Viertelstunde — gebeugt — fiebernd vor Ungeduld und ohnmächtigem Gram. Was nur von einem Menschen geschehen konnte, das vollbrachte er. All sein Liebstes und Leben warf er für sie hin. Und nur im Innersten ihrer Seele flüsterte noch

der Argwohn: Opfern ist leichter als Kämpfen ... Und sie nahm seine Hand — unbekümmert, wer zusah — und sagte: „Ich finde, das war sehr recht, daß du ins Hotel gezogen bist ..."

Er schüttelte den Kopf: „Die Leute wissen aber doch warum ... Es ist mir ja nur um dich, Hedwig ..."

„Ach ... ich!" Nun lachte sie förmlich, herzhaft, hellauf, um sich und ihm Mut zu machen. „Um mich mußt du dich nicht sorgen! Ich bin ganz froh, wenn ich auch meinen Teil abkrieg' und du nicht allein alles zu tragen hast, du Armer!"

Da mußte auch er lächeln über ihre Tapferkeit. Ihrer beider Züge belebten sich. Sie wurden fröhlicher. Sie und er.

Wenn ihnen nur diese Stimmung gewahrt blieb ... Sie hielt seine Hand fest und sagte, immer noch heiter, wenn auch mit feuchten Augen und zuckenden Lippen: „Wir wollen recht mutig sein. Immer und immer. Wir alle beide. Dann kann uns überhaupt nichts passieren ... nicht wahr?"

„Nein ... Hedwig!" Er drückte ihre Rechte. Sie nickten sich zu. Sie hätten sich so gerne geküßt. Aber ringsum waren die Menschen. Die wunderten sich schon ohnedies genug über die zwei. So küßten sie sich nur aus der Seele heraus mit den Augen. Das war ein arger Notbehelf. Beide lachten darüber, in einem plötzlichen Galgenhumor, der über sie gekommen. Gleich darauf wurden seine Züge wieder tiefernst. Er sagte: „Der morgige Tag muß nun vieles klären. Dadurch, daß ich aus meinem Hause weg bin. Nun weiß sie — und jedermann — daß es mein bitterster Ernst

iſt. Ich hab' eine Tatſache hingeſtellt ... ſtatt des Erklärens und Unterhandelns bisher. Mit der Tatſache muß ſie ſich nun abfinden. Vielleicht gibt ſie nun doch nach ... wer weiß? ..."

Hedwig nickte. „Ja, hoffentlich ..." ſagte ſie gläubig und glücklich und zwiſchen ihnen beiden war ihr wieder alles licht und warm und ſonnig. Er war ja ſo gut. Er tat ja alles, er vergoß ſein Herzblut für ſie. Und er war in der Zeit, ſeit ſie miteinander ſprachen, durch ihre Nähe wieder ganz er ſelbſt geworden, ſo, wie ſie ihn liebte und verſtand ...

Eben wollte er ihr noch etwas ſagen — da verdüſterte ſich wieder jählings ſein Geſicht. Quer über die Straße kam ſeine Tochter zurück, halb im Laufſchritt und auf den Ferſen von einem zudringlichen Domino gefolgt, der ſich vor Lachen ſchüttelte und ſie immer wieder, dicht an ihr Ohr hin, frug: „Alſo das nennſt du, dich auf dein Abiturium vorbereiten, Gretchen? Dekliniere doch einmal: mensa, der Tiſch — mensae ... mensae ... na — Kind — wie geht's denn nun weiter?"

Beim Anblick Helmſtorffs machte der Vermummte plötzlich einen weiten Bogen und ſchlug ſich ſtill geworden um die Ecke. Es mochte wohl ein Student ſein, wie die Gymnaſiaſtin das ſchon früher vermutet. Die war ſehr empört und erhitzt und zitterte am ganzen Leibe. „Das geſchieht dir ſchon recht, Papa!" ſagte ſie, dem Weinen näher als dem Lachen. „Man kann heute nicht allein durch Heidelberg! Du mußt mich ſchon nach Hauſe bringen!"

Sie wußte ja noch nicht, daß ihr Vater gar nicht mehr im Elternhaus wohnte! Jetzt auf dem Heimweg

mußte er es ihr ſagen, wenn er ſie bis zum Gittertor ſeines Gartens gebracht hatte und dann umdrehte, um in das Hotel, unter fremde Menſchen, zurückzukehren! Oder wenigſtens mußte er ihr eine Erklärung, eine Andeutung geben! Den Reſt ahnte ſie ſchon ſelbſt. Das war dann wohl der erſte bittere Schmerz in ihrem jungen Leben. Damit endete wahrſcheinlich ihre Kindheit. Von morgen ab war ſie wiſſend und ernſt geworden und hatte kein Elternpaar mehr, ſondern mußte ſich in ihren jungen Jahren entſcheiden: für den Vater oder für die Mutter, in einem häßlichen Familienſtreit — und ahnte, wie ſchwer es ſei, Menſch zu ſein, und verlor ihr Zutrauen zu den Menſchen, und beſonders zu den beiden, zwiſchen denen ſie jetzt ſtand. Die zwei waren ſtumm geworden. Der flüchtige Glücksrauſch war ſchon wieder verflogen und hatte einer düſteren, trüben Ergebung Platz gemacht, in der ſie dies Kind nicht anzuſchauen wagten. Sie taten der doch unrecht — das war jetzt wieder klar — und taten vielen anderen Menſchen unrecht. Ihr Weg führte über Leiden. Man mußte ſehr, ſehr ſtark ſein, ihn zu gehen ...

Während die Gymnaſiaſtin ihren Schirm gegen den mit leiſem Tröpfeln einſetzenden Regen aufſpannte und ſich dabei abwandte, flüſterte Helmſtorff verſtohlen Hedwig zu: „Ich komme morgen vormittag zu dir! —“ und dies angſtvolle Raunen in Gegenwart ſeiner jungen Tochter ſchien ihnen beiden ſo entwürdigend, daß ſie ſich nur noch haſtig die Hand gaben und mit einem letzten ſchweren Blick und Kopfnicken trennten. Auch der Backfiſch hatte noch Hedwig kräftig und zutraulich, förmlich nach Jungenart, die Rechte geſchüttelt, ehe die

langſam und ohne ſich umzudrehen, die Treppe hinaufſtieg und dabei ihre Fingerſpitzen brennen fühlte und ſich dachte: Das war das letzte Mal! Morgen um dieſe Zeit ballt das Kind die Fauſt und ſchluchzt, wenn es nur meinen Namen hört ...

Da war das Schuldbewußtſein wieder ... unaustilgbar ... ein ewig quälender und mahnender Geiſt. Keine Kampfſtimmung, kein ausgeklügeltes oder ertrotztes eigenes Recht hielt dagegen ſtand. Man wurde immer wieder ſchwach davor. Und ſie wunderte ſich ſelbſt, daß ſie kein härteres Gewiſſen beſaß, und erſchrak vor der Antwort: Vielleicht, weil ihr niemand dazu verhalf. Weil Helmſtorff ſie nicht innerlich ſtützte, wenn er auch um ihretwillen heute Haus und Hof hinter ſich gelaſſen hatte. Ein Menſch für ſich war immer ſchwach. Zwei waren die Welt! Die wahre Kraft bekam einer von dem andern, und heute war er doch mit leeren Händen zu ihr gekommen. Die Zuverſicht — die hatte er ihr nicht mitgebracht ...

Und in dieſer wahrhaft verzweifelten Stimmung, die ſie auf der Treppe befchlich, hörte ſie plötzlich oben über ſich Riedinger mit der Baas ſprechen. Er nahm gerade von der mit ein paar Weiſungen für den alten Herrn Abſchied. Offenbar war er viel ſpäter gekommen, als er vorgehabt. Das war ja bei ihm, dem ewig Abgehetzten, das Natürliche. Das hätte ſie ſich ſelber ſagen können, ſtatt ihm nun doch hier zu begegnen.

Nur das jetzt nicht! In dieſer Verfaſſung nicht ... wenn ſein Blick auf ihr ruhte, als ſähe er mitten durch ſie durch, und ſie wehrlos vor ihm ſtand. Ihre erſte Bewegung war, die Stufen wieder hinunterzueilen. Aber

das war zu spät. Er kam zu schnell von oben herab. Höchstens verstecken konnte man sich — da in dem kleinen Seitengang — da war solch ein Schrank, der irgend einer Mietspartei im Hause gehören mochte, mit einem tief dunkeln Eck dahinter. Da war man geborgen. Sie atmete tief auf, als sie da im Schatten stand ... Gottlob ... nun ging er bald vorbei ... nur recht rasch ... recht rasch ... sie fürchtete auf einmal Riedingers Anblick, wie sie noch kaum einen Menschen gefürchtet ... sie hatte Angst, sie würde geradezu in Tränen ausbrechen vor ihm ... und dann kam plötzlich die Scham über sie. Wie kläglich, hier in dem finsteren Winkel, mit pochendem Herzen, gleich einem verfolgten Dieb dazustehen! Nein — das durfte nicht sein! So konnte sie sich nicht nachgeben. Und mit einem letzten Entschluß, gerade noch zur rechten Zeit, ehe er um den Treppenabsatz herum war, trat sie aus ihrem Versteck wieder heraus und ihm entgegen.

Sie war ganz rot dabei geworden, voll hilflosen Zornes auf sich selbst. Sie hoffte, Riedinger würde vielleicht, ohne sie anzureden, vorbeigehen. Aber er war Arzt — vor allem — er kam von einem Kranken, der ihr Vater war, und sagte stehen bleibend und grüßend, aber auf drei Schritte Entfernung und ohne ihr die Hand zu reichen, mit seiner gewohnten, leidenschaftslosen Ruhe: „Nun — den kleinen Einschnitt am Aug' hab' ich eben gemacht ... ein Vergnügen ist's gerade nicht, mit deinem Vater zu tun zu haben. Ein greulich zappeliger Patient! Sieh jetzt wenigstens, daß er sich ein bißchen schont und namentlich keine Dauerläufe gegen den Wind macht ..."

„Ja."

„Alſo gute Nacht."

„Gute Nacht."

Er hatte an den Hut gegriffen und ſprang die letzten Stufen mehr hinab als er ging, dabei auf die Uhr ſehend — eilig wie immer. Es fiel ihr, während ſie weiter ſtieg, ein, daß er ſie zwar immer noch „du" nannte wie ſonſt, von Kindheit an, aber nie mehr Hedwig ...

Sie ſtand wieder oben am Fenſter ihres Stübchens und ſchaute über die Dächer von Heidelberg hinaus. Da draußen war die Nacht. Ein unbeſtimmtes leiſes, graues Regenfließen um die Schatten von Giebeln und Dächern, von den Straßen untenher ein rötlicher Widerſchein des Lichtes in den Nebelballen, drüben ein unruhiges goldenes Zittern von Laternengeflacker in den Wirbeln des hochgeſchwollenen, durch die Finſternis rauſchenden Fluſſes, und überall, als ſei ein Bürgerkrieg in den engen Gaſſen ausgebrochen, ein Knattern und Praſſeln von Fröſchen und Schwärmern, die die halbwüchſigen Burſchen zur Feier des Karnevals und voll Pfälzer Freude am Lärm auf dem Pflaſter entzündeten.

Jawohl — da draußen war die Nacht und da innen, in ihr, auch. Sie ſeufzte ſchwer. Aus dem unbeſtimmten Grau vor den Fenſtern kroch das Grauen in ihre Seele, eine erkältende ahnende Angſt vor dem, was da draußen in der Nacht lebte und verborgen, unerkennbar, unerforſchbar, auf ſie wartete. Das Schickſal hatte ja Zeit. Das übereilte ſich nicht. Seine Stunde kam.

Dem Leben ſelber — dem furchtbaren, rätſelhaften Leben, von deſſen Tiefen und Schrecken ſie bis vor

wenigen Wochen noch gar nichts gewußt, sah sie in die Augen, wenn ihr Blick sich in dem unergründlichen Dunkel vor ihr verlor. Und wieder stieg in ihr das tödliche Bangen auf, nur nicht allein da draußen zu stehen, im Nichts ... nur nicht allein ...

Und zum andern und zum dritten Male sagte sie sich: er tut doch für dich, was nur ein Mann vermag. Weib und Kind, Haus und Herd, Name und Ehre — alles schlägt er in den Wind. So sprach sie zu sich — so tröstete und beruhigte sie sich selber. Aber sie überzeugte nur ihren Verstand, nicht ihr zuckendes Herz. Auf dem Grund ihrer Seele blieb doch eine Bitterkeit, ein Frösteln: Ja — er trägt wohl sein Kreuz — aber anders als ich — und anders als ich von ihm gedacht — er trägt es als ein Leidender, nicht als ein Held ... Und sie schloß die Augen und schauerte leicht zusammen und wollte nichts mehr von der Zukunft wissen ...

Ein Wort kam ihr in den Sinn, während sie, die Finger ineinander ringend, starr vor sich hinblickend, stumm und blaß in ihrem Gemach auf und nieder schritt. Das hatte sie einmal irgendwo gelesen — vielleicht in der Bibel — oder sonst wo, es lautete: „Vom Leiden aller Kreatur." Das verstand sie jetzt, nachdem viele Jahre der Weisheit sie es nicht gelehrt. Das war das Geheimnis alles Seins: Was lebte, das litt. Und dann kam der Tod. Riedinger hatte auch einmal gesagt: Eigentlich sei das ganze Leben ein langer Todeskampf. Denn vom Augenblick der Geburt an begänne man schon zu sterben, vielleicht siebzig Jahre und länger hindurch. Und der alte fromme Evangelist von Thiengen hatte in seiner stillen Weise darauf erwidert: „Dann fangen wir

aber auch wohl vom Augenblick des Todes an, zu leben — da haben Sie ja gerade das Jenseits und die Ewigkeit, die Sie immer leugnen, Herr Doktor ..."

Nun kam ihr auch das noch in den Sinn. Es verwirrte sich ihr alles. Ihr Kopf war matt und schwer. Er konnte keine klaren Gedanken mehr erfassen — er wehrte sich nur noch mit letzter Kraft gegen die dunklen Ahnungen, die, wie Nachtwolken über der Rheinebene, heranzogen, unheimlich, in lautlosem Fledermausflug, immer dichter und dichter, ein schwärzliches Gewimmel — bis alles verfinstert war und nur noch eines blieb: die verstörte Ratlosigkeit vor dem Leben und dem Schicksal da draußen.

Da öffnete sich die Türe und es lachte leise und es schlüpfte wie das Leben selber herein, kichernd und glöckchenklingend und seidenknisternd im weißen Pierrotgewand, die schwarze Maske vor den rosigen Zügen, geheimnisvoll leuchtende, junge Augen dahinter — und Hedwig fuhr entsetzt zusammen und streckte die Hände aus. Aber da lüftete sich schon die Larve und die kleine Suse Trautvetter stak darunter und frug, wohlgefällig die Hände in die Seiten gestemmt: „Na — bin ich nicht nett? Wenn ich nur irgendwie auf dem städtischen Maskenball an einen Professor 'ran könnte! Das wäre himmlisch, einen von den alten Eseln zu ..."

Sie unterbrach sich und trat, plötzlich ernst und beklommen werdend, näher und legte Hedwig, die auf einen Stuhl gesunken war, die weißgepuderte kleine Hand auf die Schulter: „Um Gottes willen — was haben Sie denn, Fräulein Solitander? Sie weinen ja ..."

Hedwig konnte den Tränen nicht mehr gebieten, die

ihr heiß über die Wangen liefen. „Sie haben mich so erſchreckt!“ murmelte ſie und wußte: Das glaubte ihr die junge Medizinerin nicht. Die ahnte ja ſchon ſeit heute morgen genug von ihrem Schickſal. Sie verſtand es nicht. Dazu war ſie noch nicht genug Menſch — erſt im Werden begriffen. Aber einmal traf es auch ſie, in ihrer Art, und ſie erfuhr: Der Schmerz war der Schlüſſel zum Selbſt und zum Sein. Der öffnete ein dunkles Tor. Vor dem bebte man zurück. Durch das mußte man hindurch. Das hieß Leben.

Und eine Ahnung davon beſchlich auch den kleinen, weißen Pierrot an ihrer Seite. Ihre luſtigen Kinderaugen wurden feucht. Sie beugte ſich zu dem rotgoldenen Scheitel der anderen herab und küßte ſie ſanft auf die Stirne — ſchweſterlich-zart — und fuhr ihr leiſe ſtreichelnd über das Haar. Sie ſprach nichts dabei. Das wirkte ſo lind. Es war nur ein Zeichen: Ich weiß ja wohl ... und du tuſt mir ſo leid ... und Hedwig hob den blaſſen Kopf zu ihr empor. Die beiden ſchauten ſich an, und in dem Augenblick waren ſie ſich näher und lieber, als die ganze Zeit, ſeitdem ſie hier im Hauſe miteinander wohnten und verkehrten. Dann ſagte Suſe Trautvetter gedämpft: „Verzeihen Sie, daß ich geſtört hab', Fräulein Solitander! Ich wollte Ihnen nur den Brief da bringen. Ich hab' ihn einem Mädchen auf der Treppe abgenommen, weil die Baas gerade bei Ihrem Vater war ...“

Sie legte das Schreiben auf den Tiſch, nickte Hedwig nach einmal zu und ſchlüpfte auf den Spitzen ihrer weißen Atlasſchuhe wieder durch die Türe.

XVI

Als Suſe Trautvetter gegangen, öffnete Hedwig den Brief. Eine kleine, kritzliche Gelehrtenhandſchrift bedeckte, offenbar in Eile hingeworfen, das Blatt und ſie las:

„Geehrtes Fräulein Solitander!

„Ich fürchte, ich bin heute nachmittag zu raſch von Ihnen weggegangen — in einem plötzlichen Impuls ab irato, der ja ſchließlich begreiflich iſt. Handelt es ſich doch um das Lebensglück meiner einzigen Tochter und um das Schickſal meiner Enkel. Aber ich hätte mir ſagen ſollen, daß ein paar Worte eines alten Mannes unmöglich genügen konnten, um irgendwie eine ſofortige Wandlung derartiger Empfindungen herbeizuführen, wie ſie Sie beherrſchen. Dazu braucht es Beharrlichkeit und Geduld, viel Geduld. Mich aber hat, trotz meiner weißen Haare, bei ihrem ſchroffen „Nie" die Erbitterung und Verbitterung übermannt. Sowie ich wieder zu Hauſe war, habe ich mir Vorwürfe gemacht, nicht ſtandgehalten und bis zum letzten die meiner Überzeugung nach einzig mögliche Löſung der Frage, das Beiſammenbleiben der beiden Ehegatten, verſucht zu haben ..."

Hedwig ließ das Schreiben ſinken und überdachte: Das Beiſammenbleiben der beiden! — Da wußte er noch gar nicht, daß Helmſtorff ſein eigenes Haus bereits verlaſſen hatte. Die Dinge, die er da noch gut

machen wollte, mit ſeiner weißen Salbe von Mahnungen und greiſem Rat, die waren ſchon viel weiter gediehen, als er glaubte. Dann hob ſie den Bogen wieder und las, ganz ruhig geworden, weiter: „Meine Bitte geht nun dahin, daß Sie mir noch einmal eine Unterredung — oder vielmehr den Reſt der heute abgebrochenen — gönnen. Bitte, ſchlagen Sie mir das nicht ab. Ich käme gerne heute noch einmal zu Ihnen — denn rebus sic stantibus bringt vielleicht jede Stunde der Verzögerung neue Gefahr — aber Sie wiſſen ja, daß ich bei meinem Alter in der rauhen Jahreszeit des Abends nicht mehr gewohnt bin, auszugehen. Und Sie zu bitten, mich aufzuſuchen, dazu fehlt mir natürlich das Recht. Alſo beſtimmen Sie, wenn möglich, für morgen einen Zeitpunkt zu einem letzten Verſuch der Annäherung und Verſtändigung Ihrem alten Lehrer Trenkle."

Hedwigs Geſichtszüge hatten ſich beim Leſen belebt. Es war eine Erlöſung, daß wieder ein Geſchehen an ſie herantrat, ſtatt des entnervenden Harrens und Fürchtens bisher. Die ganze Laſt des Handelns lag ja ſchwer, allzu ſchwer auf Helmſtorffs Schultern. Für die Möglichkeit, ihm auch nur ein wenig zu helfen, an ſeiner Seite zu fechten, mußte ſie dem alten Trenkle beinahe dankbar ſein. Wenn er noch mehr von ihr hören wollte — er ſollte es ſchon haben. Und vorher ſchon erfuhr er die Überſiedelung ſeines Schwiegerſohns unter ein fremdes Dach. Von zwei Seiten her wirkte dann auf ihn die Wucht zweier unerſchütterlicher Willen und überzeugten vielleicht doch ihn und durch ihn ſeine Tochter. Und darin hatte er recht, ohne es zu ahnen: Die Zeit drängte. Wer konnte wiſſen, wie lange ihre und Helmſtorffs Nerven-

kraft in dieſen Stürmen noch vorhielt. Man mußte ſie rückſichtslos einſetzen, ſolange man ſie noch beſaß.

Und darum dachte Hedwig, daß es das beſte ſei, jetzt gleich zu dem Geheimrat Trenkle hinzugehen. Er bat ſie ja eigentlich ſelbſt zwiſchen den Zeilen darum. Dann war ein Stück des Kampfes mehr entſchieden, ehe dieſer ſchwere Tag ſich ganz zu Ende neigte.

Sie legte Hut und Mantel an und wählte einen beſonders dichten Schleier. Den band ſie ſich ſorgfältig vor das Geſicht — nicht um ſich vor den Blicken der Menſchen zu verſtecken, die ihr Schickſal ſchon kennen und ſie ſelbſt erkennen und neugierig anſtarren würden — das war ihr jetzt ganz gleich — daran dachte ſie gar nicht, ſondern nur, daß heute Faſtnachtsſamſtag ſei und auf den Straßen Maskenfreiheit herrſchte. Eilig ſchlüpfte ſie unten durch die Zimmer. Ihr Vater ſaß ſchon grämlich, mit ſeinem verbundenen Auge, ſeiner Abendſuppe harrend, an dem gedeckten Tiſch. Ihr Platz ihm gegenüber war auch ſchon gerichtet. Der blieb nun leer und er ſelbſt mutterſeelenallein, der alte Mann. Er tat ihr leid. Sie fühlte wieder etwas von leiſer Reue und Schuldbewußtſein — auch bei ſeinem Anblick. Alle Menſchen, mit denen ſie in Berührung kam, riefen eigentlich das ſchlechte Gewiſſen in ihr wach ...

Gryphius Solitander ſah ſeine Tochter ſauertöpfiſch und verdutzt an. Er war böſe, daß ſie ſich gar nicht um ihn und ſein Gerſtenkorn kümmerte, hüſtelte und ſagte mit ſchwacher Stimme: „Ich glaube wirklich, mit dir iſt's nicht mehr richtig, Hedwig! Wo läufſt du denn jetzt noch bei Nacht und Nebel hin?"

„Ich komm' bald wieder, Papa ..."

„Ach schäm' dich, so verdreht zu sein, bloß weil du dich verlobt hast! Was hast du denn nur die letzten Tage ...?"

„Nichts — nichts! Oder doch ... morgen sag' ich dir alles ... Aber jetzt lasse mich ... bitte!" Sie beugte sich nieder und berührte flüchtig sein weißes Haar mit ihren Lippen. Sie konnte kaum sprechen — so erstickt kamen ihr die Worte aus der Kehle. Der Greis merkte es wohl. Aber er hatte die Selbstsucht des Alters. Solange es ging, wehrte er ab, was ihm in seine stillen letzten Lebenszirkel einbrechen, ihn aus seiner Ruhe und Beschaulichkeit, dem geregelten Tageslauf zwischen Königstuhl und Käfersammlung reißen konnte. So frug er nicht weiter, sondern seufzte nur, als wollte auch er sagen: ‚Ach ja, Kind — das Leben ist nicht leicht' — und Hedwig ging weiter in die Küche und befahl dort in die Türe hinein: „Baas — mach Sie sich fertig und begleit' Sie mich über die Straße" und kümmerte sich nicht weiter um das erboste Gebrummel drinnen: „O mei'! So e alti Schartek' wie mich in Wind und Wetter 'nausschprenge ... wann sie bloß 'rumkummandiere kann, die Prinzessin!" — sondern ließ sich von ihr bis zum nächsten Droschkenstand bringen und stieg in einen geschlossenen Wagen.

Den hieß sie vor dem Trenkleschen Hause warten. Der Flur, den sie betrat, war totenstill. Nur oben, im ersten Stock, hatte sie hinter zwei Fenstern Licht gesehen. Die meisten Räume des weitläufigen Gebäudes waren seit dem Tode der Geheimrätin Trenkle abgesperrt und unbenutzt. Ein Hauch von Moder und Vergangenheit strömte aus allen Ritzen und Spalten und umgab den

alten, wieder halb zum Junggesellen gewordenen Gelehrten in seinem Studierzimmer. Es war der Dunstkreis, der zu seinem Heim und Wesen gehörte, und weckte, wie jeder Geruch, die Erinnerung. Und in Hedwig tauchten, während sie langsam die Treppe hinaufschritt, wieder, so nahe noch und doch schon wie aus weiter Ferne her, die Bilder auf, in denen sich hier in diesen Räumen ihr Lebensschicksal angesponnen und entschieden hatte — ihre erste Begegnung mit Helmstorff — die erste wirkliche, mit dem Menschen, nicht mit dem bis dahin von ihr halb innerlich verspotteten, halb ein bißchen gefürchteten Professor, beim Doktorschmaus, den der alte Trenkle, damals noch ihr gütiger Freund und Berater, ihr gegeben — und dann zum zweiten das Zusammentreffen mit Frau von Helmstorff — wie die sich langsam, gleichgültig von ihr abwandte, unten Lichtschein und Lärm des nahenden Fackelzugs, da war der Stein ins Rollen geraten, der nun zur Lawine geworden und alles mit sich riß. Und um das zu sagen, daß keine Rettung und kein Halt mehr möglich sei, betrat sie nun zum dritten und zum letzten Male das Haus ...

Das ältliche Küchenmädchen, das ihr öffnete, war so betroffen, in dieser späten Stunde noch Besuch vor sich zu sehen, daß sie gar nicht erst nach dem Namen fragte, sondern die Fremde ohne weiteres in das Gemach ihres Herrn einließ. Der Geheimrat Trenkle saß, als Hedwig eintrat, an seinem Schreibtisch, in dem breiten Armsessel vornübergesunken, mit halboffenem Mund und leeren Augen, von weißen Haaren umhangen, greisenhafter anzuschauen als sonst, tieftraurig

und todmüde. So blickte er auch Hedwig an und ſagte, ohne ſich zu bewegen: „Da ſind Sie! Danke! Danke ſchön! Bitte — ſetzen Sie ſich ... da ... der Stuhl iſt bequemer“ ... und ſeine Stimme erloſch wieder halb, während Hedwig Platz nahm und mit Grauen ſich wieder plötzlich bewußt wurde, daß alle Menſchen ſeit geſtern ſo trübe, ſo gebrochen waren, die ſich ihr näherten — nicht nur der alte Gelehrte da drüben — ebenſo hatte ſich Riedinger verändert — ebenſo Helmſtorff ſelbſt — die alle litten durch ſie — litten an ihr — gingen an ihr zu Grunde — ſie war ein Verhängnis. Sie brachte nur Unglück über ſich und andere. Weiter konnte ſie offenbar nichts im Leben. Schon ſolch rote Haare, wie ſie ſie hatte, waren ja ein Kainszeichen. Als ſie klein war, hatten die Buben auf der Straße immer „Du roti Hex'!“ hinter ihr hergerufen. Jetzt erfüllte ſich das hier. Das dachte ſie ſich in einem Anflug bitterer Selbſtverachtung, und dann weiter: — Helmſtorffs Aufgabe wäre es geweſen, ihr aus ihrem Unrecht ein Recht zu machen und ſie um Gottes willen das Lachen nicht verlernen zu laſſen, das ſie zu Beginn des Kampfes, noch geſtern abend, wie eine Siegerin auf den Lippen trug und das nun fort war für immer. Aber er konnte das nicht. Er litt ja ſelbſt zu ſehr. Und darum ſie mit ihm.

„Als ich Ihnen ſchrieb,“ ſagte der Geheimrat Trenkle leiſe und kummervoll aus ſeinem Lehnſtuhl heraus, „als ich Ihnen ſchrieb, Fräulein Solitander — da wußte ich noch nicht, was ſich inzwiſchen zugetragen hat. Vorhin ließ meine Tochter es mich erſt wiſſen: Mein Schwiegerſohn wohnt drüben im Hotel und hat

ſich einen Rechtsanwalt beſtellt. Damit iſt ja nun der Bruch vor der Welt entſchieden — wenigſtens wenn dieſer Zuſtand dauert. Eine Nacht kann man wohl außer Haus zubringen — vielleicht ſind die Handwerker dort in Arbeit oder der Ofen raucht — gut ... da läßt ſich noch etwas erfinden ... aber kehrt er morgen nicht zurück ... dann iſt der Skandal da ... ein unerhörter Skandal ... der Name Helmſtorffs iſt ohnedies bekannt genug ... nun wird er erſt recht überall genannt werden."

Hedwig zuckte nur die Achſeln und ſchwieg.

„Und der Ihrige mit! Vergeſſen Sie das nicht, Fräulein Solitander! Wenn Sie ja auch in zweiter Linie ſtehen — wenn Ihnen auch die Welt direkt nichts vorwerfen kann — das geb' ich ja zu — dazu iſt, ſolange Sie im Hauſe Ihres Vaters, ſozuſagen unter deſſen Schutz verbleiben, kein unmittelbarer Grund vorhanden ... aber hineingezogen werden Sie doch in dieſe ungeheuerliche Geſchichte. Den Anlaß der Trennung meiner Kinder errät jeder und ſagt es weiter. Ihr Ruf wird auch ſchwer leiden — weniger als der meines Schwiegerſohnes, aber dafür hat eine Frau in dieſem Punkte auch mehr zu verlieren als ein Mann ... Sie erwidern mir nichts, Fräulein Solitander?"

„Nein, Herr Geheimrat! Wenn es Ihnen noch Sorge macht, was die Menſchen ſagen — uns beiden Gott ſei dank nicht mehr! Das liegt ſchon alles ſo weit hinter uns — oder eigentlich unter uns! Wir haben's überwunden. Wir ſind nur noch uns ſelber Rechenſchaft ſchuldig. Und da kann ich vor mir beſtehen! Ich habe nichts getan und werde nichts tun, was meiner

unwert wäre. Und werde auch in Zukunft genau ſo handeln, darauf können Sie ſich verlaſſen ..."

Der Alte ſah ſie über die Lampe hin an. Es zuckte gramvoll über ſein glattraſiertes Geſicht, das jetzt gar nichts mehr von ſeinem ſonſtigen kauſtiſchen und fauniſchen Mienenſpiel der Freude an Wein und Weib — den Geſang überließ er gerne jüngeren Kollegen! — an ſich hatte, ſondern ehrliche, tiefe Beſorgnis, hellſichtig-hoffnungsloſe Angſt vor dem Kommenden ausdrückte. „Das iſt ein ſtolzes Wort, Fräulein Solitander!" ſagte er langſam. „... 's iſt ja wahr ... ich vergeſſe immer meine ſiebzig Jahre ... Sie ſind jung und haben heißes Blut und ich bin alt und kalt. Aber verſuchen Sie einmal mit mir zu denken — zu Ihrem eigenen Vorteil — und überlegen Sie, ſo ruhig und nüchtern als Sie nur können: Was ſoll das ſchließlich werden? Mein Schwiegerſohn ſitzt jetzt im Hotel. Er kann doch nicht ewig da ſitzen bleiben! Er iſt, wenn das ſo fortgeht und der Skandal ausbricht, in der Öffentlichkeit in ein paar Tagen ein toter Mann. Das weiß er auch. Was iſt das alſo für eine unhaltbare Lage für ihn? — Nahe der Univerſität, in der er nicht mehr lehrt, gegenüber ſeinem Hauſe, das er nicht mehr betritt, auf der Straße in Gefahr, daß ſeine Freunde lieber wegſchauen als ihn grüßen — ja — es gibt doch auch eine moderne Fehme in unſerer Geſellſchaft, Fräulein Solitander, und ſie wird in einem ſolchen Falle unerbittlich geübt — mit Recht unerbittlich — und zermürbt ſchließlich jeden — ja, lächeln Sie nur ſo verächtlich und zuverſichtlich ... ich kenne die Menſchen beſſer als Sie — und insbeſondere meinen Schwiegerſohn! ... Sie überſchätzen ihn!

Das habe ich Ihnen schon einmal gesagt. Wie will er denn in solchen schiefen, unmöglichen Verhältnissen stand halten ... Wochen ... Monate ... vielleicht Jahre hindurch ... eine ganz unabsehbare Zeit ... und wie wollen Sie denn für Ihr Teil ... sozusagen mit ihm Spießruten laufen, wann und wo Sie beide sich zeigen ... oder auch, wo Sie sich allein zeigen? Es wird ja stehendes Stadtgespräch. Man weist mit Fingern auf Sie ..."

„Lassen Sie das meine Sorge sein, Herr Geheimrat!" sagte Hedwig ruhig. „Es gibt einen Stolz, der einen über solche Dinge erhebt. Und den besitz' ich!"

„Gut! Also Sie sind stark genug dazu ... oder glauben es wenigstens zu sein — jetzt! ... Aber Helmstorff ... der kann das nicht! Der geht einfach daran zu Grunde ..."

„Das fürchte ich nicht, Herr Professor!"

Der alte Trenkle lächelte bitter. Die mit Schnupftabak bestreuten Lippen zogen lauter kleine, grausame Fältchen. Die Verachtung, die er in seinem Innersten schon seit langen Jahren gegen seinen Schwiegersohn hegte, kam wieder zu Tage, wie bei seinem ersten Gespräch mit Hedwig, und er versetzte trocken: „Sie fürchten das nicht, weil Sie eben nicht an den Bodensatz von Eitelkeit und Schauspielerei denken, der jetzt noch in ihm steckt — trotz alledem — und der immer bleiben wird. Man kann einen Menschen nicht umkrempeln, wie einen alten Handschuh! Wer bis über die Mitte der Vierziger hinaus alles an die Meinung der Leute draußen gesetzt hat, der kann die schließlich nicht mehr entbehren! Bestärken Sie ihn nicht in seinem Entschluß, dieser Meinung zu trotzen. Sie richten ihn damit zu

Grunde. Er ist einer von denen, die sich ihren Glauben an sich von anderen borgen müssen . . ."

Hedwig schwieg. Das konnte der ihr gegenüber als allerdeutlichsten, ihn keines Wortes würdigenden Widerspruch auffassen! Aber ein Fröfteln lief ihr doch den Rücken hinab. Das alte Grauen war wieder da — die Angst vor dem Alleinbleiben in einer feindlichen kalten Welt. Wenn Helmstorff nun wirklich an ihrer Seite zusammenbrach und der Alte drüben hinter dem Tisch recht behielt? — Nein —, nein — sie wollte das nicht glauben — sie durfte gar keinem solchen Gedanken in ihrer Seele Raum geben. Unwillkürlich richtete sie sich im Sitzen auf und legte den Kopf zurück und blickte dem anderen fest ins Auge hinein, bis ins Weiße . . . wie einem Feind . . . Und das hieß deutlich genug: ich weiche nicht . . .

Da schüttelte der alte Trenkle seine weißen Locken und stand auf und trat vor sie hin und sagte, wie zur Antwort auf etwas, was sie gesprochen, leise, in milderem, bittendem Ton: „Doch . . . tun Sie's! Überwinden Sie sich! Helfen Sie ihm zur Heimkehr! Retten Sie ihn! . . . jawohl . . . retten Sie ihn . . . und sich mit. Denn sonst . . ."

„Was denn sonst, Herr Geheimrat?"

Der Alte hatte seine Worte mit einem bedeutungsvollen Blick abgebrochen. Den ließ er jetzt nicht von ihr, so daß sie ihn nicht mehr ertragen konnte und plötzlich, halb verstehend und zusammenschauernd, die Wimpern senkte, und versetzte gedämpft: „Sonst ertragen Sie beide auf die Dauer diesen Schrecken ohne Ende nicht . . . nun . . . und dann gibt es, wie überall

auf der Welt, ſchließlich ein Ende mit Schrecken! Sie wiſſen ſchon, was ich meine ... oder ich will es lieber ſagen ... auch das noch ... jetzt muß ſchließlich alles geſagt werden — alſo Sie werden einfach eines ſchönen Tages miteinander auf und davon gehen ... darauf kommt's hinaus ... es iſt gar nicht anders möglich ..."

Hedwigs Wangen hatten ſich bei ſeinen Worten nicht einmal gerötet. Sie war ſo blaß vor Empörung wie bisher. So erhob ſie ſich und ging nach der Türe, ohne ein Wort, in ſtummer Verachtung deſſen, was ſie gehört ...

Und noch einmal vernahm ſie hinter ſich: „Jawohl ... Sie werden mit ihm auf und davon gehen ... es wird Ihr Schickſal ſein ... und einer wird ſo des anderen Fluch! Jeder nimmt ſein böſes Gewiſſen in Geſtalt des anderen mit ſich auf die Reiſe" — und dann trat der alte Trenkle raſch, im letzten Augenblick zwiſchen ſie und die Schwelle und ſagte weiter: „Sie können das ruhig aus meinem Munde ertragen! Ich bin ein alter Mann und will Sie nur warnen, ſolange es noch Zeit iſt ... alſo bleiben Sie — ich bitte Sie darum ..."

Sie hielt die Klinke in der Hand. Sie zitterte am ganzen Körper und er fühlte: er war zu weit gegangen, und murmelte haſtig und inſtändig: „Bitte — bleiben Sie ... Sie ſollen nichts mehr davon hören ... kein Wort ... es war unrecht von mir ... aber beruhigen Sie ſich nur ... ſchauen Sie mich nicht ſo verſtört und verächtlich an. Es dreht ſich einem ja das Herz um, wenn man denkt, daß da nun drei Menſchen ... Aber alles kann ſich ja noch gut löſen ... alles wenden

... wenn nur Sie Vernunft annehmen! Von meinem Schwiegerſohn will ich ſchon gar nicht reden!"

„Vernunft!" Hedwig war ſtehen geblieben. Sie hatte ſich wieder gefaßt und lächelte nur bitter vor ſich hin. „Das iſt lange her, Herr Geheimrat, daß ich vernünftig war."

„Alſo Sie bleiben nach alledem eben doch auf Ihrem Standpunkt?"

„Ja."

Sie ſah mit Schrecken, wie der Greis vor ihr die Hände faltete. Und nun flehte er wirklich leiſe, mit erſtickter Stimme, halb wie ein Kind: „Haben Sie doch Mitleid mit uns ... ich bitt' Sie, ich bitt' Sie!" und es kam ihr in all ihrer Verſtörung faſt komiſch vor, dieſe Vorſtellung, daß man in ihrer Lage noch Mitleid haben könne, mit ſich oder irgend einem anderen ...

Und wieder flüſterte der kleine alte Mann vor ihr, ſcheu, als ob er etwas Böſes täte, die Hände ineinander ringend und ſeitwärts zu Boden ſchauend: „Sehen Sie meine weißen Haare ... ich bitte Sie, Fräulein Solitander ..." Und ſie unterbrach ihn und ſagte mit veränderter, viel feſterer Stimme, hart und hell: „Nein — nein, Herr Geheimrat — laſſen Sie Ihre weißen Haare ... das müſſen Sie nicht tun! Setzen Sie ſich nicht vor mir auf eine niedrigere Stufe als Ihnen zukommt ... das iſt ja doch alles umſonſt ... das müſſen Sie doch einſehen! Ich bin zu Ihnen gekommen, weil Sie es ſo haben und die volle Wahrheit von mir hören wollten! Alſo — da ſage ich ſie Ihnen noch einmal und ganz unumſtößlich: Ich weiche keinen Zoll breit! Nie! Vor keinem! Ich kann gar nicht! So gewiß er

alle Schiffe hinter ſich verbrannt hat, ſo gewiß hab' ich's innerlich auch getan! Was nun die Zukunft bringt, das müſſen wir tragen, — er und ich! Aber ich laſſe nicht von ihm ... und das iſt mein letztes Wort und mein heiligſter Wille ... das ſage ich Ihnen und das ſagen Sie, bitte, jedem anderen, der es wiſſen will ..."

Ein langes Schweigen entſtand. Der alte Trenkle war wieder in ſeinen Lehnſtuhl geſunken und ſtarrte da müde und gramvoll vor ſich hin, mit halb offenem Mund — recht greiſenhaft und gebrochen, ſo wie ſie ihn bei ihrem Eintritt zuerſt geſchaut. Dann blickte er in das Nebenzimmer. Seine Züge veränderten ſich ein wenig. Es war, als erkenne er dort jemanden und nickte ihm ſorgenvoll zu, und er erhob ſich plötzlich und wollte die Türe zu dieſem anſtoßenden Raum raſch ſchließen. Und zugleich erklang von innen eine jugendliche, ruhige Frauenſtimme: „Nein — laß nur, Papa! Ich komm' herein! ... Es iſt beſſer ..."

„Nein — nein, du kannſt nicht!"

„Warum?"

„Fräulein Solitander iſt bei mir hier drinnen!"

„Ja — das weiß ich!"

Gleich darauf ſtand Frau von Helmſtorff im Zimmer.

Sie war in Hut und Mantel, wie ſie eben von zu Hauſe gekommen. Nichts Beſonderes war ihr anzumerken. Selbſt ihre angenehmen, noch jugendlichen und eigentümlich klaren Züge zeigten höchſtens eine leichte Bläſſe, aber ſonſt ganz die kühle Sicherheit, mit der ſie Hedwig früher immer inmitten ihrer Gäſte, im bunten Treiben des Helmſtorffſchen Hauſes geſehen hatte. Nicht einmal in ihrer Stimme war ein Zittern. Es fehlte nur das

gewohnte, etwas leere, aber immer liebenswürdige Lächeln, das sie als Frau von Welt daheim für jedermann auf den Lippen hatte — im übrigen hätte man glauben können, sie sei, wie jeden Tag, einmal rasch gegen Abend über die Straße geschlüpft, um zu sehen, wie es dem Vater drüben in dem einsamen Hause ginge.

Und ebenso sagte sie ihm auch ohne jede Erregung und ohne Hedwig irgendwie zu beachten: „Verzeihe, Papa, daß ich dir vorhin nur geschrieben hab', daß Ludwig ins Hotel gezogen ist, und nicht gleich selbst gekommen bin. Aber ich konnt' nicht weg. Ich hab' Gretchen zu Bett bringen und nach dem Arzt schicken müssen. Sie ist noch angegriffen von der Influenza. Sie hat Weinkrämpfe gekriegt vor Schrecken und Aufregung, wie sie's erfuhr. Er hat sie noch bis vor unser Haus gebracht. Da hat er ihr's gesagt und ist wieder umgedreht und hat sie einfach stehen lassen. Sie ist kaum die Treppe hinaufgekommen. Nun ... jetzt ist sie schon ruhiger ..."

Der alte Trenkle schwieg. Er saß verstört und ratlos am Tisch, die Hände über dem Leib gefaltet. Die Lampe beschien hell sein silberweißes Haar und die glattrasierten, runzeligen Faunszüge. Rechts und links von ihm, durch ihn voneinander geschieden, standen im Halbschatten die beiden jungen Frauen — alle zwei schlanke Gestalten, alle zwei ungefähr gleich groß, gleich alt, so daß man sie hätte beide für seine Töchter und für Schwestern halten können — und nach kurzer Pause fuhr Frau von Helmstorff unverändert gelassen fort: „Und nun zu Ihnen, Fräulein Solitander, wenn es erlaubt ist. Ich hörte beim Hereinkommen Ihre Stimme und dann auch die letzten Sätze, die Sie meinem

Vater ſagten — die waren ja wohl, da Sie ihn zum Schluſſe baten, ſie jedem mitzuteilen, auch für mich beſtimmt. Nun hören Sie, bitte, meine Antwort darauf an und befürchten Sie keine Szene. Ich werde nicht wieder, wie neulich, die Achtung vergeſſen, die ich mir ſchulde! Ich bin mit mir ganz im reinen — was mich das gekoſtet hat, gehört ja nicht hierher — und wünſche jetzt nur, daß auch Sie ſich keinen Illuſionen über mich und meine künftigen Entſchlüſſe hingeben" . . .

Hedwig ſtand unbeweglich und die andere fuhr fort: „Sie haben eben geſagt: ‚Ich weiche keinen Zoll breit!' Gut denn, Fräulein Solitander: Ich auch nicht! . . . Auch keinen Zoll breit, ſolange ich lebe. Bis an mein Sterbebett geb' ich die Einwilligung zur Scheidung nicht. Und ohne die kommt er nicht frei. Das habe ich mir reiflich überlegt. Das bin ich der Zukunft meiner Kinder ſchuldig. Und auch meinem eigenen Stolz. Denn ich hab's nicht verdient und bin auch nicht der Menſch danach, um mich wie eine Magd aus meinem Hauſe jagen zu laſſen! Dies Haus, das ich durch fünfzehn Jahre aufgebaut hab', will ich rein halten für mich und meine Kinder. Wenn mein Mann draußen ſeinen Namen in den Schmutz tritt, mag das ſeine Sache ſein!"

Sie unterdrückte etwas, als hätte ſie ſagen wollen: „Und Ihre!" und fuhr mit ihrer klaren, völlig leidenſchaftsloſen Stimme fort: „Und der Unterſchied zwiſchen uns beiden, Fräulein Solitander, iſt nur der, daß ich im Beſitze und im Recht bin — und Sie ſind nicht im Beſitz — und nicht im Recht. Und werden auch nie dazu kommen. Das laſſen Sie meine Sorge ſein! Das

ist mein heiligster Wille ... Und nun machen Sie draußen, was Sie wollen! Es interessiert mich nicht mehr!"

Das hieß: Seid nur da draußen beisammen! In Ehren wird's schließlich, nach der Überzeugung aller eurer Mitmenschen, nicht sein ... und über derlei schaut eine anständige Frau hinweg, wie über Schmutz am Boden.

Noch immer rührte sich Hedwig nicht und ihr Gesicht war ganz starr. Der alte Trenkle aber ertrug das Schreckliche der Lage, dies Dasitzen zwischen den beiden in der Ruhe der Todfeindschaft zueinander sprechenden und sich anhörenden Frauen nicht mehr. Er sprang plötzlich auf und lief, flüchtete förmlich aus dem Zimmer. Als er an der Schwelle war, entrang sich ein seltsamer, kindisch-heller Ton seiner Brust, und aus dem Nebengemach her hörte man dann deutlich, wie er hilflos und fassungslos ganz leise vor sich hinschluchzte. Und nun zum ersten Male flog ein Schatten der Erregung über Frau von Helmstorffs regelmäßige Züge, die bis dahin in ihrer Glätte und Kühle und dem beinahe seelenlosen Ausdruck des Auges etwas von einem wächsernen Antlitz an sich hatten, und sie wandte sich rasch um und folgte ihrem Vater nach. Hedwig sah, wie sie drinnen den Arm um ihn legte und ihr Haupt zu ihm herunterneigte und beruhigend auf ihn einsprach — ihn über das Leid tröstete, das sie betroffen ...

So verschwanden beide, ohne sich noch weiter um die dritte da drinnen zu kümmern. Der Alte schluchzte noch einmal auf. Hedwig hörte es aus der Ferne. Sie stand einsam mitten im Zimmer und es schoß ihr durch

den Kopf: Wo ich hinkomm', weinen die Menſchen und werden die Augen vorwurfsvoll und trübe . . .

Und dann fiel ihr ein, daß ſie nun wohl gehen müſſe. Sie hatte hier in dem Hauſe ihr Zerſtörungswerk vollbracht, wie drüben bei Helmſtorffs, wie daheim im Zimmer mit Hermann Riedinger, wie in deſſen Klinik mit Demuth von Behla, die ja auch eigentlich durch ſie aus Heidelberg vertrieben war — das war wohl ihre Aufgabe im Leben, zu verwirren und zu vernichten und ſelbſt mit zu Grunde zu gehen. Und dabei war ſie eigentlich doch ein ganz anderer Menſch — beſonnen — in ſich gefeſtigt — zurückhaltend gegen ihre Nächſten — ſtreng mit ſich — im ganzen wahrlich eher ſtill als ſtürmiſch — es blieb immer noch in ihr ein dumpfes Erſtaunen, wie ſie eigentlich zu dem allem kam.

Haſtig, auf den Fußſpitzen, wie auf der Flucht nach einer böſen Tat verließ ſie das vereinſamte Gelehrtengemach und eilte die Treppe hinunter und ſchlüpfte in den Wagen und rief aus dem Fenſter dem Kutſcher hinaus, er möge ſie ſchnell nach der Kapuzinergaſſe fahren — nur ja recht ſchnell . . .

Aber ſchon an der zweiten Straßenecke mußten die Pferde halten. Heller Fackelſchein war da, Paukenſchläge, Muſik, Geſchrei, lärmende und lachende Menſchen im Gedränge ſich ſchiebend: der Prinz Karneval hielt vom Bahnhof her ſeinen Einzug in Heidelberg und unternahm eine abendliche Rundfahrt bis zu ſeinem Hoflager in irgend einer Kneipe. Hunderte von kleinen Buben zogen voraus und muſizierten aus Leibeskräften auf Holzraſſeln und Faſchingsflöten, begeiſtert, noch mehr Spektakel machen zu dürfen als gewöhnlich, und da-

hinter klapperten die Hufe und schmetterten die Trompeten der bunt kostümierten, berittenen Funkengarde.

Hedwig drückte sich scheu in eine Ecke des Wagens. Sie empfand nur schmerzlich die Störung, die sich zwischen sie und die ersehnte Ruhe und Dunkelheit daheim schob — sonst beachtete sie das Bild vor sich nicht. Das waren ja alles nur Schatten, höhnische, im Flackerglanz der Fackeln grinsende Fratzen des Lebens, vor dem ihr mehr und mehr in einer unsäglichen, herzlähmenden Not bangte. Sie hörte in Ohr und Hirn nicht den brausenden Narrhallamarsch draußen, sondern die leidenschaftslosen, eintönig-klaren Worte der Frau von Helmstorff. Und nun, nachdem sie der selber ins Auge gesehen, wurde ihr zur Sicherheit, was sie bisher im Kampf für ihre Hoffnung und Zukunft nicht hatte wahrhaben und glauben wollen, und sie wußte mit unumstößlicher Überzeugung: Nein — die andere gab nicht nach, nie in ihrem Leben, das wohl ebenso lange dauern mochte, wie das ihrige — waren sie beide doch ungefähr gleich alt — und niemals würde sie, Hedwig Solitander, so heißen, wie es ihr gestern abend im Schloßpark, in der seligsten Stunde, durch das Herz geklungen: Hedwig von Helmstorff . . .

Sie mußten nebeneinander herleben — er und sie — hier in Heidelberg. Aber das ging doch nicht. Der alte Trenkle sagte das so deutlich. Ohne daß sie es merkte, hatte er sie überzeugt. Sie konnte sich nicht mehr dagegen wehren. Es war so. Sie glaubte ihm. Nicht für sich! Oh — sie hatte Kraft und Mut genug! Immer noch! Sie würde es schon aushalten! Aber für Helmstorff glaubte sie es ihm! Der hatte es ja so

unendlich schwerer — Weib und Kind in der Nähe, beinahe vor Augen — seine Freunde und Kollegen, seinen ganzen, hundertfach nach allen Richtungen verästelten, bis hoch hinauf reichenden Verkehr mit Menschen aller Art — und nun das alles abgeschnitten und zerrissen, eine Trümmerwelt — und er selber eine gestürzte Größe — das war für ihn ein Zustand, der sich auf lange hinaus, auf unabsehbare Zeit bis ins Hoffnungslose weiter, nicht ertragen ließ. Nicht von einem Mann wie ihm. Aber wenn er es nicht konnte, was dann . . . ?

Der Fastnachtspektakel vor ihr hatte sich zu brausendem Hurrageschrei verstärkt. Da kam der Prinz Karneval selber. Vier Pferde zogen seinen hohen Thron und von ihm herab grüßte er huldvoll mit seinem Pritschenszepter nach rechts und links in das Volk, ein blondlockiger junger Mann, rot vor Aufregung und mit den kurzsichtigen Augen, die des gewohnten Zwickers entbehrten, in das Pechflammengelodere und den funkensprühenden Qualm unter ihm blinzelnd. Um Seine Tollität her marschierten mit geschultertem Gewehr die Trabanten, hinterdrein fuhren in offenen, vierspännigen Kutschen der Hohe Elferrat und die anderen närrischen Brüder und Büttenredner, spitze Schellenkappen auf grauen und braunen Köpfen, gutmütig-schmunzelnde weinrote Pfälzer Gesichter darunter, und um sie her neues Gewühl und Geschrei der Menge und Polizeidiener, die, selbst von einem Ohr bis zum andern lachend, die Bahn freihielten.

Ja — was dann? . . . Hedwig starrte dumpf vor sich hin in das Wageninnere, das der Fackelschein unheimlich blutrot erhellte. Was geschah mit Helmstorff,

wenn seines Bleibens in Heidelberg nicht war? Und was geschah mit ihr? Und aus dem Lachen und Locken draußen, aus den Wirbeln der Musik klang ihr eine Stimme ins Ohr. Die wiederholte ihr und flüsterte ihr wie ein böser Geist zu, was sie selber unlängst aus der Vergangenheit ihres eigenen Geschlechts gelesen: „Salome la Born ist mit ihrem Gesellen in die Fremde gezogen. War ein Bäck und Kranzwirt auf der Pfaffengaß. Und weiß keiner, wo sie geblieben und verdorben . . ."

Nun war der Weg frei. Lichtglanz und Lärm verloren sich um die Ecke und Hedwig beugte noch einmal ihr totenblaß gewordenes Gesicht heraus und bat den Kutscher mit bebender Stimme: „Fahren Sie schnell, um Gotteswillen!" Und der Mann hieb auf die Pferde. Er hatte selber Eile. Denn er war noch in zwei, drei Häuser bestellt, um Masken zu den großen Bällen abzuholen, die heute an vielen Orten der Stadt abgehalten wurden. Um rascher vom Fleck zu kommen, wählte er die entlegensten Gassen, zwischen totenstillen, niederen Häusern hindurch. Der eine Gaul lief schon im Galopp. Seine Hufe schlugen Funken aus dem Pflaster. Der Wagen rasselte ungestüm dahin. Und innen saß Hedwig und hatte die Augen fest geschlossen und hielt sich die beiden Hände vor die Ohren, um nichts mehr zu sehen und zu hören, atemlos vor Angst, in voller Flucht vor dem Schicksal — und wußte doch: das kam hinterdrein, und wenn die Pferde hielten, stand es schon wieder hinter ihr . . .

Sie gab dem Kutscher ein Geldstück und rannte hinauf in ihr Stübchen, ohne erst nach dem Vater und

der Baas zu ſchauen, die ſie im Eßzimmer reden hörte. Dort oben warf ſie ſich in der Finſternis, wie ſie war, auf das Bett und blieb, ohne ſich zu rühren, liegen und ſtarrte in das undurchdringliche Dunkel über ihr empor. Unheimliche Schatten gaukelten da vor ihren fiebernden Sinnen, ſchwebten und löſten und fanden ſich wieder, unheimliche Wolken verdüſterten ihr da innen Willen und Vernunft und das Hämmern ihres Herzens wiederholte in raſtloſem Takt die bebende Frage: Was will das werden? — Was will das werden? . . .

XVII

Der Vormittag des Faſinachtſonntags gehörte in Heidelberg den Kleinen. Da war im Stadttheater ebenſo wie am Dienstag die große Kindervorſtellung, zu der alles im Maskenkoſtüm erſchien, und lange vor der zehnten Morgenſtunde wimmelte es auf den Straßen ſchon bei dem hellen Sonnenſchein von ernſthaft-glücklichen Geſichtchen, — Tiroler, die Spielhahnfeder ſchief auf dem Blondkopf, und winzige Schwarzwälderinnen mit großer Flügelhaube, vier Käſe hohe Prinzeſſinnen und Bajazzis, Rotkäppchen und Schornſteinfeger, bis es dann endlich Zeit war und innen im Theater unter allgemeinem atemloſem „Ah" der Vorhang über „Schneewittchen und die ſieben Zwerge" aufging, und in den Zwiſchenakten hundert feine und doch ſchallende Stimmchen die alten Volks- und Wiegenlieder mitſangen, die das Orcheſter ſpielte.

Auch aus ein paar Häuſern der Kapuzinergaſſe waren einige ſolche kleine Faſchingsgäſte, Bruder und Schweſter ſich an den Händen haltend, herausgewandert und hatten ſich nach der Hauptſtraße hin verloren. Und ebenſo die Erwachſenen und die Straßenjugend. Dort war heute der Mittelpunkt des Volkslebens. Hier im Handwerkerviertel um den Solitanderſchen Patriziergiebel herum herrſchte eine Totenſtille. Die Schritte des kleinen Haupt-

manns Evangeliſt von Thiengen hallten förmlich, wie ſonſt zur mitternächtigen Stunde, wider, während er längs der niederen Häuſer dahinſchritt, mit einem ſtillen und wehmütigen Lächeln auf ſeinem guten alten Geſicht. Der Anblick der bunt geputzten kleinen Welt hatte ihn trübe geſtimmt. Er dachte an ſeine Frau, die nun ſchon ſo lange, lange draußen unter den Zypreſſen an der Rohrbacher Straße den ewigen Schlaf ſchlief. Wenn ſie ihm Kinder hinterlaſſen hätte! Eine Tochter! Die wäre nun verheiratet und hätte ſelber Kinder, und er führte die, als ein ſtolzer Großpapa, heute ins Theater, ein Hänſel rechts, ein Gretel links, und wäre nicht ſo allein im Leben. Erſt als er auf dem Heimweg, klein, unſcheinbar, in ſeinem ſchwarzen, windgeblähten Radmäntelchen eher einem Küſter als einem greiſen Kriegsknecht ähnlich, an der Jeſuitenkirche vorbeigekommen war, hatte ſich ſein Antlitz wieder aufgehellt. Er war doch nicht ganz verlaſſen. Da drinnen war doch der liebe Gott und war für ihn da, wie für jedermann. Die Türen des Doms waren halb geöffnet, ein leiſes Weihrauchahnen ſchwebte heraus und feierlicher, gedämpfter Orgelklang hinterher in das Faſtnachtsſchreien und Johlen der nahen Hauptſtraße, geheimnisvoll leuchteten drinnen die Lichter am Hochaltar. Er brauchte nur den Hut vom Graukopf zu nehmen und einzutreten — dann war er daheim. Und dieſe Zuverſicht tröſtete ihn und er war wieder ganz freundlich und in ſich zufrieden wie ſonſt, während er im Flur der Solitanderſchen Wohnung die Baas frug, ob Fräulein Hedwig zu ſprechen ſei.

„Jo — ſie hockt do drin und geht net bei!“ ſagte

die Alte, hochrot von der Herdhitze und wies mit dem schaumbedeckten Kochlöffel nach dem Bibliothekzimmer. „Bei der rappelt's! Ich hab mir's als und als gedenkt: bei dem viele Schtudiere — da muß der Mensch ja mol geschuckt werre! Und wann m'r frägt, no heißt's bloß: ‚Ach, loß Sie mich!' ... m'r darf ja nix redde ... 's is e Kreuz ..."

Damit schlurfte sie brummig wieder zu ihren Kochtöpfen zurück und Evangelist von Thiengen klopfte an die Türe — ein bißchen zaghaft, als habe er etwas Besonderes vor und getraue sich nicht recht, und innen sprach eine müde Mädchenstimme: „Herein!" und dann gleichgültig: „Ach — Sie sind's! Guten Morgen! Papa ist ausgegangen — trotz seinem Gerstenkorn ..."

„Heute will ich nicht zum Papa! Heute will ich zu Ihnen, Fräulein Hedwig!"

Sie schwieg und forschte nicht weiter. Es schien auf sie keinen Eindruck zu machen. Vielleicht hatte sie es gar nicht gehört, so geistesabwesend starrte sie vor sich ins Leere. Er musterte sie mit einem besorgten Blick und frug dann gedämpft: „War Riedinger heute schon da?" und wunderte sich, wie entsetzt sie bei seinen harmlosen Worten zusammenfuhr, gerade als habe er mit jenem Namen etwas Schreckliches erwähnt. Sie stand auf. „Nein — er war nicht da!" versetzte sie rauh. „Oder war er doch da? — ich hab' ihn jedenfalls nicht gesehen ... warum meinen Sie denn?"

Das klang so hart und abwehrend, daß er den Kopf schüttelte. „Weil Sie krank sind, Fräulein Hedwig ..."

„Nein. Das bin ich nicht!"

„Aber Sie sehen doch ganz elend aus!"

„Ja — ich weiß. Aber das kommt nicht vom Krankſein.“

Sie ſchwieg. Sie ſchien zu erwarten, daß er nun wieder gehen würde. Sie hatte ihm auch noch keinen Stuhl angeboten. Der fromme kleine Hauptmann jedoch ſagte entſchloſſen: „Darf ich mich einen Augenblick zu Ihnen ſetzen, Fräulein Hedwig?“

„Bitte!“ Das ſprach ſie freundlich, aber ganz teilnahmlos dagegen, ob er nun blieb oder nicht.

Und er begann nach einigem Räuſpern und Rucken: „Ich glaube, es laſtet etwas auf Ihnen, Fräulein Hedwig! Ihr Vater ... der merkt ſo was natürlich nicht! Ja — wenn Sie eine ſeltene Spinnenart wären oder ein unentdeckter Nachtfalter.“ Unwillkürlich kam die ſtete Bitterkeit, die zwiſchen den beiden unzertrennlichen Freunden herrſchte, in ihm zum Durchbruch. „Aber bloß Menſchen ... an denen läuft er zerſtreut vorbei mit ſeinen langen Beinen. Wir wollen es ihm nicht ins Schuldbuch ſchreiben. Er iſt nun einmal ein alter Sterngucker und bleibt's! Hingegen ich ... der einzige Freund des Hauſes ... ich hab' Sie doch noch auf den Armen gehalten, ſeinerzeit ... alſo ich ... oder ſind Sie ſchon böſe, Fräulein Hedwig ...“

„Nein. Gar nicht!“ Dabei ſah ſie zum Fenſter hinaus in die Wolken. Die ſchienen ihr wichtiger als ſeine Worte.

„Ich beobachte ſeit einiger Zeit, daß Sie ſchwer leiden. Und auch, daß Sie ſich niemandem anvertrauen. Da haben Sie mir immer mehr leid getan ... denn ich hab' Sie von Herzen lieb, Fräulein Hedwig ... das wiſſen Sie ja ... ich hab' keine Tochter ... ich muß

mein bißchen Liebe da und dort bei den Leuten anbringen, wo's nicht zu sehr stört ... und ich hab' hin und her gesonnen, wie man Ihnen helfen kann ..."

„Mir kann aber kein Mensch helfen!"

Jetzt wurde der alte Mann lebhaft und zuversichtlich. „Das war das richtige Wort, Fräulein Hedwig! Kein Mensch!" wiederholte er eifrig. „Da sprechen Sie es eben aus, worauf alles ankommt. Es gibt Zeiten ... in der Not, da fällt es einem mal ein ... noch von den Kinderjahren her ... eine unbestimmte Erinnerung ... daß es auch noch einen lieben Gott gibt. Ob nun einen katholischen oder einen protestantischen ... und ob sie in der Jesuiten- oder in der Heiliggeistkirche ihm zu Ehren die Glocken läuten, das will ich jetzt nicht untersuchen. Genug: der liebe Gott ist noch da! Er hat die ganze Zeit geduldig gewartet. Aber wie den Weg zu ihm finden, wenn man ihn einmal vergessen hat? — Sehen Sie, Fräulein Hedwig ... da möchte ich mich Ihnen als Führer anbieten ... ob Sie nicht auf die Weise ein bißchen mehr Ruhe finden. Ihre Gelehrsamkeit hat bei der ersten Probe versagt. Da braucht man Sie nur anzusehen! Jetzt ist vielleicht der Augenblick für ein bißchen Glauben wieder da ... und einmal zum Himmel hinaufschauen, statt immer in Ihre Bücher hinunter, oder gar, wie das Fräulein drüben überm Flur durchs Mikroskop in zerschnittene Frösche ... was meinen Sie, Fräulein Hedwig ... wollen Sie das nicht mir zuliebe einmal versuchen? Es kann ja doch nichts schaden ... auf jeden Fall ..."

Hedwig hatte ohne ein Zeichen von Ungeduld seine Rede angehört. Jetzt gab sie ihm die Hand und es

war wie eine Spur von ſchwachem Lächeln um ihre blaſſen Lippen, während ſie ſagte: „Ich danke Ihnen von Herzen, ich weiß, Sie meinen es gut. Aber es tut nicht mehr not. Ich habe die Ruhe ſchon!“

„So ſehen Sie aber nicht aus!“

„Das iſt nur noch der Rückſchlag ... die Nachwirkung ... Nach heute nacht, wo ich kein Auge zugetan habe bis zum Morgen, ſondern immer im Zimmer auf und ab gegangen bin ... ich will Ihnen das gern zugeben. Ich habe Schweres durchzumachen gehabt in letzter Zeit ... vielleicht das Schwerſte, was einem überhaupt paſſieren kann ... aber nun iſt's überſtanden. Ich weiß jetzt, was ich zu tun hab', und darum bin ich ſeit heute morgen wieder ganz gefaßt ...“

Und da der kleine Hauptmann ſie immer noch zweifelnd anſchaute, wiederholte ſie und richtete ſich dabei ein wenig auf und legte den blaſſen, von rotgoldenem Seidenglanz umſponnenen Kopf zurück. „Doch ... doch ... ich bin mit mir eins! Ein bißchen von dem, was man iſt ... oder was man ſein könnte oder möchte ... ich kann mich nicht ſo ausdrücken ... mein Kopf iſt ganz weh und wirr ... kurz, ein bißchen von einem oder auch mehr ... das geht ja freilich in ſolchen Zeiten verloren. Aber dafür ſteh' ich nun da, wo ich hingehöre ... und bleib' da ... und das iſt doch ungefähr das, was Sie mir verſchaffen wollten ... nicht wahr ...?“

„Ja ... das ſchon! Aber wenn ſolche Stimmungen wiederkehren ...“

Sie ſchüttelte den Kopf. „Das werden ſie nicht. Von jetzt ab fühl' ich mich ganz geborgen, unter mein Schickſal. Und wenn Sie ſagen, daß das Schickſal

wieder vom lieben Gott kommt, dann ſind wir ja eigentlich in der Sache ganz eins. Alſo ſorgen Sie ſich nicht um mich. Und haben Sie nochmals vielen Dank, lieber Herr von Thiengen!"

Der alte fromme Hauptmann ſah ſie ſcheu an. Er begriff, daß ſeine Sendung hier ſchon vor ſeiner Ankunft erfüllt war. Die ſtille Sicherheit ſeiner Gotteskindſchaft verflog. Er wurde ein bißchen verlegen — und auch gekränkt, daß die Leute ohne ihn den Weg zum Himmel finden wollten. Natürlich gingen ſie dabei fehl. Aber das war dann ihre Sache. „Alſo alles Gute, liebes Fräulein Hedwig — alles Gute!" ſprach er gedämpft und ſchlüpfte geräuſchlos aus dem Zimmer und aus dem Haus.

Hedwig ſah ihm am Fenſter nach, wie er eilfertig — denn er wollte noch raſch einmal in die Kirche — über die Straße trippelte. Ein hochgewachſener Mann in grauem Schlapphut und modiſchem dunklem Mantel kam ihm müde, aber raſch gehend, entgegen. Den grüßte er. Und der andere war ſo in ſich verloren, daß er nicht einmal aufſchaute, ſondern nur mechaniſch an die breite Krempe griff. Das war Helmſtorff! Der alte Evangeliſt von Thiengen war ſtehen geblieben und ſchaute ihm nach. Und wieder erkannte Hedwig von oben her auf ſeinem gefurchten Antlitz etwas wie von dem getreuen Eckart — jenen Zug ſtummer Beſorgnis und aufrichtiger Trauer um ſie, den in letzter Zeit alle Menſchen, die in ihre Nähe kamen, — alle, ſo verſchieden ſie auch ſonſt ſein mochten, aufwieſen, und ſie begriff: der alte Freund ihres Hauſes wußte ſchon ganz genau, wie es eigentlich um ſie ſtand.

Mochte er es wiſſen — mochten alle es wiſſen — das war ihr nun gleich! Das war eben auch ein Stück des Dornenwegs, der vor ihr lag. Sie atmete tief auf und ging mit raſchen Schritten nach der Türe, um die zu öffnen und Helmſtorff zu empfangen. Denn ſie hörte ihn ſchon auf der Treppe. Und da ſtand er im Flur und trat ein, ihr entgegen. Und beide ſanken ſich in die Arme und hielten ſich lange, lange Zeit wortlos feſt umſchlungen.

Endlich ließ er von ihr ab. Seine Hände lagen auf ihren Schultern. So ſchaute er ſie an und ſie ihn. Sein Antlitz war verdüſtert und gab dem ihrigen an Bläſſe nicht nach. Sie ſprachen beide immer noch nicht — nur durch die Augen. In denen war die gemeinſame Not.

Endlich frug er leiſe: „Du warſt mit meiner Frau zuſammen ... geſtern ...?"

„Ja."

Er wandte ſich ab und murmelte: „Entſetzlich ..."

Sie zuckte nur müde die Schultern — ſo als ob ſie ſagen wollte: ob es nun entſetzlich iſt oder nicht ... es iſt geſchehen ...

Und da er nichts erwiderte und vor ſich zu Boden ſtarrte, fügte ſie hinzu: „Um deinen Schwiegervater tut es mir ſo leid ... Ich glaub' — der hat am meiſten dabei gelitten ..."

Er nickte. „Ja. Er hat es mir ſelbſt geſagt. Es war die letzte Unterredung zwiſchen uns ... für immer ..."

Eine Weile ſchwiegen ſie. Dann hub er wieder an und die Worte fielen ihm ſchwer von den Lippen. „Und dann kam wieder der Rechtsanwalt. Ich hab' mich mit

ihm beraten ... ſtundenlang ... es iſt immer dasſelbe Ergebnis ... wir haben das Bürgerliche Geſetzbuch. Da kann ſich der eine Teil nicht ſcheiden laſſen, wenn der andere nicht will. Gründe genug zur Eheſcheidung kann man ihm an die Hand geben ... aber ob er ſie aufnimmt ... ob er ſie benutzt ... das iſt ſeine Sache. Und ſie wird es nie tun ... nie ..."

„Nein. Nie!" ſagte Hedwig.

„Und es iſt keine Hoffnung, daß wir uns heiraten können!"

„Nein," ſagte ſie.

Er ſchüttelte den Kopf. Ein bitteres Lächeln zuckte um ſeine Lippen. „Und wir beide vorgeſtern ... ich begreife jetzt gar nicht mehr, wie wir uns das haben anders denken können ..."

„Ich hab's geglaubt, weil du's geſagt haſt ..."

„Ja — und ich ... das war wie ein Rauſch ... wie ein Taumel ... nun iſt er verflogen ... ſei mir nicht böſe, Hedwig ..."

„Nein — ich danke dir. Die Stunde haſt du mir doch geſchenkt ..."

Er ſeufzte tief. Noch einmal zitterte es zwiſchen ihnen auf wie der Widerſchein eines heißen, lachenden, menſchenverachtenden Glücks und ſpiegelte ſich in den trüben Augen, den blaſſen Zügen. Dann ſagte er dumpf: „Aber nun iſt's dahin! Es kommt ſo anders, als wir gedacht haben ... oder vielmehr ... als ich gedacht hab'!"

„Ja."

Er ſchaute ſie forſchend, beinahe bang an. „Du ſagſt zu allem ‚ja' oder ‚nein', Hedwig! Du biſt ſo unheimlich ruhig ..."

„Ja . . . was hilft's! Die Tatsachen können wir nicht ändern. Das hab' ich eingesehen . . . gestern abend . . . und diese Nacht . . ."

„Aber wenn die Tatsachen stärker werden als wir . . ." Er hatte sich in einen Sessel fallen lassen und stützte den Kopf auf eine Hand und zum erstenmal bebte durch seine Stimme eine mächtige, bisher gewaltsam unterdrückte Erregung und belebte sie, daß er schneller und fester sprach als bisher: „Es gibt gewisse Dinge, gegen die kann ich nicht ankämpfen, wenigstens hier nicht! Ich kann hier nicht bleiben, Hedwig! Das ist mir jetzt ganz klar — besonders nach dem Gespräch mit meinem Schwiegervater. Überall sonst . . . aber hier nicht. Hier wohne ich wie unter Trümmern . . . wie in einer Stadt von Toten. Überall begegnet mir das, was ich früher gewesen bin und mir aus anderen gemacht hab', und kennt mich nicht mehr . . . und ich komme mir selbst wie ein Gespenst am lichten Tage vor. Da steht ein Haus . . . das war früher mein . . . aber jetzt wohne ich nicht mehr darin . . . da kommt eine Frau heraus . . . das war früher meine Frau . . . aber nun gehen wir gleichgültig wie zwei Schatten aneinander vorbei . . . da kommt ein Mädchen des Wegs und weint . . . das war früher meine Tochter . . . da ein junger Mensch . . . der biegt um die Ecke und schaut weg, um mich nicht zu grüßen . . . das war einmal mein Sohn . . . jetzt eben . . . auf dem Weg hierher, hat er es so gemacht, der Bengel . . . es hat mir in der Hand gezuckt, ihm zu zeigen, daß ich . . . aber dann hab' ich mich bezwungen . . . ich hab' ja bis gestern gar nicht gewußt, wie die Kinder an der Mutter hängen und wie wenig an mir. Und dann die Universität! Da steht mein

Katheder leer ... bald wird ein anderer von da lehren ... und ich ſchleiche mich draußen an den Fenſtern hin wie ein armer Sünder ... nein, Hedwig ... man muß frei ſein ... von dieſen Dingen, wenn man ein neues Leben anfangen will. Man tut manche Dinge, weil man nicht anders kann ... aber dann läßt man ſie auch hinter ſich, für immer! Sie dürfen nicht immer wieder von den Toten auferſtehen und hinter einem hergehen wie ein Leichenzug auf Schritt und Tritt: Frau und Kinder und Freunde und Kollegen und Schüler ... ich will ſie nicht mehr ... ich hab' dich ... Sie ſollen ruhen ... ſie ſollen ruhen ... ſie ſollen ruhen ... ich hab' ein Kreuz darüber gemacht ... ſie dürfen mir nicht mehr im Weg ſein ... und hier ſind ſie's. Darum muß ich fort ..."

Etwas gefaßter fuhr er nach kurzem Atemholen in ſeiner Rede weiter: „Natürlich — ich brauchte ja nicht weit zu gehen. Ich könnte ja in jeder Stadt in Deutſchland wohnen. Das, was mir jetzt nach allem noch bleibt ... mein Wiſſen und mein wiſſenſchaftlicher Name ... die nehm' ich ja überall hin mit mir ... und könnte mir überall einen neuen Wirkungskreis ſchaffen und eine Umgebung von neuen Menſchen ... und auch von manchen alten Freunden, die mir vielleicht doch treu bleiben ... wenn ja auch, wie es den Anſchein hat, alle Welt ſich vorerſt gegen mich und für meine Frau erklärt ... aber du biſt dann doch nicht da, Hedwig ... Du müßteſt dann doch bei deinem Vater bleiben und hätteſt hier zwiſchen den Läſterzungen wahrhaftig die Hölle auf Erden ... und ich ... das kommt mir doch alles ſo lächerlich vor, daß ich irgend etwas noch in meinem Leben beginnen ſollte ohne dich! Darum hab' ich ja alles für

dich hingegeben, was man nur opfern kann, aber nicht, um dich dann doch zu entbehren ... das geht über meine Kraft. Das wäre mein Ende. Ich brauche dich von jetzt ab. Immer. Immer ..."

Während er das ſagte, ſprang er auf. Seine Augen leuchteten unheimlich, in fieberigem Glanz. Er rang mit den entſcheidenden Worten, die ſchon halb auf ſeinen Lippen waren. Und Hedwig kannte ſie im voraus. Sie ſtarrte ihn an. Sie war ganz fahl geworden. Aber ſie blieb ruhig.

Und da begann er leiſe und leidenſchaftlich, dicht vor ihr ſtehend, ihre Hände ergreifend — nun ſo nahe, daß ſie ſeinen Hauch auf ihrem Antlitz ſpürte: „Hedwig ... erſchrick nicht ... weiß Gott — wir können nichts dafür! Auch wenn es nun ſo kommt, wie es kommen muß. Man hat uns in eine Zwangslage verſetzt. Drum ſind wir niemandem mehr Rechenſchaft ſchuldig für das, was wir tun. Es iſt ja nicht unſer freier Wille ... ſondern unſer Notbehelf ... unſer alleräußerſter ... die Menſchen hier wollen nun einmal, daß wir uns über alles Hergebrachte hinwegſetzen ... meine Frau ſelbſt rechnet ja ſcheint's ſchon ganz kaltblütig damit, daß wir es tun werden ... gut ... dann ſollen ſie's haben und ſehen, daß man auch ſo ... gerade ſo ... Hedwig ... auch glücklich werden kann ...

„Hedwig ... erſchrick nicht! ... wir müſſen fort ... beide ... und weit weg ... dahin, wo uns nichts die Vergangenheit zurückruft ... die Welt iſt ja groß genug ... ſie ſteht uns offen ... ſie iſt ja ſo ſchön ... überall, wo du nur willſt, wenn's nur nicht in Deutſchland iſt ... wir können ja wählen ... ich bin ja frei und reich genug,

auch wenn für meine Familie geſorgt iſt ... wir haben nur zu wünſchen, wie wir's wollen, ſo iſt's ſchon geſchehen ... es kommt nur auf dich an, Hedwig! Bisher hab' ich die Opfer gebracht ... jetzt kommt dein Opfer ... das iſt das größte und ſchwerſte, das eine Frau bringen kann ... und wahrhaftigen Gottes, Hedwig ... ich würd' es dir mit keiner Silbe, keinem Gedanken zumuten, wenn noch irgend ein Ausweg wäre ... auch nur eine Hoffnung ... und in abſehbarer Zeit. Aber es iſt ja nichts da ... rein gar nichts! Wir ſind ganz auf uns angewieſen. Wir müſſen uns dazu entſchließen oder wir gehen zu Grunde! Bald müſſen wir uns entſchließen, ehe hier alles über uns zuſammenſchlägt ... oder vielmehr: du mußt es tun ... ich habe mich nur zu fügen ... ich richte das Nötige ... niemand hält uns ja ... ſie ſind ja alle froh, wenn wir gehen ... Ein paar Stunden ... dann iſt das hinter uns ... alles ... alles ... ich hab' dich und du haſt mich ... was liegt dann an der Welt? Wo iſt ſie dann überhaupt? Bei uns iſt ſie! Sonſt nicht. Ich weiß, du ſagſt: So ſpricht ein Mann! Wir ... wir ſind anders! Hedwig ... ich begreif's! Aber ich muß es von dir verlangen ... bei unſerer Liebe bitte ich dich: tu's! tu's! ... Wir wollen zuſammen abreiſen! Heute noch ... gleich jetzt ... wir wollen uns gar nicht mehr erſt beſinnen ... nur fort, ſo raſch es geht ..."

Hedwigs Geſicht war verſteinert geblieben. Alles, was er ſagte, hatte den ſtarren Ausdruck nicht geändert, der ſchon bei ihrem Geſpräch mit Evangeliſt von Thiengen darauf gelegen. Sie erwiderte ihm kein Wort. Sie ſchüttelte nur den Kopf.

Das entſetzte ihn — dies ſtumme, deutliche „Nein“. Er wollte es nicht glauben. Ratlos, verſtört ſah er ſie an. Und wieder machte ſie ihm dasſelbe Zeichen mit dem Haupte.

„Nein?“ Das flüſterte er, als dürfe man ſolch ein Wort, ſolch ein Todesurteil, gar nicht laut in die Luft hinausſprechen.

Und ſie wiederholte: „Nein. Ich kann nicht.“

Das klang hart, aus ihrem Innerſten heraus — unabänderlich wie das Weſen eines Menſchen ſelber iſt ... aber er konnte es doch nicht begreifen und frug: „Warum nicht?“

„Was ſind da Worte?“

„Die biſt du mir ſchuldig ...“ Er ſprach mühſam. Er war immer noch ganz atemlos von ſeiner langen Rede vorhin, ebenſo vom Fieber geſchüttelt, wie ſie völlig ruhig. Und ſo ſagte ſie: „Ich hab' gewußt, daß du mich um das bitten würdeſt. Seit geſtern abend hab' ich gewußt: auch die Stunde bleibt uns beiden nicht erſpart. Und ich hab' die ganze lange Nacht gehabt, mich zu prüfen und meine Antwort zu überlegen. Und da iſt ſie — ganz unumſtößlich: — Ich kann nicht! Das geht gegen meine Natur! Das bin dann nicht mehr ich. Dann haſt du nicht mehr mich. Und ich hab' nicht mehr dich — wir ſind dann ganz andere Menſchen als bisher. Ein Ehebrecher und eine Dirne ... ja, ſei nicht ſo entſetzt! Ich ſpreche das jetzt laut aus ... die Worte, die man ſonſt nicht in den Mund nimmt. Ich ſchäme mich nicht. Denn ich will es ja gerade nicht werden. Aber klar ſehen und klar ſein will ich ... und weiß: alles

verschiebt sich, wenn wir das tun ... auch zwischen uns ..."

Er packte wieder ihre Hände und drückte sie krampfhaft. „Aber wenn du mich liebst ..."

„Gerade weil ich dich lieb'! Weiß Gott: ich lieb' dich! So wie ich bin. Aber ändern kann ich mich nicht und an dir und durch dich meine Achtung vor mir selbst verlieren und niedrig werden. Vorgestern abend ... ja ... da vielleicht ... da wäre ich mit dir im ersten Rausch blindlings auf und davon und hätte noch dazu gelacht ... ja ... sicher! Aber nun hab' ich wieder Zeit gehabt, zu mir zu kommen ... heute noch die ganze Nacht. Und nun geht's nicht ... nie mehr ..."

„Hedwig ..."

Sie schüttelte wieder den Kopf. „Nein. Überleg doch: was willst du aus mir machen? Das ist etwas ... das gehört nicht zu mir, wie ich nun einmal bin ... das ist nicht ein Teil von mir ... das widerspricht mir. ... Mögen's andere tun! Ich begreif's! Ich werde sie wahrhaftig nicht richten! Aber selber tu' ich's nicht, weil ich nicht kann ..."

„Hedwig ... Hedwig ..." Er wußte nichts anderes mehr zu sagen. Er umklammerte ihre Finger ... Er zitterte am ganzen Leib. Seine Stimme war erstickt.

Und noch einmal sagte sie laut und fest, an ihm vorbei ins Weite schauend: „Nein! Ich kann mich nicht ins Unrecht setzen und die andern ins Recht ... denn das tu' ich mit diesem Schritt ... gegen mein klares Gewissen und innere Überzeugung, daß ich hierbleiben und aushalten muß ..."

„Und ich?"

„Du wirſt auch aushalten ... hier ... oder wenn du das nicht kannſt ... in der Nähe irgendwo in Deutſchland ..."

„Da ſind wir doch getrennt ..."

„... Das müſſen wir tragen und auf beſſere Zeiten hoffen."

„... Und wenn es nie zu etwas kommt?"

„Dann hat uns die Hoffnung eben betrogen. Das war dann eben unſer Leben. Ich möchte es doch nicht anders gelebt haben ... auch dann!"

Er erwiderte nichts mehr. Er ſank auf einen Seſſel und da in ſich zuſammen. Der Rückſchlag nach der Erregung kam über ihn. Er ſah aus wie ein gebrochener Mann. Und ſein Anblick beſtärkte ſie, die frei vor ihm ſtand, nur noch in ihrem Willen und ſie ſagte gedämpft: „Fliehen! Man muß den Dingen nicht immerfort den Rücken wenden!"

Er hob den verſtörten Kopf: „Wieſo?"

Und ſie fuhr fort: „Du warſt bisher immer auf der Flucht. Erſt wollteſt du vor mir weg nach Tibet ... dann biſt du aus deinem Hauſe weg ins Hotel ... jetzt wieder willſt du mit mir aus Deutſchland und allem weg. Aber ich finde: man muß auch einmal ſtandhalten und den Mut haben, ſeinem Schickſal ins Geſicht zu ſehen und das werd' ich ... hier in Heidelberg ... und werde vor niemandem die Augen niederſchlagen, mögen ſie hinter mir herſchauen, wie ſie wollen ... ich hab' gar keinen Grund dazu — im Gegenteil ... ich werde jetzt gerade ſtolz ſein ..."

Es ſchien, daß er ihre letzten Worte gar nicht mehr

gehört hatte. Er ſprang plötzlich empor und auf ſie zu und flüſterte zwiſchen den Zähnen, mit unheimlich leuchtenden Augen: „Hedwig ... komm mit!"

„Nein. Ich kann nicht!"

„Du mußt!"

„Ich kann nicht!" Nun ſchrie auch ſie das beinahe auf. „Glaub es mir doch endlich! Quäle mich doch nicht ſo entſetzlich ... und dich mit! ... Ich tu's nicht ... was du auch ſagſt ..."

Sie brach ab und trat einen Schritt zurück und ihre Züge veränderten ſich im Schrecken. Er war vor ihr auf die Kniee geſtürzt. Da lag er und hielt ihren Arm mit ſeinen Händen krampfhaft feſt, daß ſie nicht weiter rückwärts konnte, und flüſterte, wie ein Verzweifelter zu ihr aufſchauend: „Nein ... du willſt nicht! weil du nicht weißt, wie es in mir iſt ... was du aus mir gemacht haſt ..." Und nun wurde ſeine Stimme faſt drohend. Heiſer ſtieß er es heraus: „Du haſt mich zu dem allen gebracht ... Du haſt mich auf der Seele! Wahnſinnig geworden bin ich durch dich! Bettelarm bin ich geworden durch dich! Zum Geſpött aller Leute ... zum Fluch meiner eigenen Kinder bin ich geworden durch dich! Mich ſelbſt hab' ich verloren durch dich ... und nun ſtehſt du da ganz kühl und ruhig und ſiehſt mich daliegen! Nein ... Hedwig ... ſo laſſ' ich nicht mit mir ſpielen ... nun biſt du dafür mein ... du gehörſt mir ... ich nehm' dich ... ich muß doch etwas im Leben haben ... das biſt du — du — du! du mußt mir Erſatz für alles ſein ... du mußt mir helfen ... Hedwig ... ich bitte dich darum ... ſonſt weiß ich nicht mehr, wie ich noch leben kann ..."

Sie konnte sich nicht von ihm befreien — sie konnte ihn auch nicht in die Höhe bringen — er hielt sie da unten fest. Und in dem Kampf zwischen ihnen sagte sie tonlos: „Ich will dir helfen, wie ich nur vermag ... ich will dir geben, was ich kann ... nur das nicht, was uns beide unglücklich macht, so daß wir uns nicht mehr ansehen können voreinander ..." Sie beugte sich nieder und faßte ihn an den Schultern und bat, nun selber auch schon ganz verstört: „Komm doch zu dir! Steh doch auf! Es ist ja entsetzlich! ... Ich kann es ja nicht mehr sehen!"

Aber er blieb liegen und murmelte irre: „Noch nicht! Erst wenn du mir gesagt hast ..."

„Nein!" Sie hatte sich noch mehr gebückt und rief es ihm ganz laut, schonungslos ins Ohr. „Nein. Nein! Kennst du mich denn noch nicht? Siehst du denn nicht, daß das ganz unabänderlich ist bei mir ... schon lange, ehe du kamst ... schon heute nacht ... Schau mir doch einmal ins Gesicht ... dann wirst du's begreifen ..." Er tat es, und dann stand er langsam auf, ohne ein Wort mehr, den Blick wieder am Boden, als graue ihm vor der steinernen Entschlossenheit, die er in den bleichen Mädchenzügen ihm gegenüber gelesen ... Nun war er überzeugt. Und zugleich kam bei ihr das Mitleid, die Liebe zurück. Sie legte, während er sich stumm und verbittert abwandte, den Arm um ihn und bat leise, eindringlich: „Sei doch stark. Ich bin's doch auch! Und du bist ein Mann."

Er konnte ihr nichts erwidern. Er war zu erschüttert. Aber er entzog sich ihr nicht. Und sie fuhr, unwillkürlich mit einem tröstenden Klang in der Stimme,

fort: „Es weiß doch keiner, wie alles wird. Es kommt doch immer im Leben alles anders. Wir brauchen nicht zu verzagen. Vielleicht wendet sich's schon bald ... irgendwie ... und inzwischen müssen wir geduldig sein und warten ... und stolz sein ... verstehst du? ... stolz! ein jeder stolz! ... auf sich und auch auf den anderen! Darin liegt das ganze Geheimnis, wie man das trägt ..."

Ein Lächeln war auf ihrem blassen Gesicht. Sie hatte sich hoch aufgerichtet und zog ihn an sich und sah ihn fest an. Da sagte er: „Ich will's versuchen ..."

„Ja — tu das! Werde eins mit dir und mir! Und dann komm wieder ... bald ... heute nachmittag!"

„Heute nachmittag ..." Er sagte das in Gedanken verloren, schon an der Türe. Es war ein Schweigen zwischen ihnen. Sein Auge ruhte auf Hedwig — bang — zweifelnd, wie ihr schien — endlich frug er leise: „Kannst du denn wirklich lächeln, Hedwig ..."

Und sie antwortete ruhig, mit zuckendem Munde, um den doch die Heiterkeit nicht schwand: „Ich muß ja wohl tapfer sein ... für uns beide ..."

Er nahm ihre Hand und zog sie an seine Lippen und küßte sie inbrünstig, mit einer stummen Andacht. Und dann sanken sie sich wieder in die Arme und blieben umschlungen. Und nun weinten sie beide. Das dauerte lange Zeit. Und keiner hörte vom andern mehr als ein schmerzersticktes „Du".

Endlich machte er sich hastig los und küßte sie noch einmal leidenschaftlich. „Auf Wiedersehen, Hedwig ..." sagte er rauh, mit stärkerer Stimme als bisher, und stieß die Türe auf.

„Heute nachmittag?“

„Ja ... heute nachmittag ſiehſt du mich wieder!“ Im Flur rumorte die Baas und kam durch das Halbdunkel heran. Er runzelte die Stirne. Er wollte jetzt durch kein Menſchengeſicht geſtört ſein. „Leb wohl, Hedwig ...“ wiederholte er mit einem Händedruck und ging.

XVIII

Hedwig hörte, wie Helmſtorff ſich draußen mit haſtigen Schritten entfernte und ſtand, ohne ſich zu rühren, geiſtesabweſend im Türrahmen und ſtarrte die Baas, die vor ihr erſchien, wie einen Boten aus einer andern Welt an.

Die Baas aber ſprach mürriſch: „Ich bitt' Ihne: gehe Sie doch bei, Fräule Hedwig ... nüwwer ins Schtudierzimmer. Der alte Herr tut wieder gar ſo wüſcht ... und ich kann jetzt net als hinhorche auf ſei' Gebawwel! Ich hab' 's Dreckmännele in der Küch'!"

Es war dies ein kleines, in der Kapuzinergaſſe wohlgelittenes Bäuerlein aus der Rheinebene, das ſich den Spülicht und Abhub des Haushalts in einem Hundefuhrwerk für ſeine Gemüſebeete holte. Er hatte es immer eilig, und die Baas ſagte zu Hedwig: „Ich muß zugucke, daß ſich das Dreckmännele nit wieder verſchlupft! Sell tut er gern!" Dabei ſprang ſie ſchon den Flur hinunter und ſchrie: „Jeſſes ... ſo bleib Er doch! ... Ich kumm ja ſchon ... wann ich norr als galoppiere darf, mit meine ſcheppe Knoche ..."

Hedwig tat, wie ihr die Alte geheißen. Ohne nachzudenken, ganz willenlos ging ſie zu ihrem Vater hinüber und dort hellten ſich ihre Züge ſogar zu einem freundlichen, leeren Lächeln auf. Sie hatte ſich wirk-

lich auch gar nicht um den alten Herrn und sein Gerstenkorn am Auge bekümmert. Sie war eine recht schlechte Tochter gewesen. Aber jetzt wollte sie es nachholen und hörte teilnehmend das wehleidige Gemurmel aus dem großen Lehnstuhl an, vor dem wie immer die geliebten Schmetterlingskästen standen — den Vorwurf, daß sie einen Mann wie Riedinger gar nicht verdiene, denn der komme täglich und habe ein gutes Herz für seine Mitmenschen und interessiere sich für den Fortgang der Entzündung an Gryphius Solitanders rechtem Auge, Hedwig aber lasse ihren Vater hier einfach ohne Pflege, nur den Tappigkeiten der Baas ausgesetzt, verderben und verkommen und kümmere sich um nichts. Nicht einmal seine kühle Bleiwasserkompresse habe man ihm zur rechten Zeit gegeben.

„Gleich — gleich, Papa!" sagte Hedwig geschäftig, in einem ganz fröhlichen Ton, und lief zum Fensterbrett, wo alles Nötige beisammen lag. Da machte sie den Umschlag fertig und hatte dabei die ganze Zeit, inmitten einer Art weißer, tönender Helle um sie herum, das seltsame Gefühl, daß sie eigentlich aus zwei Menschen bestehe, von denen der eine hier ging und sprach und instinktiv diese alltäglichen Handgriffe vollzog, und der andere sich darüber wunderte, wer jener irdische Doppelgänger eigentlich war und wie er das wohl fertig brachte . . .

„Hedwig . . . wird's denn bald?" klagte der alte Solitander. Er konnte seine Tochter nicht sehen. Der hohe Rücken des Lehnstuhls war dazwischen. Und er vernahm auch nichts von ihr als einen oder zwei unsichere, sonderbar stolpernde Schritte zu ihm hin und

dann plötzlich einen raschen, schweren Fall. Und als er nun erschrocken aufsprang, lag Hedwig lang hingestreckt, ohnmächtig auf dem Boden und rührte sich nicht mehr.

Er konnte sie nicht aufheben. Seine Greisenarme waren zu schwach. Aber auf sein zittriges Geschrei lief, was in der Wohnung war, zusammen — zuerst die Baas, die auch nicht viel zu nutzen vermochte, und das Bäuerlein, dann Olga Ritter und hinter ihr Suse Trautvetter.

Die kleine Medizinerin war sehr übernächtig, noch unfrisiert, in einem weißen Morgenrock. Denn sie war erst vor einigen Stunden als Pierrot, wie verrückt in der Droschke lachend und mit einem ganz leichten Sektschwips, von dem Maskenball nach Hause gekommen. Aber sie war die einzige, die etwas von der Sache verstand, und ordnete mit berufsmäßiger Entschlossenheit das Nötige an. Auf ihr Geheiß wurde Hedwig von dem Bäuerlein und Olga Ritter in ihr Zimmer geschleppt und aufs Bett gelegt, die Baas holte Wasser, sie selbst brachte Riechsalz und eine Bürste und tröstete, während die Bewußtlose langsam wieder zu sich kam, den alten Solitander, der im Flur stand und in der Zerstreutheit und Verstörtheit einen Totenkopffalter, den er wegzulegen vergessen, an der Nadel hin und her schwang. „Es ist gar nichts Schlimmes! Eine leichte Ohnmacht! In einer halben Stunde ist sie wieder ganz wohlauf."

„Ja — aber wie ist denn das nur gekommen, Fräulein Trautvetter?" Der Alte war ganz verblüfft.

Und die kleine Studentin vor ihm wußte: Er lebte

ja nun einmal im Mond! Wenn auch die ganze Stadt von Helmstorff und Hedwig sprach, zu seinen Ohren war es nicht gedrungen, und sie fühlte keine Veranlassung, ihn aufzuklären. So sagte sie nur mit der unwillkürlichen Wichtigkeit, mit der ihr künftiger Beruf schon seine Schatten über ihre vergnügliche Jugendtorheit warf: „Ach ... solche Anfälle werden manchmal durch ganz geringe psychische Insulte ausgelöst ... namentlich bei nervösen Individuen ... vielleicht ist's die Nachwirkung vom Examen ... na ... ich bleib' jetzt hier sitzen, bis sie wieder so weit Mensch ist ... und inzwischen läßt man sie am besten ungeschoren ..."

„Soll man nicht doch lieber nach Riedinger schicken?" frug der alte Herr ängstlich. Er traute den medizinischen Kenntnissen des kleinen Sausewinds nicht recht, der gestern abend zur allgemeinen Aufregung des Solitanderschen Hauses in kurzem weißem Jäckchen und weiten weißen Pantalons, nur notdürftig einen Mantel darüber, zu ein paar gleichgestimmten, hinter ihren Larven kichernden Seelchen in eine Droschke geschlüpft war — aber Hedwig machte vom Bett her eine so entsetzte Handbewegung und murmelte so verstört vor sich hin: „Nein ... nein ... nicht Riedinger ...", daß er davon abstand und sich zurückzog.

Es dauerte immerhin bis in den Nachmittag hinein, ehe Suse Trautvetter ihm melden konnte, daß seine Tochter nunmehr wieder halbwegs wohl sei und im Zimmer herumgehe, dieses aber nicht verlassen und auch niemanden sehen wolle. Und darin müsse man ihr willfahren. Denn ihre Nerven seien offenbar sehr angegriffen und bedürften noch der Schonung. Und sie, die Medizinerin, sei jetzt auch

auf ein bißchen Erholung angewiesen. Denn drei Maskenbälle in vier Tagen — gestern, heute und am Dienstag — seien keine Kleinigkeit. Sie müsse jetzt notwendig ein paar Augen voll Schlaf nehmen, ehe sie sich zum Abend ins Pierrotkostüm werfe.

Damit lief sie aus dem Zimmer, bei allem Mitgefühl für Hedwig doch schon wieder irgend eine Walzermelodie, die ihr noch vom Abend vorher im Ohr nachklang, vor sich hin trällernd, und es wurde still in der Solitanderschen Wohnung. Der alte Gryphius saß wieder im Lehnstuhl, inmitten des Kampferdunstes, der aus den offenen Schmetterlingskästen aufstieg, hielt die Lupe vor das gesunde Auge und musterte kritisch, stirnrunzelnd die zerschlissenen Flügel seiner Falter. Dabei hörte er über sich leise die Dielen knarren — immer hin und her. Das kam aus Hedwigs Erkerzimmer. Sie ging darin auf und ab. Ohne Ruhe. Und jetzt ahnte ihm wohl, daß die Ohnmacht vorhin etwas mit dieser Rastlosigkeit, mit ihrer geisterhaften Blässe in den letzten Tagen gemein haben müsse. Aber er getraute sich nicht, hinaufzugehen und zu fragen — weniger aus Scheu, seine Tochter zu schonen, aber er hatte nun einmal einen Widerwillen gegen alle Dinge außerhalb dieses Zimmers, die ihm unangenehm werden konnten. Von denen wollte er nichts wissen. Er war zu alt. Man sollte ihn nicht stören.

Und droben durchschlich Hedwig die kurze Strecke vom Bett zum Fenster und vom Fenster zum Bett und hätte sich am liebsten darauf hingeworfen und in tiefem Schlafe alles, alles vergessen. Sie war ganz matt und erschöpft. Aber sie fand keine Ruhe. Ihre Füße standen

nicht still. Die trugen sie immer wieder hin und her und nur auf kurze Augenblicke machte sie halt und fuhr bang zusammen, wenn draußen wieder ein Glockenschlag tönte und die Zeit verrann und nichts von Helmstorff brachte.

Es war doch verabredet, daß er des Nachmittags kommen sollte. Sie mußten jetzt doch oft beisammen sein, um ineinander Stärke zu finden. Er brauchte sie und sie ihn — zwei Menschen in solch einer Lage. Aber da stand sie einsam in ihrem Zimmer ...

Und sie mußte denken — ob sie wollte oder nicht —: Er läßt mich zu viel allein! Er ist ganz mit sich beschäftigt, wie er es trägt! Daß ich von irgendwoher die Kraft nehme, es zu tragen — das scheint ihm selbstverständlich. Das setzt er bei mir voraus. Ich muß ihn ja noch aufrichten und ihm zusprechen. Aber wahrhaftig: er mutet mir beinahe mehr zu, als ein Mensch vermag ...

Und da war wieder ein unbestimmtes Grauen, das sie des Morgens im Gespräch mit ihm zuerst gefühlt: Wenn er mich nur nicht ganz allein läßt — mich meinem Schicksal überantwortet und sich nicht darum kümmert, was aus mir wird, sondern nur sein eigenes Geschick, wie es ihm unabwendbar erscheint, vollzieht — sei es durch diese Flucht aus Deutschland weg — sei es sonstwie ...

Sie schauerte leicht zusammen und schüttelte dann den Kopf. Das waren nur Hirngespinste ihrer Schwäche. Er liebte sie ja viel zu sehr. Er konnte nicht ohne sie leben. Aber warum kam er dann nicht? Das war nun schon ein Gram und Grimm in ihr, mit dem sie sich das frug. Warum bürdete er all diese Last des Harrens und der Ungewißheit auf ihre Schultern?

Umsonst sagte sie sich: Er hatte doch schwere Opfer gebracht — viel größere als sie mit der Aufhebung ihrer Verlobung, die selbst doch nur eine Notwehr gegen ihn gewesen. Aber das große Zeugnis seiner Liebe — seinen Entschluß, um ihretwillen trotzdem hier unter Trümmern auszuharren — das war er ihr noch schuldig — das sollte er heute nachmittag bewähren und ihr ins Haus tragen . . .

Endlich, schon bei Einbruch der Dämmerung, klingelte es. Ein Bote aus dem Hotel stand da. Er brachte einen Brief und wartete auf Antwort. Und sie öffnete das Schreiben in ihrem Zimmer und las: „Geliebte Hedwig! Ich kämpfe und kann nicht zur Klarheit kommen! Darum bin ich heute nachmittag nicht gekommen. In Deiner Nähe wäre ich wieder überzeugt worden — so weit wenigstens überzeugt, wie ich heute morgen von Dir ging — daß man auch halb zertreten weiter vegetieren kann, hier, unter den Menschen von früher. Aber wenn ich dann wieder allein bin, dann erscheint es mir unmöglich, daß ich überhaupt daran denken konnte. Du sagst: ‚Wenn ich fliehe, bin ich nicht mehr ich!‘ Ich glaub' es Dir — aber ich erwidere Dir: ‚Wenn ich bleibe, bin ich nicht mehr ich!‘ Das ist das Schreckliche, daß inmitten dieses Kampfes nach außen unser beider Wesen gegeneinander streitet. Aber wir müssen doch einig sein, für uns und gegen die andern. Jeder von uns hat recht. Aber einer von uns muß sein Recht opfern. Sonst wird es zum Unrecht gegen den anderen. Ich kann das nicht. Ich kann nicht hier bleiben. Man kann vielleicht seinen Nächsten totschlagen — auch moralisch gesprochen — aber nicht neben der Leiche sein Zelt bauen. Und ohne Dich

irgendwohin gehen — der Gedanke iſt ja lächerlich. Ich weiß zu genau, daß ich in vierundzwanzig Stunden doch wieder bei Dir hier ſein werde — und das alte Spiel beginnt von neuem ...

„Hedwig — ſchreibe mir nur zwei Zeilen, daß das heute morgen nicht Dein letztes Wort geweſen iſt. Gib mir nur ein bißchen Hoffnung — nur daß wir noch einmal darüber ſprechen — ich wäre ſelbſt gekommen, um noch einmal davon anzufangen — aber mir graute vor Deinem harten ‚Nein'! Hedwig — bedenke, was dies ‚Nein' für uns bedeutet — bedenke, daß ein verzweifelter Menſch Dir dies ſchreibt, der ſonſt keinen Ausweg mehr weiß ... dann wirſt Du es nicht wiederholen — ſo ſchroff wenigſtens nicht ... wir wollen noch einmal reden — alles zur Abreiſe oder zur Flucht, oder wie Du es ſonſt nennen willſt, Nötige erwägen — Du wirſt dann ſelbſt einſehen, daß es ſein muß, um noch größeres Unheil zu verhüten ... gib mir Antwort — iſt Hoffnung darin, dann bin ich gleich bei Dir ... ich ſteh' inzwiſchen hier am Fenſter und harr' auf mein Schickſal — und liebe Dich — und liebe Dich — immerzu — und weiß nichts anderes, als daß ich Dich liebe — und ſag' Dir noch einmal und tauſendmal: ich liebe Dich ... und bitte Dich: lieb Du mich ebenſo ... und zeig es mir ... und antworte mir: Ja ..."

Hedwig ſtarrte eine Weile auf den Brief und die Unterſchrift Helmſtorffs — dann ergriff ſie plötzlich, ſich haſtig aufraffend, eine Feder und ſchrieb, im Stehen über einen Bogen Papier gebeugt, den ſie aus der Schublade geriſſen, die Erwiderung: „Ich kann es nicht und werd' es nie können! Ich beſchwöre Dich: komm gleich zu mir ...

das ſind Dinge — die dürfen nicht geſchrieben werden. Die muß man ſich von der Seele wegſprechen — einer dem anderen — wir müſſen darin einig werden! Du mußt es erkennen, daß ich nicht anders kann, als ‚nein‘ ſagen — eben aus Liebe — aus der wahrſten Liebe! ... Ich bitte Dich ... komm ... Hedwig.“

Sie verſchloß den Brief und gab ihn dem Boten, einem halbwüchſigen Hausburſchen. Der polterte damit eilig die Treppe hinunter und nun erſt wurde ihr eigentlich klar, was ſie getan. Aus einer jähen Aufwallung ungeduldigen Widerſtandes, aus der Verteidigung ihrer eigenen Perſönlichkeit heraus hatte ſie ihm geantwortet — was, das konnte ſie ſich jetzt, nach wenigen Minuten ſchon, nicht mehr vergegenwärtigen — ſo traumhaft entſchloſſen und raſch war es geſchehen. Über ihre Geiſtesverfaſſung in dieſen Augenblicken war es ihr möglich, ſich Rechenſchaft zu geben — über die Worte nicht. Und eine nachträgliche Reue wuchs in ihr immer mehr, bis ſie bald vor neuer Angſt nicht mehr aus und ein wußte. Hatte ſie ihm nicht zu hart geſchrieben — zu kurz — ſchroffer als ein todwunder Mann gleich ihm es ertragen konnte? Durfte man ſo etwas überhaupt ſchreiben? War es nicht Pflicht, derlei dem anderen zu ſagen und dabei ſeine Hand zu halten und ihm liebevoll ins Auge zu blicken und ſo die Wucht der Worte zu mildern — ihn vor Entſchlüſſen zu bewahren, die ihn ſonſt vielleicht mit ſich fortriſſen — die ...?

Sie konnte nicht weiter denken. Sie wollte nicht. Sie ſtand mitten im Zimmer, die Arme ſchlaff herabhängen laſſend, die Augen geſchloſſen, den Mund bang und leidvoll verzogen — ſelbſt ein Bild des

unsäglichen Grauens, das sie umfing. Und in der Stille des Abends hämmerte ihr Herz eintönig: Es ist zu spät! Es ist zu spät! ... Der Brief ist unterwegs ...

Plötzlich kam Leben in sie. Sie schaute auf. Zu spät? Nein — da war noch eine Hoffnung. Noch hatte Helmstorff ihre Zeilen ja nicht in seinen Händen. Wenn sie ihn vorher selbst im Hotel sprach und verhinderte, daß er das Schreiben überhaupt öffnete, dann konnte sie dessen unheilvolle Wirkung noch abwenden. Dann sagte sie ihm schonend, was sie sagen mußte. Er ertrug es leichter. Er sah es vielleicht ein. Sie fanden sich beide wieder, so wie es diesen Morgen zum Schluß schon halb den Anschein gehabt, und diesmal ganz und dauernd — und dann war das Allerschwerste — was zwischen ihnen, nicht, was gegen sie war, überstanden.

Wenn er nur den Brief nicht bekam — den unseligen Brief. Der Überbringer des Schreibens beeilte sich wohl nicht. Der bummelte wohl recht gemütlich durch das tolle Treiben des Fastnacht-Sonntagabends auf der Hauptstraße. Er kehrte vielleicht gar in einem Wirtshaus ein. Wenn sie jetzt gleich durch die entlegenen Gassen nach dem Hotel eilte, dann hatte sie beinahe die Gewißheit, noch vor ihm anzukommen.

Sie war noch sehr matt, unter der Nachwirkung der Ohnmacht. Aber sie kümmerte sich nicht darum. In fliegender Hast machte sie sich fertig, warf einen dunklen Mantel um, schlang ein Tuch um den verräterischen Goldglanz ihres Haares und lief auf die Kapuzinergasse hinaus.

Die war jetzt ganz leer. Aller Lärm, alles Leben vereinigte sich in der nahen Hauptstraße, die Hedwig einmal durchqueren mußte, um drüben wieder in stillere Viertel zu gelangen. Schon seit dem Mittag hatte hier aller Wagen- und Straßenbahnverkehr aufgehört. Die Larven erfüllten Fahrdamm und Bürgersteig, schreiend, lachend, mit Pritschen schlagend, Knallerbsen werfend, Confetti und bunte Papierschlangen schleudernd, daß sie in einer dichten Schicht den ganzen Boden bedeckten, auf Rasseln und Lärmflöten musizierend, pfeifend, krähend und springend, alles ohne die rheinische behende Leichtblütigkeit, viel unverfälschte Pfälzer Plumpheit und Roheit dazwischen. Heute blieb hier kein weibliches Wesen, auch wenn es noch so geängstigt dahinhuschte und sein Gesicht nach Möglichkeit verhüllte, unbelästigt. Erst liefen Hedwig ein paar als Herren verkleidete Frauenzimmer — Kellnerinnen oder dergleichen — maskiert und zigarettenrauchend über den Weg, dann zog ein verwilderter Strolch vor ihr seinen eingetriebenen Zylinder mit tiefer Verbeugung und norddeutscher Aussprache: „Jestatten Sie, daß ich mich vorstelle — mein Name ist Meier!" Hinter ihr flüsterte es, während sie endlich über den Fahrdamm eilte, begehrlich: „Na, Rautendelein mit den roten Haaren ... wohin denn so pressiert?" und ein rüder, kleiner, als Bajazzo angezogener Bengel schlug ihr aus Leibeskräften mit seiner Pritsche über den Arm, und auf der anderen Seite stand vor ihrer Wirtschaft das vielberufene Philippinche, immer noch sehr hübsch und blaß, als Italienerin verkleidet, und starrte Hedwig dreist ins Gesicht und lächelte, als wisse sie die sonderbarsten Dinge, hinter

ihr drein, während die durch die einſamſten Seitengaſſen weiter bis zum Hotel rannte.

Auch das ſtand unter dem Zeichen des Karnevals. Ein großer, von Honoratioren der Stadt veranſtalteter Maskenball nahm eben ſeinen Anfang, Droſchken fuhren in Mengen vor, unkenntlich vermummte Geſtalten ſtiegen aus und füllten derart Eingang und Flur, daß Hedwig mit Mühe, ſich in ihr Kopftuch wickelnd, bis nur die Augen frei blieben, zum Portier hindurchdringen konnte. Und der war ſo in Anſpruch genommen und mußte nach allen Seiten hin Rede und Antwort ſtehen, daß er ihre drei-, viermal wiederholte, leiſe bebende Frage nach dem Profeſſor von Helmſtorff gar nicht hörte. Und laut konnte ſie doch dieſen Namen nicht ausſprechen. Aller Augen hätten ſich ſofort nach ihr gewandt. Ratlos ſtand ſie da. Sie fühlte in dem Stimmengewirr und gedämpften Lachen und Kleiderrauſchen um ſie her eine neue Schwäche ſie anwandeln wie vorhin vor der Ohnmacht — da ſah ſie ſeitwärts den, an einem Bierfaß hämmernden, jungen Menſchen, der ihr vorhin den Brief gebracht. Sie zuckte vor Schrecken zuſammen. Da war er alſo ſchon! Dann ging ſie auf ihn zu und faßte ihn an der Schulter und frug rauh: „Haben Sie meine Antwort ſchon abgegeben?"

„Ha — was denn for e Antwort?"

„Herrgott ... an den Profeſſor von Helmſtorff ... ſo reden Sie doch, Menſch ... um Gottes willen ..."

Jetzt erkannte ſie der Burſche. „Ha freilich!" ſagte er. „Die hot er ſchon die längſcht' Zeit ..."

„Aber warum haben Sie ſich denn ſo geeilt ...?" Sie ſprach das dumpf, mehr zu ſich als zu ihm, und der junge Kerl erwiderte, den Zapfen in das Faß ſchla-

gend, daß der Schaum quoll: „Ha — ich bin halt geſchprunge ... ich hab' doch alle Händ' voll zu ſchaffe hier ..."

„Und was hat er denn geſagt?"

„Er hot weiter nix g'ſächt! 's wär' gut ..."

„Und iſt er in ſeinem Zimmer? Können Sie mich zu ihm führen?"

„A bah! — ich kann jetzt beim beſchte Wille net vun ſellem Bier weg! Gucke Sie norr: alleweil läuft's ..."

In dieſem Augenblick trat ein Herr in ſchwarzem Gehrock heran, der, zum Zeichen des Karnevals, eine mächtige rote Pappnaſe trug. Er mußte irgendwie mit dem Hotel in Verbindung ſtehen. Denn er frug höflich: „Sie ſuchen Herrn Geheimrat von Helmſtorff?"

„Ja," murmelte ſie und wandte ſich ab, damit er ihr Geſicht nicht erkenne. Sie kam ſich wie eine Verbrecherin vor und zugleich wie der einzige lebende und wirkliche Menſch in dieſer um ſie wimmelnden Welt von Larven und Fratzen.

„Der Herr Geheimrat iſt nicht zu Hauſe. Er hat vor einer Viertelſtunde einen Brief bekommen und dann gleich darauf das Hotel verlaſſen — ich weiß nicht, wohin ..."

„Ich danke ſehr!" Sie wandte ſich haſtig ab und ſtand im nächſten Augenblick ſchon draußen auf der Straße. Da atmete ſie tief auf. Nun war doch noch Hoffnung: er war zu ihr geeilt! Wohin ſollte er ſonſt gegangen ſein, jetzt, in der Nacht? Nun mußten ſie ſich noch einmal ausſprechen und mußten ſich einen! Hätte ſie nur gewartet! Dann hätten ſie ſich jetzt ſchon getroffen! Aber er ging wohl nicht ſo raſch wieder weg.

Er konnte sich ja denken, daß sie in kurzem zurückkehren würde. Er saß jetzt wohl bei ihr im Zimmer oder stand vor dem Hause. Sie mußte sich nur eilen, daß sie hinkam.

Mit hastigen Schritten, mehr laufend als gehend, glitt sie den Weg zurück, längs der Häuser dahin. Eine Gruppe Dominos kam ihr entgegen, die wohl auch zu dem Maskenball wollten, und diesmal wurde sie wirklich erkannt. Denn plötzlich lief links neben ihr eine rot vermummte Gestalt und sagte im Halbdunkel mit verstellter, jugendlicher Stimme und unterdrücktem Lachen: „So allein, Fräulein Solitander? Wo haben Sie denn den Professor gelassen?“ — und eine ähnliche Kutte in Schwarz schloß sich rechts an und flüsterte in einem sonderbaren, geheimnisvollen Fistelton: „Einen schönen Gruß von Herrn Geheimrat von Helmstorff — und wo Sie nur blieben. Er hätte solche Sehnsucht nach Ihnen . . .“

Hedwig rannte, um den beiden zu entgehen, verstört von einer wahren Todesangst vor diesen höhnenden, unbekannten Fratzen. Es war ihr, als wären ein paar böse Geister um sie her — Unglücksboten aus der Nacht und Zukunft heraus. Aber der schwarze und der rote Schatten blieben ihr raunend und kichernd auf den Fersen und murmelten ihr von hinten immer wieder den Namen Helmstorffs ins Ohr, bis sie sich plötzlich in der Verzweiflung umdrehte und dem Nächsten einen Stoß vor die Brust versetzte, daß er taumelte. Ihr Kopftuch hatte sich dabei ganz gelüftet und er sah in ein verstörtes, von Gram und Qual verzogenes Gesicht . . . plötzlich schien ihm aufzudämmern, daß heute nicht für alle Menschen Fastnacht sei. Er und sein Gefährte

blieben verdutzt und etwas verlegen stehen, und Hedwig bog hastig um die nächste Straßenecke und eilte die Stadt hindurch und drängte sich, unbekümmert um das Gelächter, die Zurufe hinter ihr, die Versuche zu Handgreiflichkeiten, noch einmal durch das grobschlächtige Narrentreiben der Hauptstraße und erreichte atemlos die Kapuzinergasse.

Vor dem Solitanderschen Hause war niemand als ein stark angeheiterter Student, der sich, weil es ihm sehr übel war, gurgelnd und röchelnd an einem Laternenpfahl festhielt, und ein paar kleine, Hand in Hand dastehende und aufmerksam, beinahe andächtig das gewohnte Schauspiel musternde Kinder. Und Hedwig dachte sich: Also sitzt Helmstorff oben in dem Zimmer auf dem Sofa ... da wo er auch neulich war ... das ist gut ... da erblick' ich ihn gleich, wenn ich eintrete ... und er mich ... er kann gleich an meinem Gesicht erkennen, wie dankbar ich ihm bin, daß er gekommen ist — und sprang die Treppe hinauf und frug ungestüm, ohne erst abzulegen, die Baas im Flur: „Wo ist der Herr Geheimrat? ... In der Bibliothek?"

Die Alte war verwundert. „Der Herr Geheimrat? ... jetzt? ... wann m'r sich bald schlafe legt ...? Was Ihne auch in letzschter Zeit einfällt, Fräule Hedwig ..."

„Ja — ist er denn schon wieder weggegangen?"

„Er is net dagewese ... kei' Menschenseel' is dagewese seit dem Bott', wo den Brief aus'm Hotel gebracht hot ..."

„Ach so ..." sagte Hedwig langsam. Auf einmal wurde alles in ihr still und leer. Sie blieb ganz ruhig. Sie fühlte nur eine eisige Kälte in sich — um sich —

eine plötzliche Sehnsucht: wenn man nur schon tot wäre und alles vorüber . . .

Wohin war er mit ihrer Antwort in Nacht und Nebel hinausgelaufen? Was trieb er jetzt? Was würde er morgen beginnen . . . ihr vorschlagen? Wenn es noch ein Morgen gab . . . sie hatte solch einen dumpfen Druck auf dem Herzen, als wäre alles, alles schon vorbei . . . Und doch lebte man ja auch morgen früh wie heute, und die Qual begann von neuem und man wurde so müde davon . . . es half ja zu nichts . . . nur nicht mehr denken . . . nicht mehr wollen . . . lieber die Augen zumachen . . . die Hände falten, warten . . . das Schicksal kam schon . . . das ging ruhig seinen Gang . . . das erreichte auch sie und Helmstorff . . . so wie es nun einmal sein mußte . . .

Noch einmal kritzelte sie hastig ein paar Worte auf das Papier: „Ich muß Dir noch erklären, was ich Dir vorhin geschrieben hab'! Es war nicht so gemeint — das heißt — in der Sache schon — aber ich wollte es anders sagen — ich weiß nur nicht wie — ich finde die Worte nicht so — morgen, beim Sprechen geht's besser — jetzt kann ich nicht — ich bin ganz müde — ich fürchte, ich verliere noch den Verstand, wenn wir uns nicht bald sprechen und ganz verstehen! Komm morgen gleich, wenn Du das erhältst, zu mir! Ich warte von acht Uhr ab auf Dich . . ."

Sie vergaß selbst die Unterschrift — so von unbestimmtem Grauen gelähmt war sie, während sie den Brief mit zitternden Händen verschloß und adressierte und der Baas gab, daß die ihn gleich unten in den Kasten werfen sollte. Dann war ihre Kraft zu Ende.

Sie ſank in den Stuhl und ſtarrte vor ſich hin und rührte ſich nicht mehr. Draußen war die Nacht. Nacht überall. Aus der ſtieg morgen das Schickſal herauf. Dem mußte man den Nacken hinhalten — dem gleichgültigen, ſchonungsloſen Schlag, mit dem es einen traf. Und ein ſeltſames, befreiendes Grauen leuchtete plötzlich durch ihre Seele: mehr wie ſterben konnte man ja nicht . . .

XIX

Mitten in der Nacht wachte Hedwig plötzlich auf. Zuerst wunderte sie sich, daß sie überhaupt hatte einschlafen können. Das war die Erschöpfung nach den vielen Stunden zwischen Sonnenuntergang und Morgengrauen gewesen, in denen sie in letzter Zeit kein Auge zugemacht. Die hatte sie in einen kurzen, schweren, von unruhigen Träumen durchwobenen Fieberschlummer fallen lassen. Und diese Träume zitterten jetzt noch, während sie, mit offenen Augen in das Dunkel starrend, dalag, in ihrem ermatteten Hirn nach — ein paar sonderbare Spukgestalten aus der Schattenwelt jenseits der Bewußtseinsschwelle. Sie hatten sich an sie gedrängt ... ihr etwas sagen oder geben wollen ... wie war das nur? Richtig — der alte Hofrat Trenkle war es gewesen. Der war vor ihr gestanden, listig mit dem einen Auge zwinkernd, und hatte eine Prise genommen und ihr vertraulich, wie er es früher wohl nach dem Kolleg getan, zugeflüstert: „Regen Sie sich doch nicht so auf, liebe Solitander! Es ist ja gar nicht so schlimm! Mein Schwiegersohn hat doch heute abend noch an Sie geschrieben — warten Sie nur ab, morgen früh kommt sein Brief ..."

Das hatte recht väterlich geklungen ... aber das Faunsgesicht des alten Trenkle war dabei so unheim-

lich geweſen ... ſo entſetzlich boshaft, als ſchaue ihm der Teufel ſelber aus ſeinen kleinen wäßrigen Augen. Hedwig ſchauderte noch in der Erinnerung daran. Und doch fand ſie darin Troſt. Vielleicht war es wahr und ſie hielt in wenigen Stunden ein Lebenszeichen von Helmſtorff in der Hand. Und während ſie dies Wort „Lebenszeichen“ im Geiſte ausſprach, beſchlich ſie wieder eine gräßliche Angſt. Sie ſtöhnte auf und biß in die Kiſſen, um die Reue zu bekämpfen, die unſichtbar, unfaßbar in der Finſternis um ihr Lager kroch. Sie murmelte laut und verſtört vor ſich in das Dunkel hinein: Hätt' ich ihm nur das nicht geſchrieben! — und wußte doch gar nicht, was ſie meinte. Denn ſie konnte ſich auf kein Wort, keinen Satz aus dem Briefe mehr deutlich beſinnen. Nur, daß ſie eben geſagt hatte, was ſie doch ſagen mußte. Aber anders hätte ſie es ihm ſagen ſollen — vielleicht inniger, bittender — vor allem Aug' in Auge. Da ließ ſich ſo vieles Harte mildern und erklären, während ſo ...

Sie lag lang ausgeſtreckt in der tiefen Finſternis und dachte ſich: Im Sarg liegt man wohl auch nicht viel anders. Und über einem, oben auf der Erde, gehen die Menſchen und lachen und weinen und ſchwatzen wie bisher und man hat's doch beſſer als ſie. Denn man hat's glücklich überſtanden ...

Sie richtete ſich im Bette auf und ſtrich ſich über die Stirne und wurde nun erſt ganz wach und ſchämte ſich dieſer trübſeligen, taten- und leidenſcheuen Stimmung. Die war Gift für ſie — und für ihn. Und ſie, Hedwig, wollte doch ſtark und ſtolz ſein ... und ſie konnte es auch, wenn es nicht ſchon zu ſpät war ...

Dies verhängnisvolle „zu ſpät" war wie ein Geſpenſt in ihrem Denken. Es ließ ſich nicht faſſen. Es erſchien nur im Dämmern der Seele, in verborgenen Winkeln, und huſchte vor dem Tageslicht des Verſtandes raſch wieder dorthin zurück und war gleich wieder da und raunte ihr ins Ohr: Du ... zu guter Letzt läßt er dich allein ... irgendwie ... und das iſt dein Dank und Lohn! Und es war die zittrige dünne Stimme des alten Trenkle, die da trocken aus der Dunkelheit heraus ſprach: Mein Schwiegerſohn bricht zuſammen ... er erträgt das nicht ... ich kenn' ihn doch ...

Hedwig langte mit bebenden Händen nach den Streichhölzern und machte Licht. Dann ſetzte ſie ſich empor und weinte hellauf in kindiſcher Angſt vor der Mitternacht und vor ſich ſelber. Es war ja Wahnſinn, was ſie da dachte ... Fieberſpuk im Hirn ... weiter nichts ... er ſie verlaſſen, wo ſie doch nichts mehr auf der Welt hatte als ihn! ... wo ſie Atemluft und Speiſe und Trank eher entbehren konnte als ihn ... und er wußte das doch ganz genau ... er hatte ſie doch zu dem allen gebracht ... er hatte ſie zu dem gemacht, was ſie jetzt war ...

Nein. Sie legte ſich wieder zurück und wurde gefaßt. Sie ſagte ſich: Das kann er nicht. Er weiß, daß das auch für mich das Ende iſt. Ich will ſtark ſein mit ihm — ſogar für ihn — aber ohne ihn — da bricht die Spannfeder meines Seins. Mit allen anderen Dingen auf der Welt hab' ich mich jetzt abgefunden. Die hab' ich alle hingegeben gegen ihn. Aber wenn er mich jetzt enttäuſcht ... wenn er anders iſt, als ich ihn geſehen und geliebt hab' ... wenn auch

das nur eine Lüge ist, dann hab' ich überhaupt nichts. Und dann kommt das Nichts . . .

Das waren die Geister der Mitternacht. Die mußte man verscheuchen. Es tat nicht gut, solch Unholden zu lange in die abgründigen Augen zu sehen. Und sie wiederholte sich entschlossen und glaubte es, weil sie es wollte: Nein. Er geht nicht von mir. Er hat sein Bild und Heiligtum ja nur noch in mir. Das wird er nicht mit eigener Hand zerstören und mir aus meinem Gott einen armen Menschen machen!

Nun rührte sie sich nicht mehr, als fürchtete sie, durch irgend eine Bewegung die zuversichtliche Stimmung zu verscheuchen: Morgen früh kamen einige Zeilen von seiner Hand und was sie auch enthielten, es war doch wieder die Brücke zwischen ihnen geschlagen, sie wußte ihn wieder in ihrer Nähe, statt daß er vor ihr jetzt immer zu ihrem Grauen in eine seltsame, unbestimmte Ferne, weit, weit in die Nacht hinaus zurückwich, — und wenn morgen die Sonne wieder schien, schien sie auf neue Lebenswege, auf denen sie beide Hand in Hand gehen konnten, und schien ihr in das Herz hinein, daß es wieder fröhlich wurde und hoffte . . .

Und wirklich ging der Montagmorgen wolkenlos blau, als ein herrlicher, beinahe südlich warmer Frühlingstag über Heidelberg auf. Der alte Briefträger mußte sich den Schweiß abwischen, als er den letzten Treppenabsatz zu der Solitanderschen Wohnung emporstieg, vor der Hedwig schon seit einer Viertelstunde ungeduldig wartend stand, und in seiner Tasche kramte. „Heut' schaut alles arg gelb und vergeischtert aus, wo

man hinkummt!" meinte er dabei gutmütig. „Man merkt den Leut' die Danzbäll' an — Ihne aach, Fräule Doktor ... Jo — die Faſchtnacht — die hot's in ſich ... ei' Brief is do — mehr net ..."

Hedwig ging mit dem Schreiben in ihr Zimmer. War das Helmſtorffs Hand? Sie konnte es nicht einmal beſtimmen. Sie hatte zu wenige Briefe von ihm bekommen in der kurzen Zeit. Und dann las ſie nur die erſten Zeilen einer anonymen Zuſchrift: „Sie ſollten vorſichtiger ſein bei Ihren galanten Abenteuern, mit Ihrem roten Haar. Man kennt Sie zu gut, Sie Goldelſe — und ihn auch — —" und ſchleuderte den Wiſch angeekelt in den Papierkorb und tauchte die Fingerſpitzen in Waſſer und rieb ſie mit dem Taſchentuch trocken. Sie hatte derlei Zuſendungen mehrfach in letzter Zeit bekommen, gleichgültige, trübe Blaſen, wie ſie der Klatſchſumpf der Kleinſtadt aufwarf. Aber daß kein zweiter Brief daneben lag, keiner von ihm, daß von ihm kein Lebenszeichen — immer wieder mußte ſie in tiefem, willenloſem Grauen etwas wie ein Hindernis überwinden, ehe ſie für ſich das Wort ausſprach — daß kein Lebenszeichen von ihm gekommen, das lähmte ſie ... das erzeugte eine dumpfe Starrheit, in der man nur noch daſaß und auf ſein Schickſal wartete ...

Und doch war noch eine neue Hoffnung. Jetzt, mit eben dieſer morgendlichen Poſt, hatte er ihren zweiten Brief erhalten, in dem ſie ihn bat, gleich zu ihr zu kommen. Das tat er dann doch unverzüglich. Das mußte er tun. In einer halben Stunde etwa war er da. Sie ſtand auf, um ihm gleich die Türe zu öffnen,

wenn ſie draußen ſeine Stimme hörte und kam ſich ſelber ſeltſam vor in ihrer unzerſtörbaren Zuverſicht und ließ doch nicht von der ab.

Der Faſtnachtsmontag war ein Tag, an dem man ſich in der Kapuzinergaſſe nur ſchwer und ſpät zu ein bißchen Arbeit entſchloß. All die Häuschen und Lädchen um den Patrizigiebel der Solitander ſchauten verſchlafen drein, die Menſchen, ſoweit ſie ſchon zum Vorſchein kamen, katzenjämmerlich und übernächtig nach ihren geſtrigen Heldentaten, trotz des goldenen Sonnenſcheins draußen — es lohnte ſich gar nicht erſt recht, mit Hammer und Säge, mit Pfriem und Nadel anzufangen, man machte lieber gleich blau bis morgen durch, und ſo lag eine halb feiertägliche Ruhe über der Altſtadt.

Und in dieſer Stille ſaß Hedwig und wartete. Und die Zeit verrann. Weiter . . . immer weiter. Sie zählte ſie nicht mehr. Sie fühlte nur die Stunden verſtreichen. Und ſchließlich war es halb elf Uhr. Da ſtand ſie fröſtelnd, todmatt von ihrem Stuhl auf. Nun war es klar, daß er nicht kommen wollte. Oder nicht kommen konnte . . .

Sie ſchauerte zuſammen. Sie ertrug dieſe Ungewißheit nicht länger und ging mit einem plötzlichen Entſchluß hinüber in die Küche, wo die Baas zwiſchen raſſelnden Töpfen und Pfannen ſchaltete und waltete, und ſagte ihr aus trockener, heiſerer, von der Angſt zuſammengeſchnürter Kehle: „Baas . . . tu Sie mir den einzigen Gefallen und ſpring Sie raſch hinüber in das Hotel de France an den Anlagen . . .“

Die alte Wirtſchafterin ſah die blauen Schatten unter

Hedwigs Augen, und in ihnen das unruhige Flackern, sie sah die Gebrochenheit in ihrer ganzen Haltung und brockelte und grämelte nicht einmal, wie sie es sonst tat, wenn man sie von der Arbeit wegschickte, sondern frug nur: „Zu wem soll ich denn dort wieder hingaloppiere? . . ."

„Der Geheimrat von Helmstorff wohnt jetzt dort. Sag Sie ihm nur, er müsse jetzt gleich zu mir kommen — ich wartete — versteh Sie wohl: er müsse! Weiter nichts . . ."

Die Baas ging, ohne noch ein Wort zu verlieren — nur mit einem Seufzer und einem langen, langen Blick auf Hedwig. Sie machte sich jetzt natürlich auch schon ihren Vers auf die Sache . . . in der ganzen Kapuzinergasse sprach man darüber . . . aber sie wagte doch nicht davon anzufangen. Es war ihr doch zu hoch — für solch eine alte Person, wie sie war. Ein Geheimer Hofrat . . . also ein halb übermenschliches Wesen nach Heidelberger Begriffen, und verheiratet . . . und dann ihr Fräulein Hedwig . . . die Baas hatte schwere Sorgen, während sie kopfschüttelnd und mühsam die Treppen hinabklomm.

Aber wenigstens war sie fort und wenn sie zurückkam, kam mit ihr die Gewißheit — hoffentlich in Helmstorffs eigener Gestalt. Bis dahin hieß es noch einmal, zum letztenmal warten. Hedwig konnte nicht mehr stillsitzen und zwang sich doch dazu. Mit dem Auf- und Ablaufen und Am-Fenster-stehen machte man es nur noch schlimmer. Da verstrich die Zeit noch doppelt so langsam. Sie versuchte sich abzulenken. Sie nahm ein Buch zur Hand und starrte geistesabwesend hinein.

Es ſchien ihr ein wiſſenſchaftliches zu ſein. Es waren Bleiſtiftſtriche und Randbemerkungen von ihrer eigenen Hand auf jeder Seite. Aber ſie konnte ſich nicht klarmachen, was das Werk bedeutete und wovon es handelte. Ihr Kopf war wie tot — alles innen wie leergeblaſen. Es kam ihr erſtaunlich vor, daß ſie jemals aus ſolchen Halbfranzbänden allerhand Dinge gelernt und eine Prüfung darin abgelegt haben ſollte. Und noch vor ganz kurzer Zeit. Aber das war doch ſchon ſo lange her. Das war überhaupt nie geweſen. Das war eine völlig andere Hedwig Solitander geweſen — die von damals — die ſtill und dämmrig wie eine graue Motte im Staub zwiſchen ihren Büchern gehauſt hatte, ohne eine Ahnung, wie glühend und ſengend das Leben da draußen war und wie heiß es einen mit ſeinen Flammenzungen ſtach. Was half es da, ob man etwas mehr von dem toten Kram auswendig lernte? Das fiel doch wieder von einem zu Boden, wie taube Frucht und welkes Laub ... und nichts blieb übrig, als höchſtens der trübe Widerwillen vor ihrer eigenen Vergangenheit ſo vieler Jahre, mit dem ſie das Buch weit von ſich weg ſchob.

Der alte Evangeliſt von Thiengen hatte gemeint, wenn es einem recht ſchlecht gehe, müſſe man beten. Während Hedwig daran dachte, verſchlangen ſich unwillkürlich ihre Finger, in einer Erinnerung an die Kinderzeit, als die Mutter noch gelebt. Es war ihr dunkel, als hätten ſie damals jeden Abend vor dem Schlafengehen zuſammen gebetet. Was, das wußte ſie nicht mehr — vielleicht das Vaterunſer. Wenn ſie das nun aufſagte? Und da verſuchte ſie es auch ſchon — aber ſie kam nicht weit. Bereits bei den Worten: Dein Reich

komme — Dein Wille geſchehe! —, ſchwankte ihre Stimme und erloſch wieder in Hoffnungsloſigkeit. Sie kam ſich ſo fremd vor ... ſo ganz außerhalb von ſich und doch ganz allein mit ſich, ohne Ohr und Widerhall anderswo. Um zu beten, mußte man glauben. Und ihr blieb der Glaube aus. Dafür hatte Hermann Riedinger ſchon geſorgt ... durch Jahre hindurch ...

Sie ſprang auf und ging ſchweratmend durch die vom Urväterhausrat der Solitander vollgepfropften Familienräume. Tote Augenpaare der Vergangenheit ſtarrten da und dort von den Wänden auf ſie herab, und ſie blieb ſtehen und blickte zu den blaſſen, feinen, ihr ſo ähnlichen Zügen ihrer Mutter hinauf und frug ſich verzweifelt im Geiſte: Du haſt doch auch gelebt und das Leben ertragen! Ihr alle! Warum kann ich's denn nicht — ich allein?

Oder ſeid ihr daran zu Grunde gegangen und das gemalte Lächeln auf euren Lippen war nur eine Lüge? Und ihr ſpieltet eure Komödie wie ich ſie ſpiele, und trugt doch auch den Tod im Herzen? — Die Bilder antworteten ihr nicht. Aber ſie ließen ihre Geiſteraugen nicht von ihr. Die bewegten ſich oben als dunkle Sterne in der Leinwand und folgten der Lebenden unten auf Schritt und Tritt nach — wohin ſie ging, in jede Ecke, in jeden Winkel ihres Herzens. Und plötzlich ſtieß Hedwig einen leiſen Schreckensſchrei aus und lief vor ihnen davon — ohne ſich noch einmal umzudrehen — geradeaus in das Zimmer ihres Vaters. Der lebte wenigſtens. Mit dem konnte man ſprechen.

Gryphius Solitander, der ſtill an ſeinem Studiertiſch ſaß, ſah ſeine Tochter mißtrauiſch an. Sie war ſo

erregt. Er liebte das nicht, wenn Menſchen außer Gleichgewicht zu ihm kamen. Er fürchtete dann immer, ſie könnten verſuchen, auch ihn um ſeine Ruhe zu bringen. Er ſchlug dann gewöhnlich ſein bewährtes Hausmittel vor: „Du ſollteſt mal auf den Königſtuhl gehen, Hedwig, bei dem ſchönen Wetter. Ordentlich laufen — das bringt das Blut wieder durcheinander! Da wird man wieder vernünftig . . ."

„Ach — Papa — ich will jetzt gar nicht vernünftig ſein . . . ich möchte dich nur raſch einmal etwas fragen!"

„So — was denn?" ſagte der greiſe Achtundvierziger und ſeufzte.

Sie trat dicht an ſeinen Tiſch heran. „Sieh mal, Papa — du biſt doch nun ſehr alt geworden und haſt doch viel durchgemacht und geſehen und Menſchen kennen gelernt. Nicht wahr" — ihre Stimme zitterte vor Leidenſchaft und Angſt — „in vielem irrt man ſich ja . . . es kommt manches anders als man denkt . . . aber etwas gibt es doch im Leben . . . vielleicht nur ein einziges Mal . . . etwas . . . das iſt wahr! Das betrügt einen nicht. Das hat man wirklich . . . daran kann man ſich halten . . . nicht wahr . . . ſo iſt das doch?"

Der alte Solitander hatte den Blick von einer verglaſten Pappſchachtel erhoben, in der einige rote Waldameiſen herumliefen, und ſagte jetzt gleichgültig und ein wenig zerſtreut wie immer: „Man kann auf nichts im Leben bauen, mein Kind. Man baut immer auf Sand. Schließlich iſt man immer allein. Die Erfahrung hab' ich ſeit achtzig Jahren gemacht. Wenn du das anders hören willſt, dann mußt du junges Volk fragen, aber nicht alte Leute wie mich. Denn die wiſſen das ſchon

zu genau — ſchau mal, Hedwig ... das iſt wirklich intereſſant: die Ameiſen bauen ſich da in der Schachtel ein Neſt. Willſt du's nicht anſehen? ..."

„Danke, Papa!" ſagte Hedwig und ging ruhig wieder in ihr Zimmer zurück.

Da ſah ſie durch das Fenſter unten vor der Wirtſchaft Zum ſcheppen Eck die Baas ſtehen! Die war vom Hotel zurück! Sie verhandelte mit jemandem, der ihr in den Weg gekommen war ... mit Hermann Riedinger ... jetzt konnte Hedwig ihn deutlich erkennen ... und ſchwatzte auf ihn ein und wich nicht von der Stelle und ließ ſie hier oben mit der Antwort warten.

Und ihr Schickſal hing an dieſer Antwort! Sie zwang ſich aus Leibeskräften, mit verzweifelter Seele, zu glauben: Er iſt im Hotel und hat die Baas zu mir zurückgeſchickt — er iſt nicht ganz fort! So grauſam ſelbſtſüchtig kann er nicht ſein. Er iſt nur böſe auf mich, weil ich mich nicht ſeinem Willen unterordne und nicht mit ihm fliehen will. Deswegen kommt er nicht ſelber! Er weiß ja nicht, was er mir damit antut.

Eine zornige Ungeduld erfaßte ſie, endlich von der ſäumigen Baas da unten ſeine Erwiderung zu erfahren. Schlimmſtenfalls lief ſie ſelbſt hinunter auf die Straße und holte ſich von ihr Beſcheid. Ob Riedinger dabei in der Nähe war, das war ihr jetzt ganz gleich. Und während ſie ſo dachte, machte ſie ſich ſchon zum Ausgehen fertig. Da ſah ſie, als ſie eben den Hut aufgeſetzt hatte, daß Riedinger mit raſchen Schritten quer über die Gaſſe auf das Haus zukam. Die Baas folgte ihm. Aber ſie konnte ihm nicht ſchnell genug nachhumpeln. Sein Geſicht war ganz ſonderbar ernſt und verdüſtert.

Sie hatte es eigentlich noch nie so gesehen. Und ein unermeßliches Grauen sagte ihr: Jetzt kommt das Schicksal und sucht mich heim und hat die Gestalt von Hermann Riedinger angenommen. Jetzt steigt er schon die Treppen herauf ... schrecklich rasch ... jetzt räuspert er sich draußen und bleibt einen Augenblick stehen, um sich zu sammeln, jetzt tritt er in den offenen Flur und pocht an meine Türe ...

„Herein!" Sie schrie es fast in ihrer Angst, die Augen weit aufgerissen, die Hände geballt, und es schoß ihr durch den Kopf, während er auf der Schwelle erschien: Wie sieht er aus! Der bringt nichts Gutes ...

„Guten Morgen, Hedwig!" sagte Hermann Riedinger hastig. Und aus seiner Stimme klang ihr ein seltsames Beben. „Verzeihe, daß ich zu dir komme! Aber ich glaube: ich muß! Es ist besser so! Die Baas ist ganz auseinander! Ich hab' sie eben vor dem Haus getroffen. Sie hat mich selbst darum gebeten, ich möchte es ihr abnehmen und dir selbst sagen. Du hast sie doch in das Hotel de France geschickt gehabt ... zu dem Geheimrat von Helmstorff ... nicht wahr ...?"

„Ja." Sie schauerte vor Schrecken zusammen. „Er ist doch dort? Er ist doch nicht weg?"

„Ja ... er ist dort." Hermann Riedinger sprach das langsam, mit zögerndem Vorbehalt. Sie beobachtete mit unheimlicher Neugier eine Bewegung, die er machte, um nahe an sie heran, halb hinter sie zu treten, wie um sie aufzufangen. Dabei schob er einen Stuhl, der im Wege stand, scheinbar achtlos zur Seite.

„Ja ... er ist dort," wiederholte er halblaut. „Aber er ist krank ... gar nicht unbedenklich krank ... deswegen

konnte er nicht zu dir kommen, Hedwig!" Und dabei folgten ihre Augen seinem von ihr abgewandten Blick. Der suchte etwas auf dem Tisch in der Mitte. Richtig ... die Wasserflasche ... die stand da ... die wollte er zur Hand haben ... er dachte wohl, sie würde ohnmächtig umfallen ... jetzt gleich ...

Und ehe er wieder anheben und zu ihr weitersprechen konnte, vernahm man im Nebenzimmer die Stimme der Baas. Die schien dem alten Herrn etwas zu erzählen — und gleich darauf tönten dessen Schritte durch das Gemach — überstürzt — halb laufend — ganz anders als er sonst ging — und er riß die Türe auf und rief aufgeregt herein: „Hedwig ... hast du schon gehört ..."

„Sein Sie still ... um Gottes willen ... Sie wissen ja nicht ..." Riedinger war rasch vor ihn getreten, die Hand erhoben, wie um ihm den Mund zu schließen — aber der Alte vollendete schon, zu seiner Tochter gewendet: „Helmstorff hat sich erschossen! Er liegt im Hotel! Die Baas war dort ..."

Das warnende und hastige „Herrgott ... so warten Sie doch" des Arztes klang hinter seinen Worten her, und Gryphius Solitander versetzte, verblüfft über Riedingers ganz ungewöhnliche Grobheit: „Nun ja ... das interessiert die Hedwig doch in erster Linie! Das muß sie doch auch hören ..."

„Und ich wollt' es dir schonend sagen," murmelte Riedinger. Er stand immer noch dicht neben ihr, bereit, sie zu stützen. Er war überzeugt, daß sie zusammenbrechen würde. Aber sie blieb aufrecht. Und nun drehte er sich von ihr weg zu dem alten Solitander und raunte

dem leiſe und verbittert zu: „Alle Welt weiß es ... nur Sie natürlich wieder nicht! Und dann platzen Sie plump mit ſo einer Nachricht zu ihr herein ...“

„Ja ... was heißt denn das?“ Gryphius Solitander riß die Augen weit auf. Er war wie aus den Wolken gefallen. Ihm ſchien, als ob Riedinger, der Bräutigam ſeiner Tochter, nicht recht bei Troſt ſei. Der aber packte die Baas ohne weiteres an den Schultern, ſchob ſie auf den Flur hinaus und ſchloß die Türe hinter ihr. Dann nahm er den alten Solitander an der Hand und ſagte: „Gehen Sie lieber ins Nebenzimmer! Hedwig kann jetzt all das Geſchrei nicht anhören. Was nötig iſt, ſag' ich ihr ſelber! Einen Augenblick, Hedwig ...“

Damit drängte er den alten Achtundvierziger mit großer Beſtimmtheit über die Schwelle. Und zugleich erwachte Hedwig, mitten im Zimmer ſtehend, aus ihrer Lähmung. In dieſen Sekunden war ſie allein — nachher nicht mehr. Und in Hut und Mantel, wie ſie ſchon war, eilte ſie nach dem Ausgang und ſtürzte die Stiege hinunter und lief quer über die Gaſſe in der Richtung nach dem Hotel de France.

Die Leute ſchauten verwundert hinter ihr her. In ihren Ohren klang es, als habe Hermann Riedinger ihr durch das Treppenhaus ein „Hedwig ... Hedwig ...“ nachgerufen. Aber er holte ſie jetzt doch nicht mehr ein. Er verſuchte es vielleicht gar nicht. Er konnte nicht derart atemlos durch Heidelberg rennen, wie ſie es jetzt tat ...

Da war das Hotel. Droſchken hielten da. Herren ſtiegen aus, die mit bekümmerten und beſorgten Zügen, die mit wichtigen Amtsmienen, Gäſte, Dienſtperſonal,

Neugierige ſtanden vor dem Eingang und im Flur — Hedwig drängte ſich rückſichtslos durch das alles hindurch. Sie brauchte gar nicht erſt nach dem Weg zu fragen. Es gab Leute genug, die ihn gingen, den Treppenabſatz zum Halbſtock rechts hinauf — oder die von dort kamen ... aus der weit offenſtehenden Türe ... ein Schutzmann davor ... ſtumme Geſtalten mit dem Hut in der Hand drinnen ...

Da lag er auf dem Bett ... angekleidet ... die Hände über einer halb übergeworfenen Decke gefaltet. Um den wächſernen Kopf trug er etwas wie einen weißen Turban, aus feinen Gazebinden. Das machte ihn fremdartig. Aber die Züge darunter waren faſt unverändert ... nur hagerer geworden ... und ein ſchwaches Zähneblinken zwiſchen den bläulichen Lippen. Die hatten ſich wie zu einem ſchmerzlichen Lächeln verzogen. Auf der ganzen Erſcheinung, in der tiefen Stille des Sterbezimmers, lag ein feierlicher, leidvoll-ſtarrer Frieden. Man hörte deutlich, wie draußen ein Kellner raunte: „Es muß ſchon in der Nacht geſchehen ſein. Aber niemand hat den Schuß gehört, bei dem Maskenball unten. Erſt heute morgen — da kam eine alte Perſon — die hatte einen Brief ..."

Hedwig blickte auf. Drüben, auf der andern Seite des Bettes, ſtand eine ſchlankgewachſene, elegante junge Frau ... totenblaß ... aber gefaßt ... mit einer eigentümlichen, beinahe grauſamen Härte auf den ſonſt angenehmen, jugendlichen Zügen. Der, der nicht mehr war, lag zwiſchen ihnen. Und Frau von Helmſtorff und Hedwig Solitander ſchauten ſich eine Sekunde über ihn hinweg jäh und ſtarr in die Augen. Sie ſprachen

keine Silbe dabei. Ihre Blicke ſagten es ſich — von da drüben ein leidenſchaftsloſes: Du haſt ihn nicht bekommen! — und von Hedwig hinüber ein letztes verzweifeltes: Und du haſt ihn nicht behalten ...

Der alte Geheimrat Trenkle löſte ſich aus der Gruppe von Herren, die ſtumm das Totenbett umſtanden. Er trat auf Hedwig zu und gab ihr etwas ... etwas Weißes ... einen Brief, wie ihr ſchien. Wahrſcheinlich ſeinen Abſchied an ſie. Sie nahm ihn und ſteckte ihn in die Taſche und ſchaute ihren einſtigen Lehrer dabei verſtändnislos an. Er ſagte ihr etwas ... tief ernſt, leiſe ... aber was, das konnte ſie nicht faſſen. Sie dachte nur: Jetzt iſt alles zu Ende. Jetzt muß ich wieder fort ... aus dem Zimmer. Da iſt nicht mein Platz. Nun gehört er wieder ihr ...

Wie eine Nachtwandlerin ſchritt ſie auf den Flur hinaus und die Treppe hinunter und vor das Hotel in den heißen, hellen Frühlingsſonnenſchein. Man machte ihr jetzt überall ſchweigend Platz. Man hatte erkannt, wer ſie war ...

Sie ging ganz langſam, wie eine, die Zeit, viel Zeit hat, über die Anlagen und durch die Stadt. Es war jetzt eben Mittag und die Schulen aus. Zu Hunderten und aber Hunderten ſtrömten ihr die Kinder entgegen. Und ſie überſah das Gekribbel und Gewimmel und dachte ſich: Ihr alle, ihr Kleinen, müßt einmal ſterben! Auf dem Paradeplatz, an der Univerſität, hatten gerade die Vorleſungen ihr Ende erreicht. Viele Studenten kamen heraus, auch junge Damen mit ihren Ledermappen. Manche grüßten Hedwig. Sie dankte nicht. Sie dachte: Was hilft euer Lernen! Gleich iſt wieder die Zeit da,

wo ihr's unter dem Grabstein für immer vergeßt ... Eine Gruppe weißbärtiger Professoren stand an dem Eingang und sie dachte: Ihr werdet nicht mehr lange eure Weisheit lehren! Die wird bald mit euch zu Staub! ... Wir leben ja nur für den Tod ... Und in ihr regte sich etwas: Ewigkeiten waren verstrichen, ehe man da war, und war man nicht mehr da, so begann die Ewigkeit von neuem. Und das Dasein war nichts als ein kurzes Zitterflämmchen gewesen zwischen zwei dunklen, unermeßlichen, tröstenden Weiten ... und diese Weiten öffneten sich überall. Mit einem Sprung konnte man für immer in die Vergessenheit tauchen ...

Da floß der Neckar. Er war braun und hochaufgeschwollen. Seine Wellen schäumten und glitzerten, eilfertig dahinschießend, im Frühlingslicht. Hedwig war quer durch Heidelberg, am Marstall vorbei auf ihn zugewandert. Und ein seltsamer Zug von Menschen war im Geist neben ihr gewesen ... alle Türen ihres Gedächtnisses waren auf einmal aufgesprungen ... längst vergessene und verschollene, längst verstorbene Gestalten aus der Kindheit hatten sich vertraut an sie herangedrängt ... die alte Frau Siebenhaar, die weißköpfige Näherin, die so greuliche Gespenstergeschichten erzählen konnte und allein noch in der ganzen Stadt wußte, wer eigentlich der Kaspar Hauser gewesen — aber sie werde sich hüten und es sagen und auch von den Jesuiten umgebracht werden! — und der kleine bucklige „Pälzer Bott" mit seinen Zeitungen unter dem Arm, und das Paulinche, die Zwergin, die draußen auf dem Bahnhof Veilchen verkaufte, und der Siegelmann, der immer rote Lackstempel auf Hut und Rock und Schuhen trug

und zitternd davonsprang, wenn die Buben riefen: „Der Briefträger kummt . . .!“ — all diese Moderschatten und Fluggestalten hatten für Hedwig die Lebenden auf der Straße verdrängt. Auf die achtete sie nicht. Sie ging jetzt eiliger, immer am Staden, den Neckar entlang, und schaute nach der alten Brücke, die ihre rötlichen Sandsteinwölbungen hoch über die Strudel des Flusses spannte.

Und immer wieder flüsterten und winkten die Toten. Da in dem Haus mit dem altertümlichen Giebel hatte ein greises Fräulein Solitander gewohnt, eine Schwester von Hedwigs Vater. Das war eine wandelnde Chronik Heidelbergs gewesen, bis in die achtundvierziger Jahre und weiter zurück. Von vielen Menschen hatte die erzählt — von dem leutscheuen, rauh Deutsch sprechenden Schweizer Studenten, der einen Winter in der Nachbarschaft gehaust und immer über den Fluß nach einem schönen Mädchen geschaut habe, die nichts von seiner Liebe wußte oder wollte, und der nachher daheim ein großer Dichter geworden und Gottfried Keller geheißen und unbeweibt geblieben sei — und von dem kleinen, feinen, klugen Prinzlein ein paar Häuser weiter, das damals auch hier studiert und von dem niemand geahnt habe, daß es dereinst der Statthalter des damals noch französischen Elsaß und der Kanzler Hohenlohe des erträumten Deutschen Reiches werden würde . . . und die drei waren nun alle tot und einander gleich: der Dichter und der Staatsmann und das alte Fräulein auch mit ihrer geblümten Haube und ihren Ringellöckchen. Ihr Geld hatte sie einer entfernten Verwandten vermacht. Die lebte jetzt noch gerade gegenüber am Neckar in einem kleinen weißen Hause, auch wunderlich und

altjungferlich, eine Katzenmutter und Blumenfreundin und den Menſchen abhold ...

Von der alten Brücke, auf der Hedwig ſtand, konnte man flußabwärts die Villa mit ihrem großen, halbverwilderten Berggarten deutlich ſehen. Die Brücke war jetzt, in der Eſſenſtunde zwiſchen zwölf und ein Uhr, ganz menſchenleer. Auch der Neckarſtaden drüben lag wie ausgeſtorben. Bloß der Göckler-Heiner aus der Kapuzinergaſſe, ein lärmender Dreikäſehoch, kam, das ganze Geſicht zur Feier des Faſchings dick mit Kienruß beſchmiert, pfeifend vorbei und verſtummte plötzlich und machte große Augen. Und Hedwig frug ſich: Was mag ſich der arme Bub jetzt vorſtellen, daß ich, eine elegante Dame, die Tochter ſeines Hauswirts, die jedes Kind hier kennt, auf einmal auf der Brüſtung der Neckarbrücke, neben dem Denkmal der Pallas Athene, ſitze und die Füße vornüber hängen laſſe und in die wilden Waſſerwirbel tief, tief unter mir ſchau ...? Aber halten kann er mich nicht. Dazu iſt er viel zu klein. Und auch niemanden rufen. Denn es iſt gottlob kein Menſch da. Nur drüben, am Anlegeplatz an der Dreikönigſtraße, ein Mann ... mit einem Boot ... das ſcheint der Fiſcher Rohrmann zu ſein, von dem die Baas immer die Forellen kauft. ... Der hantiert an ſeinem Nachen ... viel zu haſtig ... gerade als ob er ihn ins Waſſer ſchieben und damit zu mir nach der Brücke fahren wollte ... Und jetzt hob er den Arm und ſchrie nach jemandem, den Hedwig nicht ſah und der irgendwo weiter oben ſein mußte: „Baß uff! ... Adam ... baß uff!“ und ſie dachte ſich: Um Gottes willen ... jetzt iſt es Zeit ... ſonſt ſtören ſie mich noch! — und ſtützte ſich rück-

lings auf die Ellbogen und ließ ſich langſam am Brückengemäuer außen ins Bodenloſe gleiten und ſtürzte plötzlich jäh hinunter, daß Nacht und Eiskälte und Donner und Brauſen ihr über dem Kopf zuſammenſchlugen und ſah doch noch einmal mitten in den pfeilſchnell mit ihr hinſchießenden und ſich drehenden Wirbelwellen ein Stückchen blauen Himmel vor den naſſen Augen und ein Boot ... ein Mann darin ... der mußte unter der Wölbung der Brücke hergekommen ſein ... und ein Ruf von weitem her: „Do is ſie! Heb ſie ... heb ſie!“ ... und wieder Rauſchen um die Ohren und Dunkel und Fortgetragenwerden ins Nichts ... gottlob ins Nichts ... und wieder das entſetzliche Tageslicht und wieder zwei Boote nebeneinander ... zwei Männer, die nach ihr haſchten ... ſie wehrte ſich ... ſie wollte wieder verſinken ... nur fort ... fort von den Unholden ... aber da war ein Griff tief ins Waſſer hinein an ihren Arm ... der ließ nicht mehr los ... ein: „Halt feſcht ... halt feſcht ... Adam, norr bei mit 'em Schallbaum ... ſoooo ... norr feſcht ...“ und zum dritten Male die verhaßte Sonne und endlich ... in der Luft, ſchon halb im Boot, eine Beute der Männer ... das Dunkel der Ohnmacht ...

XX

Ein herrlicher Frühlingstag wölbte sich am nächsten Vormittag wiederum über Stadt und Tal und Berg. Der Wind wehte so lau von Südwesten, als stünde nicht die Eismauer der Alpen zwischen der Pfalz und Italien, die Sonne schien so heiß wie sonst im Vorsommer und drüben über dem Fluß schimmerten an den steilen Hängen des Heiligenberges zarte rosenrote Wölkchen — die ersten Lenzesboten, die Blüten der Mandelbäume.

Hermann Riedinger schritt langsamer und versonnener als sonst über die Neckarbrücke. Er war froh, dem Trubel des Fastnachtdienstags drüben entronnen zu sein — diesem Gelärm und Gelaufe und Getanze auf offener Gasse, diesen weißen Hanswürsten und roten Dominos und pappnäsigen Vagabunden, diesen Negern und Studenten in Betttüchern und Eisbären in Wergpelzen und Frauenzimmern in Herrentracht. Neben dem Denkmal der Pallas Athene blieb er stehen und schaute in das tief unten gurgelnde und schäumende Wasser — sehr ernst und lange Zeit hindurch. Eine Rotte Knäblein, die mit ihren Rasseln und Narrenschellen, Indianermasken vor den Gesichtern, einherzog, störte ihn und er gab dem ersten einen leichten Katzenkopf im Austausch gegen seinen Pritschenschlag, und

ſagte, immer noch ganz in Gedanken: „Schaut, daß ihr weiterkommt, ihr Lausbuben!“ Die Bengel flüchteten aber nur ein paar Schritte fort und ſtimmten dort zum Hohn den Schluß des Sommertagslieds an, das ſie demnächſt am Sonntag nach der Sonnenwende auf allen Gaſſen und Plätzen Heidelbergs ſangen: „Oh du alter Stockfiſch!, wann m'r kommt, do hoſcht nix!“ — bis der weißbärtige, am Ausgang der Brücke ſtehende Polizeidiener ſie wie die Spatzen ſcheuchte: „Nix wie fort, ihr Malefizkrotte! Noch nit recht laufe könne ſie, die Generalſchtrick, und kreiſche ſchon ihre Lumpeliederche ...“

Dann trat er zu Riedinger, der immer noch an der ſteinernen Brüſtung lehnte, und ſagte vertraulich und gedämpft: „Jo — do is ſie geſchtern nunner, Herr Profeſſor! Wenn der Rohrmann net gerad' vom Ufer hergeguckt hätt' und der annere, der Hormuth, gerad' owwer der Brück' gefiſcht — no — 's is noch e Glück, daß es ſo ausgange is!“

„Ja ... das iſt es!“ antwortete der Arzt, griff an den Hutrand und ging weiter, auf die weiße Villa an der Neuenheimer Seite zu, auf der geſtern um dieſe Zeit auch Hedwigs Augen eine Sekunde geruht, in der verlorenen Erinnerung, daß da die entfernte Verwandte und Erbin ihrer Tante, das leutſcheue ältliche Fräulein mit ihren Katzen und Blumen wohne. Da trat er ein, ſchellte und frug die öffnende Magd in dem halblauten, ſachlich ernſten Ton des Arztes am Krankenbett: „Wie geht es Fräulein Solitander?“

„Ha — ganz gut, Herr Doktor! Es iſt kei' Fieber und kei' Huſchte gekumme — nix! Sie is ſoweit ganz wohlauf ...“

„Aber sie ist noch hier!"

„Ha freilich! Mei' Fräule," sie machte mit dem Kopf eine Bewegung nach der Küche, um zu zeigen, daß sie damit ihre Dienstherrin meine, — „die hot g'sächt, das Fräule Solitander könnt' hier bleibe solang wie sie wollt'. Ihr Haus wär' wie e Kloschter! Keines dürft' rei' als wie der Arzt. Do hätt' m'r sei' Ruh'!"

„Und sie will nicht zu ihrem Vater zurück?"

„Ah bah! Sie hot g'meint, sie ging' net mehr üwwer die Schtraß — nie wieder! Sie dhät grad' in die Erd' sinke, wenn sie die Leut' jetzt so anschaue dhäte . . ."

Hermann Riedinger erwiderte nichts, sondern klopfte an eine Türe, horchte einen Augenblick und trat dann ein, ohne das „Herein" abzuwarten. Drinnen saß Hedwig am Fenster. Sie war noch sehr blaß, etwas wie ein dumpfes, verstörtes Staunen auf dem Gesicht und in den tief umschatteten Augen. Bei seinem Erscheinen stand sie auf und schaute ihn erschrocken an — ratlos und stumm. Dabei ging sie unwillkürlich noch ein paar Schritte zurück, bis in die Ecke des Gemachs. Dort blieb sie stehen und sagte nach einem kurzen Schweigen zwischen ihnen mit einer leisen und erstickten, fast vorwurfsvollen Stimme: „Du kommst zu mir . . ."

„Ja . . . wenn ich nicht komme . . . wer sollte es denn dann tun!" erwiderte er ruhig und fügte dann ebenso gleichmütig hinzu: „Und vor allem komm' ich jetzt als Arzt. Laß mich mal in deine Nähe . . . ich hab' dir doch nichts getan . . . ich muß sehen, wie es mit deiner Gesundheit steht."

Er fühlte den Puls ihrer schlaff herabhängenden

Hand, beklopfte ihr den Rücken und ſchaute ihr prüfend ins Geſicht. Sie hielt geduldig ſtill, die Augen niedergeſchlagen und ohne daß der leidende, ſtarre Ausdruck ihrer Züge ſich änderte. Endlich ſagte er: „Na ... gut! Es iſt nichts Anormales zu finden ... nicht einmal ein Schnupfen, ſcheint's ... das kalte Bad wird dir nicht weiter ſchaden ..."

‚Das kalte Bad' ... ſie zuckte zuſammen. Das Wort erinnerte ſie nicht nur an geſtern ... es verkleinerte und veralltäglichte auch förmlich dies Schreckliche ... ſo etwa als ſei ſie bei einer Spazierfahrt aus dem Boot geſtürzt. Es tat ihr weh. Aber er hatte den Ausdruck abſichtlich gewählt und ſah ſie immer noch prüfend an — und nun ſagte ſie, mit einem letzten Trotz gegen das Schickſal und gegen ihn und mit hoffnungsloſer Müde in der Stimme: „Es wäre beſſer geweſen, die Männer hätten mich nicht wieder herausgeholt! Dann wäre jetzt alles gut und ich hätt' es überſtanden. Was ſoll ich denn noch auf der Welt? Jetzt bin ich doch ganz allein. Ich hab' ja nicht einmal die Erinnerung. Ich hab' ihn ja doch verloren ... ganz ... auch innerlich ... ich kann ihn nicht mehr zurückrufen ... und werde es nie mehr können ... das weiß ich genau! Dadurch, daß er von mir gegangen iſt und mich ſo ganz elend und einſam in der Welt zurückgelaſſen hat und nur an ſich gedacht ... und nicht ein bißchen an mich ... dadurch iſt er mir ſo fremd geworden ... ſo ſchaurig fremd ... ich finde keinen Weg und keine Brücke mehr zu dem, was zwiſchen uns geweſen iſt. Es war eine Täuſchung ... alles ... das wurde mir an ſeinem Totenbett klar ... er war ein anderer Menſch, als wie ich ihn geſehen hab' ... die ganze

Zeit ... da wollt' ich überhaupt nichts mehr ſehen, Hermann ... da wollt' ich ins Waſſer ..."

„Im Waſſer hab' ich den Brief verloren," murmelte ſie dann noch. „Ich hatte ſeinen letzten Brief bei mir ... aber ungeleſen. Was hat auch drinnen ſtehen können? ... nichts als was er getan hat ... daß er meine Liebe verraten hat und von mir weggegangen iſt ... jetzt weiß ich, wie ſchwach er war, bis zum Ende. Das iſt die große Kluft zwiſchen geſtern und heute ... die ſchließt ſich nie mehr ..."

„Vor allem verſprich mir eines, Hedwig," ſagte Riedinger ruhig.

„Was denn, Hermann?"

„... daß du die Geſchichte nicht etwa wiederholſt ..."

Sie ſchüttelte matt den Kopf. „Ach ... das kann man ja nicht zweimal hintereinander, das bricht einen ja ſchon das erſte Mal. Ich bin ja fertig! Ich habe keine Kraft und keinen Willen mehr. Ich bin nur noch ein halber Menſch ... da guck! ... ich hab' den Spiegel umgedreht, damit ich mich nicht mehr aus Verſehen anſchau! ... ſo wenig ertrag' ich mich mehr ... und auch keinen anderen Menſchen außer dir ..."

Er ſtand dicht vor ihr und ſtreckte die Rechte aus. „Alſo dein Wort, Hedwig ... das kommt nicht wieder?" Aber ſie wich ſcheu vor ihm zurück. „Du mußt mir nicht die Hand geben wollen!" murmelte ſie.

„Ja ... warum denn nicht?"

„Weil ich's nicht wert bin!"

„Ach Unſinn!" ſagte Hermann Riedinger ziemlich unwirſch und drückte ihr kräftig die Rechte. Sie zuckte zuſammen, aber ſie ließ es ſchweigend geſchehen und ein

leiſes Leben glitt über ihre bis dahin ganz verſteinerten Züge.

„Weißt du, was du jetzt tun ſollteſt ... Hedwig?“ begann er, wieder freundlicher, und ſie ſchaute ihn fragend an und in ihrem Blick war Gehorſam. „Du ſollteſt mit mir ein bißchen ins Freie hinausgehen, in die ſchöne, gute Sonne. Die wird dir wohltätig ſein“ — und da ſie ängſtlich wie bei der Berührung einer Wunde zuſammenzuckte, beſchwichtigte er ſie: „Ich meine ja nicht vor das Haus! Nur den Garten hinauf. Der iſt ja die reine Wildnis. Da ſieht dich doch kein Menſch ...“

Daraufhin ſchritt ſie ſtumm mit ihm durch die Hinterpforte des Hauſes, in das kahle, von erſten Blüten beſtreute Aſtegewirr der Obſtbäume hinein und die ſteilen Treppen des Hangs empor. Sie tat es, weil er es befohlen. Er fühlte deutlich ſeinen Willen über ihr, und ihrer Hilfloſigkeit und Gebrochenheit — ſtärker als jemals, ſeit ſie ſich kannten ... Sie ſtiegen bis zur letzten Höhe des Gartens hinauf. Und dann öffnete ſich mit einem Mal der Blick in die Weite — in das Tal hinunter, wo die graue alte Stadt mit den Hunderten ihrer verräucherten Dächer lag und ſtatt des ſonſtigen dumpfen Lärms und Peitſchenknallens heute verwehte Muſikklänge, Geſchrei und Gelächter der Faſtnacht tönten und fremdartig bunte Geſtalten, als ſei man im Morgenland oder wieder in das Mittelalter zurückverſetzt, da und dort am Neckarſtaden hinliefen und Reigen tanzten ... vergänglich ... übermorgen ſchon vergeſſen wie Mückenſpiel im Sonnenſchein. Und nach oben ſchaute das Auge auf die rotflammende Trümmerpracht des Schloſſes und

die ſtillen ernſten Höhen darüber, die laubleeren Maſſen der Buchen- und Kaſtanienwälder, das Grün der Tannen und Lärchen, und rückwärts weithin über die braune Rheinebene und ihre Städte und Dörfer bis fern zum Dom von Speyer. Und klarer Frühlingsglanz war über allem und vergoldete, was noch kahl war, die Rebgärten, die Obſtbäume und Zierbeete, und in der laueu Luft gaukelte und ſchaukelte ein weißes und ein gelbes Flügelpaar, zwei Schmetterlinge, und die Steine der alten Mauer, auf die Hedwig, Atem holend und ſtehen bleibend, ſich ſtützte, waren ganz warm von dem Licht von oben, das von der tiefblauen, wolkenloſen Himmelswölbung herniederſtrömte.

Büſchel vertrockneten Graſes hingen in den Fugen des Geſteins. Eine Bank war darunter, zwiſchen weißen Baumblüten. Märzveilchen beſtreuten da und dort den Boden. Aus den noch mit Tannenreiſig bedeckten Roſenbeeten und Feigenhecken davor raſchelte das geſchäftige Hüpfen und Scharren der Amſeln.

Da ſetzten ſie ſich nebeneinander hin und ſchauten hinaus in die weite Welt — die närriſche, voll bunten Mummenſchanzes zu ihren Füßen, die ſtille und ewige, blau-unergründliche des Himmels zu ihren Häupten.

Und endlich ſagte Hedwig dumpf und hoffnungslos, ſcheinbar mehr zu ſich als zu ihm: „Nun weiß ich gar nicht mehr, was ich mit mir anfangen ſoll ... in Zukunft ... ich bin nicht tot ... und ich bin nicht mehr recht lebendig ... nicht mehr ſo wie die anderen Leute, nachdem ich das verſucht hab' ... ich gehöre nicht mehr zu den Menſchen ... ich werde mich auch nicht mehr unter ihnen zeigen ...“

„Einmal mußt du dich doch bezwingen und es tun, Hedwig! Auf die Dauer kann kein Menſch ganz einſam bleiben ..."

Sie ſchauerte zuſammen. „Nein ... nie! Der bloße Gedanke an ein fremdes Geſicht tut mir weh! Mir graut vor jedem Wort, das ich hören ſoll ... Ich wage mich ja nicht einmal über die Straße zu meinem Vater ins Haus zurück, obwohl er ſo gut iſt und mir verziehen hat und mit mir geweint hat ... hier ... heute morgen. Aber unterwegs ... wie ſie mich anſehen würden und hinterher reden und lachen ... und in einem Vierteljahr und in einem Jahr ebenſo ..."

„Dagegen gibt es eben ein Mittel, Hedwig!"

Sie ſchaute ihn fragend an.

„Wenn du jetzt zu deinem Vater zurückgehſt, dann geh' ich neben dir. Und wenn du in nächſter Zeit ſonſt ausgehſt, auch ... paß 'mal auf: da lacht keiner! ..."

Sie ſchwieg verſtört und murmelte endlich: „Aber das kannſt du doch nicht!"

„Warum denn nicht? Als dein alter Freund von Jugend auf? Man hat uns doch immer beiſammen geſehen, ſeit Jahren ..."

„Ja ... aber jetzt ... nach dem, was ich jetzt angeſtellt hab' ... was würden da die Leute ſagen! Das kannſt du um deinetwillen nicht, Hermann ..."

Nun lachte er: „Sag 'mal, Hedwig: iſt dir je ſchon aufgefallen, daß ich mich nur einen Pfifferling um das gekümmert hab', was die Leute ſagen? Nein! Nun alſo! Und in dem Fall gerade nicht. Da kann mir die verehrte Mitwelt noch gründlicher gewogen bleiben als ſonſt. Ich geh' meinen Weg — darin bin ich komiſch.

Wozu hätt' man denn ſonſt ſeinen Pfälzer Dickſchädel! Paß du nur auf, wie ich die Läſtermäuler Mores lehre, meine liebe Hedwig!"

In ſeinen ſcharf und kühl hinter dem Zwicker funkelnden Augen war dabei ein ſehr kampfluſtiger, bei ihm nichts weniger als ſeltener Ausdruck und um ſeinen Mund ſpielte ſchon wieder das ironiſche Lächeln, das er für die meiſten ſeiner Mitmenſchen übrig hatte. Etwas ernſter ſetzte er dann hinzu: „Auf die Eſel da draußen kommt's überhaupt nicht an, Hedwig — ſondern nur auf uns beide. Und nachdem du mir geſagt haſt, daß ſich in dir eine Wandlung vollzogen hat ..." ſeine Züge wurden ſehr ernſt, aber ſie behielten ihren freundlichen, tröſtenden Ausdruck — „daß dir der ... der, den ſie morgen da drüben der Erde übergeben werden ... ein Fremder geworden iſt ... durch ſeine Flucht aus der Welt ... und du einſiehſt: es war eine Täuſchung, die dich hitzig wie ein Fieber überfallen hat und wieder verflogen iſt ... von dem Augenblick ab, wo du mir das geſagt haſt, Hedwig, hab' ich auch innerlich und vor mir und dir das Recht, wieder dein Freund zu ſein wie einſt und das Geweſene zu vergeſſen. Und dies Recht nehme ich jetzt für mich in Anſpruch ... nachdrücklichſt ... und du wirſt ſchon gut dabei fahren ..."

„Du biſt viel zu gut!" ſagte Hedwig leiſe und lehnte ermattet den rotgoldflimmernden Kopf hintenüber an die Banklehne und ſchloß halb ihre großen, grauen, müden Augen: „Ich verdiene das wahrhaftig nicht!" Aber er machte nur eine abwehrende Bewegung mit der Hand. „Ach was ... gut! Ich bin Arzt und an viele Krankheiten gewöhnt ... auch an die der Seele ... das geht

oft ineinander über ... und sie gehen wieder vorüber und man wird wieder ein gesunder Mensch ..."

Über den Zwicker schoß dabei jener gutmütigforschende Blick von ihm zu ihr herüber, den sie von früher her so wohl kannte und der, so durchdringend und spöttisch er auch war, doch so etwas unendlich Tröstendes an sich hatte. Seine Macht am Krankenbett — die tiefe Ruhe, der Frieden, die Schmerzlosigkeit, die er, aus einem rauhen, männlichen Herzen heraus und als Arzt dabei von einer fast weiblichen Güte, allem brachte, was bangte und litt — diese Macht kam jetzt auch lindernd, in vollem Bewußtsein, über sie. Sie hätte nur immer so dasitzen mögen, im warmen Sonnenschein und Vogelgezwitscher, vor den geschlossenen Augen nur eine undeutliche, rötliche Tageshelle ... und er ihr zur Seite ... eine Schutzmauer zwischen ihr und der Welt, und sie wiederholte: „Du bist viel zu gut, Hermann ..."

Und er erwiderte ruhig: „Wir werden dich schon wieder heiter und vergnügt machen, Hedwig. Da sei unbesorgt. Dafür bin ich hier ..."

Da kam ihr ein anderer Gedanke und sie versetzte mit bitter zuckenden Lippen, in neuer Angst vor dem künftigen Leben: „Aber du bleibst doch nicht immer hier ... du gehst doch auch einmal fort ... bald wahrscheinlich ..."

„So sehr bald noch nicht," meinte Hermann Riedinger, trocken, wie man von Geschäftssachen spricht. „In ein, zwei Jahren ist mir ein Ruf an eine kleine Universität da oben als Ordinarius so gut wie sicher. Die Sache ist schon unter der Hand ganz abgemacht. Wir warten nur, daß sich der derzeitige Inhaber der Professur zurückzieht, und das wird dieser zähe Jubelgreis

spätestens nach seinem fünfzigjährigen Jubiläum wohl oder übel tun. Er hat es der Behörde und den Kollegen fest versprochen und mich selbst als Nachfolger empfohlen. In diesen Tagen wurde die Geschichte perfekt — aber, wie gesagt, bis dahin ist es noch lange Zeit und es kann sich noch manches ereignen ..."

„Und vielleicht ziehst du dann auch einmal von Heidelberg weg!" fuhr er mit plötzlich veränderter, lebhafterer Stimme fort. „Wenn dein Vater einmal nicht mehr sein sollte — er ist doch schon sehr alt — was tust du dann hier? Deine Vaterstadt ist dir doch verleidet. Am Ende gehst du dann gerade dahin, wo ich auch bin, daß wir wieder beisammen sind und uns recht oft sehen können ..."

Er schaute sie dabei fest an. Es war ein seltsames, hoffendes Lächeln, das seine scharfen und spöttischen Züge verschönte, ja vor ihren feuchten Augen verklärte, und er sagte ruhig, aber es bebte doch etwas in seiner Stimme von tiefer innerer Bewegung: „Du weißt, ich hab' nie an dir gezweifelt, Hedwig. Ich hab' gewußt: Du findest dich einmal wieder zu dir selber zurück ... und an den Punkt im Leben, wo du mich brauchst ... Nun bin ich weiter geduldig und warte, bis meine Zeit da ist und dies hier alles überwunden. Ich werde dich nicht drängen und fragen ... das wirst du mir alles selber einmal sagen, Hedwig ..."

Es war ein Schweigen zwischen ihnen. Und durch sie ein Zittern und Verstehen: Er will dich doch noch zur Frau ... später ... später ... wenn du ganz genesen bist ... Er verzeiht dir ... er vertraut dir ... er will dir noch alles gut machen in deinem armen,

verwüsteten Leben mit seiner starken und sanften Hand ...

Und plötzlich konnte sie weinen — heiß — unaufhaltsam — sie brach in sich zusammen — sie barg das Gesicht in den Händen, über das die heißen Bäche flossen, ihr ganzer Körper bebte von verzweifeltem und doch erlösendem Schluchzen. So blieb das lange Zeit und die Sonne schien darüber und die Vögel sangen. Und Hermann Riedinger wehrte ihr nicht, sondern sagte nur tröstend wie zu einer Kranken: „Das ist gut, daß du endlich weinen kannst ... das ist gut!"

Schließlich hörte sie auf und starrte um sich und dann aus großen, ratlosen Augen auf Riedinger und frug leise, verwirrt gleich einem, der erst allmählich nach einer schweren Betäubung seine Gedanken und Sinne wieder sammelt: „Was war denn das alles ...? was ist nur mit mir geschehen ... all die letzte Zeit ...? ich weiß es nicht mehr ... ich versteh' es nicht ..."

Da nahm er ihre Hand und sagte zu ihr, wie sie erschöpft da neben ihm lehnte, gerüttelt und geschüttelt von der Not des Seins, — da sagte er ihr einfach: „Du hast gelebt ..."

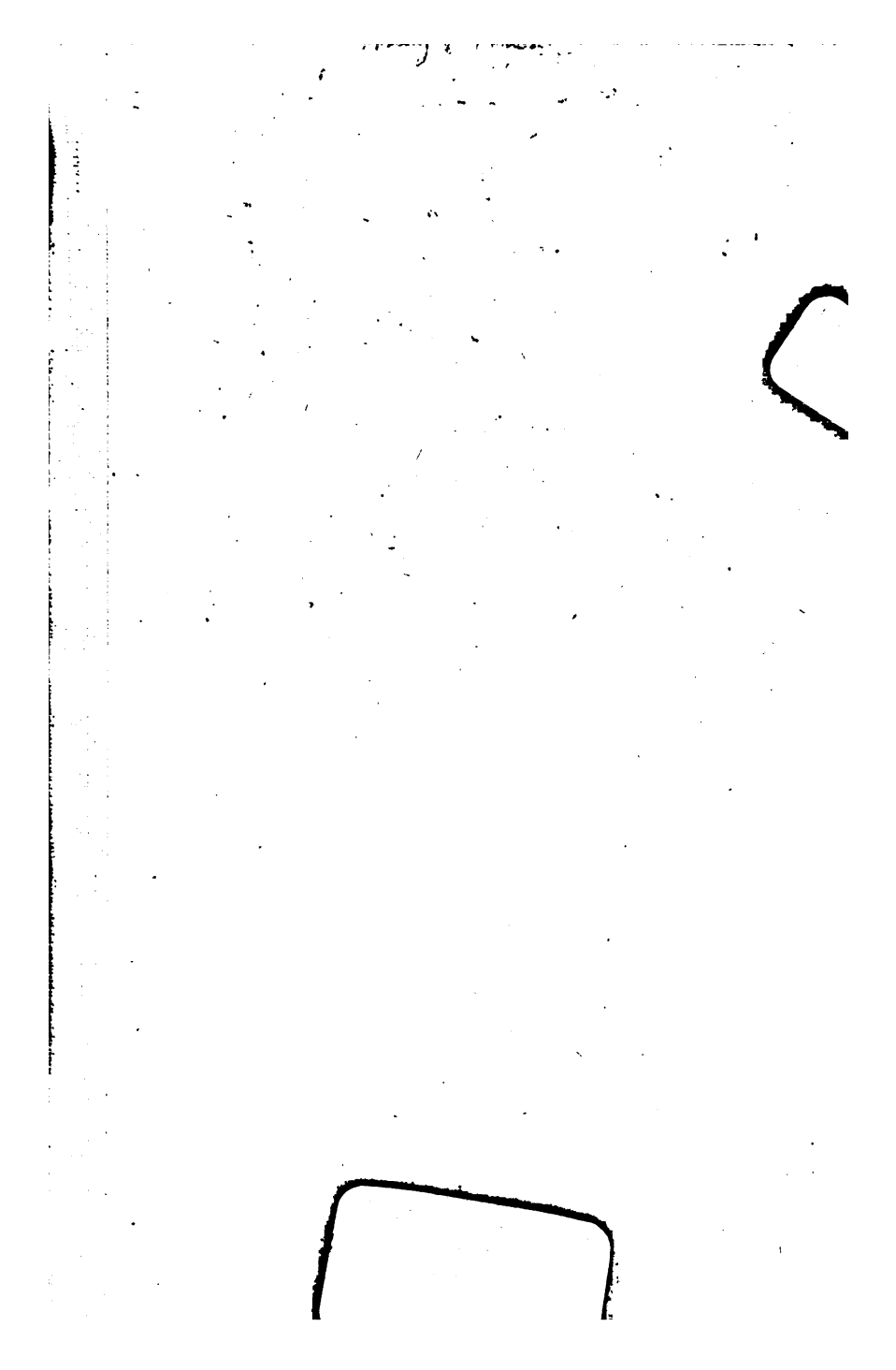
Und Leben heißt Leiden.

Und Leben heißt Vergessen.

Und Leben heißt Wiederauferstehen ...

Das begriff sie aus seinen Worten. Sie schaute vor sich nieder. Da unten lag die Stadt, in der das alles geschehen. Und an den Ufern ihres Flusses liefen bunte, vermummte Gestalten ... die waren morgen nicht mehr da, sondern nur ein Spiegelbild von heute, und bald nur noch ein Flug und Lug und Trug. Und all

das andere da unten ging dahin und verwehte ins Vergessen.

Sie mußte wieder weinen. Da fühlte sie eine leise Berührung. Hermann Riedinger hatte den Arm um sie gelegt. So wollte er sie in Zukunft schützen — vor ihr und den Menschen. Und in einer jähen Eingebung erfaßte sie seine Hand, die auf ihrer Schulter lag, und drückte einen inbrünstigen Kuß darauf. Er stand auf und zog die Rechte zurück. Er war ganz erschrocken. „Um Gottes willen ... was machst du denn da, Hedwig?" frug er halblaut. Aber sie schaute zu ihm auf und lächelte schwach ... lächelte zum ersten Male seit Tagen, und sagte: „Laß mich nur! Ich weiß schon, was ich tu'! Du verdienst es. Du bist besser als all die anderen Menschen!"

Da schüttelte er nur leise den Kopf und setzte sich wieder neben sie und ergriff von neuem ihre Hand. Sie lehnte erschöpft und schutzsuchend ihr Haupt an seine Schulter. Die Sonne übergoß sie mit ihrem heißen Gold und dicht vor Hedwigs umflorten Augen schwankte und zitterte, vom nächsten Baum herunter, ein rosiger und schneeiger Hauch an dem tiefblauen Himmel — ein junger Blütenzweig. Der war voll Knospen. Der trug an sich die Hoffnung auf den Frühling und die Frucht des Sommers. Die beiden schauten hin. Und Hedwig war es, als ob auch Riedinger dies Wahrzeichen verstünde. So fest drückte er ihr noch einmal die Hand und lächelte ihr zu. Und in ihr war ein tiefes, erlösendes Ahnen: Nun hoffe auch du ...